Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Zweiundzwanzigster Theil.

Der zerbrochene Krug.
Der Millionär.
Das Bein.
Isländische Briefe.
Herrn Quints Verlobung.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Der zerbrochene Krug.

Man kennt, unter gleichem Namen, ein kleines Stück vom Dichter des „Käthchen von Heilbronn“. Dieses und die hier folgende Erzählung hatten im Jahre 1802 zu Bern einerlei Veranlassung des Entstehens. Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland, des Dichters Sohn, pflogen Freundschaft mit dem Verfasser, in dessen Zimmer ein Kupferstich, „La cruche cassée“ unterschrieben, hing, dessen Gestalten und Inhalt ungefähr dieselben waren, wie sie unten im Kapitelchen „das Gericht“ vorgestellt sind. Die ausdrucksvolle Zeichnung belustigte und verlockte zu mancherlei Deutungen des Inhalts. Im Scherz gelobten die Drei, jeder wolle seine eigenthümliche Ansicht schriftlich ausführen. Ludwig Wieland verhieß eine Satire; Heinrich von Kleist entwarf sein Lustspiel, und der Verfasser gegenwärtiger Erzählung das, was hier gegeben wird.

Mariette.

Zwar La Napoule ist nur ein ganz kleiner Ort am Meerbusen von Cannes; aber man kennt ihn doch in der ganzen Provence. Er liegt im Schatten ewiggrüner, hoher Palmen und dunkler Pomeranzen. Das nun macht ihn freilich nicht

berühmt. Doch sagt man, es wachsen da die feurigsten Weintrauben, die süßesten Rosen und die schönsten Mädchen. Ich weiß es nicht; glaub' es indessen gern. Schade, daß La Napoule so klein ist, und der feurigen Trauben, süßen Rosen und schönen Mädchen unmöglich genug erzeugen kann. Sonst hätte man bei uns zu Lande doch auch davon.

Sind seit Erbauung von La Napoule alle Lanapoulerinnen Schönheiten gewesen, so muß ohne Zweifel die kleine Mariette ein Wunder aller Wunder gewesen sein, weil ihrer sogar die Chronik gedenkt. Man nannte sie zwar nur die kleine Mariette; doch war sie nicht kleiner, als ungefähr ein Kind von siebenzehn Jahren und drüber zu sein pflegt, dessen Stirn genau bis zur Lippe des aufgewachsenen Mannes reicht.

Die Chronik von Napoule hatte ihre guten Gründe, von Marietten zu erzählen. Ich, an der Stelle der Chronik, hätte es auch gethan. Denn Mariette, die mit ihrer Mutter Manon bisher zu Avignon gewohnt hatte, drehte, als sie wieder in ihren Geburtsort kam, diesen beinahe ganz um. Eigentlich nicht die Häuser, sondern die Leute und deren Kopf; und auch wohl nicht die Köpfe aller Leute, sondern vorzüglich solcher, deren Kopf und Herz in der Nähe von zwei schönen seelenvollen Augen immer in großer

Gefahr sind. Ich weiß das. In solchen Fällen ist nicht zu scherzen.

Mutter Manon hätte wohl besser gethan, wäre sie in Avignon geblieben. Aber sie machte in La Napoule eine kleine Erbschaft; sie erhielt da ein Gütchen mit einigen Weinbergen, und ein niedliches Haus im Schatten eines Felsen, zwischen Oelbäumen und afrikanischen Akazien. So etwas schlägt keine unbemittelte Wittwe aus. Nun war sie in ihrer Meinung reich und glücklich, als wär' sie Gräfin von Provence oder dergleichen.

Desto schlimmer ging's den guten Lanapoulesen. Sie hatten sich solches Unheils nicht versehen, und nicht im Homer gelesen, daß eine artige Frau ganz Griechenland und Kleinasien in Harnisch und Zwietracht bringen konnte.

Wie das Unglück kam.

Kaum war Mariette vierzehn Tage im Hause zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien, so wußte jeder junge Lanapoulese, daß Mariette da wohne, und daß in der ganzen Provence kein reizenderes Mädchen wohne, als eben in diesem Hause.

Ging sie durch den Flecken, schwebend leicht und schön, wie ein verkleideter Engel, im flat-

ternden Rock, blaßgrünen Mieder, vorn am Busen eine Orangenblüthe neben Rosenknospen, und Blumen und Bänder wehend um den grauen Hut, der ihr feines Gesicht beschattete, ja, dann wurden die finstern Alten beredt und die Jünglinge stumm. Und überall öffnete sich links und rechts ein Fensterlein, eine Thür, der Reihe nach. — „Guten Morgen," hieß es, oder „guten Abend, Mariette!" Und sie nickte lächelnd rechts und links hin.

Wenn Mariette in die Kirche trat, verliessen alle Herzen (nämlich der Jünglinge) den Himmel; alle Augen die Heiligen, und die betenden Finger verirrten sich in den Perlen der Rosenkranzschnur. Das muß gewiß oft großes Aergerniß gegeben haben, zumal den Frommen.

Zu dieser Zeit sind ohne Zweifel die jungen Mädchen von La Napoule besonders fromm gewesen, denn sie ärgerten sich am meisten. Und es war ihnen kaum zu verdenken. Denn seit Mariettens Ankunft war mehr als ein Bräutigam kühl geworden, und mehr als ein Anbeter seiner Geliebten abtrünnig. Da gab es denn viel Zank und Vorwürfe überall, und viel Thränen, gute Lehren und Körbe. Man sprach gar nicht mehr von Hochzeiten, sondern von Trennungen. Man schickte sich die Pfänder der Treue, Ringe und Bänder, zurück. Die Alten mischten sich in den

Zank ihrer Kinder. Hader und Streit lief von Haus zu Haus. Es war ein Jammer.

Mariette ist an allem Schuld! — sagten die frommen Mädchen; dann sagten's ihre Mütter; dann sagten's die Väter, und zuletzt alle, sogar die jungen Männer.

Aber Mariette, in ihre Sittsamkeit und Unschuld eingehüllt, wie die aufbrechende Gluth der Rosenknospe in das dunkle Grün des Blumenkelches, ahnete von dem großen Elende nichts, und blieb gütig gegen alle. — Das rührte erst die jungen Männer, und sie sprachen: „Warum das holde, harmlose Kind betrüben? Es ist ohne Schuld!" dann sagten es die Väter; dann sagten es die Mütter, und zuletzt alle, sogar die frommen Mädchen. Denn wer mit Marietten sprach, konnte nicht anders, als sie liebgewinnen. Und ehe ein halbes Jahr verging, hatte jeder mit ihr gesprochen, und war sie jedem lieb. Sie aber glaubte nicht, daß sie so geliebt werde; und hatte vorher nicht geglaubt, daß man sie hassen könne. — Was ahnet das dunkle, oft im Grase zertretene Veilchen, wie werth es sei!

Nun wollte Jeder und Jede die Ungerechtigkeit gegen Marietten abbüßen. Mitleiden erhöhte die Zärtlichkeit der Zuneigung. Ueberall fand sich Mariette freundlicher, als je, gegrüßt; freund-

licher angelächelt; freundlicher eingeladen zu ländlichen Spielen und Tänzen.

Vom bösen Colin.

Doch nicht alle Menschen haben die Gabe des süßen Mitleids, sondern sind verstocktes Herzens, wie der Pharao. Dies kömmt ohne Zweifel von dem natürlichen Verderben des Menschen seit dem Sündenfall; oder weil bei der Taufhandlung der Böse nicht in gehöriger Ordnung abgefertigt worden.

Ein denkwürdiges Beispiel solcher Hartherzigkeit gab der junge Colin, der reichste Pächter und Gutbesitzer in La Napoule, der seine Wein- und Oelgärten, Zitronen- und Pomeranzenwälder kaum in einem Tage durchlaufen konnte. Schon dies beweiset das natürliche Verderben seines Gemüthes, daß er beinahe siebenundzwanzig Jahre alt war, ohne gefragt zu haben, wozu ein Mädchen erschaffen sei?

Zwar alle Leute, besonders die weiblichen in einem gewissen Alter, darin sie gern Sünden vergeben, hielten den Colin für den besten Jungen unter der Sonne. Seine Gestalt, sein frisches unbefangenes Wesen, sein Blick, sein Lächeln hatte besonders das Glück, besagten Leuten zu gefallen, die ihm wohl auch zur Noth für eine der

Sünden, die im Himmel schreien, Ablaß gegeben hätten. Allein dem Urtheile solcher Richter ist nicht wohl zu trauen.

Inzwischen alt und jung zu Napoule sich mit der unschuldigen Mariette versöhnt hatte, und sich mitleidig an sie schloß, war Colin der Einzige, welcher für das liebe Kind ohne Erbarmen blieb. Brachte man das Gespräch auf Marietten, ward er stumm wie ein Fisch. Begegnete er ihr auf der Straße, ward er vor Zorn roth und blaß, und warf recht mörderische Blicke nach ihr.

Wenn sich Abends die jungen Leute am Ufer des Meeres bei den alten Schloßtrümmern zu fröhlichen Spielen sammelten, oder zu ländlichem Tanz oder einen Wechselgesang zu beginnen, dann fehlte auch Colin nicht. Sobald aber Mariette kam, ward der tückische Colin still, und er sang um alles Gold der Welt nicht mehr. Schade für seine liebliche Stimme! Jeder hörte sie gern, und unerschöpflich war er in Liedern.

Alle Mädchen sahen den bösen Colin gern, und er war mit allen freundlich. Er hatte, wie gesagt, einen schelmischen Blick, den die Jungfrauen fürchten und lieben; und wenn er lächelte, hätte man ihn malen sollen. Aber natürlich; die oft beleidigte Mariette sah ihn nur gar nicht an. Und da hatte sie vollkommen Recht. Ob er lächelte oder nicht, das galt ihr gleich. Von seinem

schelmischen Blick mogte sie nur nicht reden hören; und da hatte sie abermals Recht. Wenn er erzählte, und er wußte immer viel, und dann alle horchten, neckte sie ihre Nachbarinnen, und warf bald den Pierre, bald den Paul mit abgerupften Kräutern, und lachte und plauderte, und hörte den Colin nicht. Das verdroß dann den stolzen Herrn: er brach oft mitten in der Erzählung ab und ging düster davon.

Rache ist süß. Die schöne Tochter der Frau Manon hätte dann wohl triumphiren können. Aber Mariette war doch ein gar zu gutes Kind und ihr Herz zu weich. Wenn er schwieg, that's ihr leid. Ward er traurig, verging ihr das Lachen. Entfernte er sich, mogte sie nicht lange bleiben; und war sie zu Hause, weinte sie schönere Thränen der Reue, als Magdalene, und hatte doch nicht halb so viel gesündigt.

Der Krug.

Der Pfarrer von La Napoule, nämlich Pater Jerome, ein Greis von siebenzig Jahren, hatte alle Tugenden eines Heiligen, und den einzigen Fehler, daß er wegen hohen Alters sehr harthörig war. Aber dafür predigte er den Ohren seiner Tauf- und Beichtkinder desto erbaulicher, und hörte ihn jeder gern. Zwar predigte er bestän-

dig nur über zwei Sätze, als wenn seine ganze Religion darin wohnte. Entweder: „Kindlein, liebet euch unter einander; oder! Kindlein, die Fügungen des Himmels sind wunderbar!“ Doch wahrlich, darin lag auch so viel Glauben, Liebe und Hoffnung, daß man damit wohl zur Noth recht selig werden könnte. Die Kindlein liebten sich ganz gehorsam unter einander, und hofften auf des Himmels Fügungen. — Nur Colin mit dem kieselharten Herzen wollte nichts davon wissen. Selbst wenn er freundlich zu sein schien, hatte er schlimme Absichten.

Die Napoulesen gehen gern zum Jahrmarkt der Stadt Vence. Es ist da frohes Leben, und wenn auch wenig Geld, doch vielerlei Waare. Nun war Mariette mit Mutter Manon auch zum Jahrmarkt; und Colin war auch da. Er kaufte mancherlei Näschereien und Kleinigkeiten für seine Freundinnen — aber für Marietten um keinen Sous. Und doch war er ihr allenthalben auf den Fersen. Aber er redete sie nicht an, und sie ihn nicht. Man sah wohl, er brütete über etwas Böses.

Da stand Mutter Manon vor einem Gewölbe still, und sagte: „O Mariette, sieh den schönen Krug! eine Königin dürfte sich nicht schämen, ihn mit ihren Lippen zu berühren. Sieh nur, der Rand ist strahlendes Gold, und die

Blumen daran blühen nicht schöner im Garten, und sind doch nur gemalt. Und in der Mitte das Paradies! sieh doch nur, Mariette, wie die Aepfel vom Baume lachen; es gelüstet einem fast. Und Adam kann nicht widerstehen, wie ihm die hübsche Eva einen zum Kosten darbietet. Und sieh doch, wie allerliebst das Lämmchen spielend um den alten Tiger hüpft, und die schneeweiße Taube mit dem goldgrünen Halse vor dem Geier dasteht, als wollte es ihn schnäbeln!"

Mariette konnte sich nicht satt sehen. „Hätte ich solch einen Krug, Mutter," sprach sie: „er ist viel zu schön, daraus zu trinken; ich würde meine Blumen darein setzen und beständig ins Paradies hinein blicken. Wir sind auf dem Markt von Vence, aber seh' ich das Bild, so ist mir, als wären wir im Paradies."

So sprach Mariette, und alle ihre Freundinnen rief sie herbei, den Krug zu bewundern; und bald standen bei den Freundinnen auch die Freunde, und endlich beinahe die halbe Einwohnerschaft von La Napoule vor dem wunderschönen Krug. Aber wunderschön war er auch, vom allerköstlichsten, durchscheinenden Porzellan, mit vergoldeten Handhaben und brennenden Farben. Schüchtern fragte man wohl den Kaufmann: Herr, wie theuer? Und er antwortete: Hundert Livres ist er unter Brüdern werth. Dann schwiegen sie alle, und gingen.

Als keiner mehr von La Napoule vor dem Gewölbe stand, kam Colin geschlichen, warf dem Kaufmann hundert Livres auf den Tisch, ließ den Krug in eine Schachtel legen, mit Baumwolle gefüllt, und trug ihn davon. Seine boshaften Plane kannte kein Mensch.

Nahe vor La Napoule, auf seinem Heimwege, es war schon dunkel, begegnete er dem alten Jacques, des Richters Knecht, der vom Felde kam. Jacques war ein ganz guter Mensch, aber herzlich dumm.

„Ich will dir ein Trinkgeld geben, Jacques," sagte Colin, „wenn du diese Schachtel in Manons Haus trägst und sie da liegen lässest. Und wenn man dich bemerken und fragen sollte: von wem kömmt die Schachtel? so sprich: es hat sie mir ein Fremdling gegeben. Aber meinen Namen verrathe nie, sonst zürn' ichs dir ewig."

Das versprach Jacques, nahm das Trinkgeld und die Schachtel, und ging damit dem kleinen Hause entgegen, zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

Der Ueberbringer.

Eh' er dahin kam, begegnete ihm sein Herr, der Richter Hautmartin, und sprach: Jacques was trägst du?

„Eine Schachtel für Frau Manon. Aber, Herr, ich darf nicht sagen, von wem.“

„Warum nicht?“

„Weil mirs Herr Colin ewig zürnen würde.“

„Es ist gut, daß du schweigen kannst. Doch ists schon spät. Gib mir die Schachtel; ich gehe morgen ohnehin zur Frau Manon. Ich will ihr die Schachtel überreichen, und nicht verrathen, daß sie vom Colin kömmt. Es spart dir einen Weg, und macht mir gutes Geschäft.“

Jacques gab die Schachtel seinem Herrn, dem er ohne Widerspruch in Allem zu gehorchen gewohnt war. Der Richter trug sie in sein Zimmer, und betrachtete sie beim Licht mit großer Neugier. Auf dem Deckel stand mit rother Kreide zierlich geschrieben: Der liebenswürdigen und geliebten Mariette. Herr Hautmartin wußte aber wohl, daß dies nur Schalkheit vom Colin sei, und daß eine arge Tücke dahinter laure. Darum öffnete er die Schachtel vorsichtig, ob nicht eine Maus oder Ratze darin verborgen sei? Als er aber des wunderschönen Kruges ansichtig ward, den er selbst zu Vence gesehen, erschrack er von Herzen. Denn Herr Hautmartin war in den Rechten ein eben so wohlerfahrner Mann, als im Unrechten, und wußte, das Tichten und Trachten des menschlichen Herzens sei böse von Jugend auf. Er sah sogleich ein, Colin wolle

Marietten mit dem Krug in Unglück bringen; ihn, wenn er in ihren Händen wäre, vielleicht für Geschenk eines beglückten Liebhabers aus der Stadt oder für so etwas ausgeben, daß alle rechtliche Leute sich von Marietten hätten entfernen müssen. Darum beschloß Herr Hautmartin, der Richter, um allen bösen Argwohn niederzuschlagen, sich selber als Geber dazu zu bekennen. Ohnedem hatte er Marietten lieb, und hätte gern gesehen, wenn Mariette den Spruch des Pfarrer Jerome besser gegen ihn befolgt haben würde: Kindlein, liebet euch unter einander! Freilich, Herr Hautmartin war ein Kindlein von fünfzig Jahren, und Mariette meinte, der Spruch passe nicht mehr auf ihn. Hingegen Mutter Manon fand, der Richter sei ein verständiges Kindlein, habe Geld und Ansehen im ganzen Napoule, von einem Ende des Fleckens bis zum andern. Und wenn der Richter von Hochzeit sprach, und Mariette aus Furcht davon lief, blieb Mutter Manon sitzen, und fürchtete sich gar nicht vor dem langen, hagern, ehrbaren Herrn. Auch mußte man gestehen, an seinem ganzen Leibe war kein Fehler. Und obwohl Colin der schönste Mann im Flecken sein mogte, hatte doch der Herr Richter in zwei Dingen viel vor ihm voraus, nämlich die großen Jahre, und eine große, allmächtige Nase. Ja, diese Nase,

die dem Richter immer wie ein Trabant voraus ging, seine Ankunft zu verkünden, war ein rechter Elephant unter den menschlichen Nasen.

Mit dieser Nase, seiner guten Absicht und dem Kruge ging der Richter folgenden Morgen in das Haus zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

„Für die schöne Mariette“, sprach er, „ist mir nichts zu kostbar. Ihr habet gestern den Krug zu Vence bewundert. Erlaubt, holde Mariette, daß ich ihn und mein liebendes Herz zu euern Füßen lege.“

Manon und Mariette waren entzückt und erstaunt, als sie den Krug sahen. Manons Augen funkelten selig; aber Mariette wandte sich und sprach: „Ich darf weder euer Herz noch euern Krug nehmen.“ Da ward Mutter Manon zornig, und rief:

„Aber ich nehme Herz und Krug an. O du Thörin, wie lange willst du dein Glück verschmähen? Auf wen wartest du? Soll ein Graf von Provence dich zur Braut machen, daß du den Richter von La Napoule verachtest? — Ich weiß besser für dich zu sorgen. Herr Hautmartin, ich rechne mir's zur Ehre, euch meinen Schwiegersohn zu heißen.“

Da ging Mariette hinaus und weinte bitterlich, und haßte den schönen Krug von ganzem Herzen.

Aber der Richter strich sich mit der flachen Hand über die Nase, und sprach weislich:

„Mutter Manon, übereilet nichts. Das Täubchen wird sich endlich bequemen, wenn es mich besser kennen lernt. Ich bin nicht ungestüm. Ich verstehe mich auf die Weiberchen, und ehe ein Vierteljahr vergeht, schleich' ich mich in Mariettens Herz."

„Dazu ist seine Nase zu groß!" flüsterte Mariette, die draussen vor der Thür horchte und heimlich lachte. In der That, es verging ein Vierteljahr, und Herr Hautmartin war noch nicht einmal mit der Nasenspitze ins Herz eingedrungen.

Die Blumen.

Aber während dieses Vierteljahrs hatte Mariette wohl noch andere Geschäfte. Der Krug machte ihr viel Verdruß und Mühe; und ausserdem wohl sonst noch etwas.

Vierzehn Tage lang sprach man in La Napoule von nichts anderm, als dem Krug. Und jedermann sagte: es sei ein Geschenk des Richters, und die Hochzeit schon verabredet. Als aber Mariette feierlich allen ihren Gespielinnen erklärt hatte, sie wolle ihren Leib lieber dem Abgrunde des Meeres, als dem Richter vermählen, fuhren die

Mädchen nur ärger fort, sie zu necken: sprechend: Ach, wie selig muß es sich ruhen im Schatten seiner Nase! — Dies war der erste Verdruß.

Dann hatte Mutter Manon den grausamen Grundsatz, daß sie Marietten zwang, den Krug alle Morgen beim Brunnen am Felsen zu schwenken und mit frischen Blumen zu füllen. Dadurch hoffte sie Marietten an den Krug und an das Herz des Gebers zu gewöhnen. Aber sie fuhr fort, Gabe und Geber zu hassen. Und die Arbeit am Brunnen ward eine wahre Strafe für sie. Zweiter Verdruß.

Dann, wenn sie Morgens zum Brunnen kam, lagen zweimal in der Woche auf dem Felsstück daneben immerdar einige der schönsten Blumen, schön geordnet, recht für die Pracht des Kruges geschaffen. Und um die Blumenstängel war immer ein Papierstreif geschlungen, und darauf geschrieben: Liebe Mariette. — Nun mußte man der kleinen Mariette doch nicht weiß machen wollen, als wenn es in der Welt noch Zauberer und Feen gäbe. Folglich kamen die Blumen und die süße Anrede derselben von Herrn Hautmartin. Mariette mogte nur nicht daran riechen, bloß weil der lebendige Athem aus des Richters Nase sie umsäufelt hatte. Inzwischen nahm sie die Blumen, weil sie besser waren, als Feldblumen, und zerriß die Papierstreifen in tausend Stücke, und

streute sie auf die Stelle, wo die Blumen zu liegen pflegten. Aber das ärgerte den Richter Hautmartin gar nicht, dessen Liebe unvergleichlich groß war in ihrer Art, wie seine Nase in ihrer Art. Dritter Verdruß.

Endlich aber entdeckte es sich im Gespräch mit Herrn Hautmartin, daß er gar nicht der Geber der Blumen wäre. Wer sollte es nun sein? — Mariette war über die unverhoffte Entdeckung sehr erstaunt. Sie nahm von der Zeit an zwar die Blumen lieber vom Felsen, roch auch daran, aber — wer legte sie dahin? Mariette war, was die Mädchen sonst gar nicht zu sein pflegen, sehr neugierig. Sie rieth auf diesen und jenen Jüngling von La Napoule. Doch errathen ließ sich das nicht. Sie lauschte und lauerte spät hinein in die Nacht; sie stand früher auf. Aber sie erlauschte und erlauerte nichts. Und doch zweimal in der Woche des Morgens lagen immer die Wunderblumen auf dem Felsen, und auf dem darum gewundenen Papierstreif las sie immer den stillen Seufzer an sich: Liebe Mariette! — So etwas muß doch auch den Gleichgültigsten neugierig machen. Aber Neugier macht zuletzt brennende Pein. Vierter Verdruß.

Bosheit über Bosheit.

Nun hatte am Sonntag Pater Jerome wieder über den Satz gepredigt: Des Himmels Fügungen sind wunderbar. Und die kleine Mariette dachte: so wird er's auch fügen, daß ich den unsichtbaren Blumenspender endlich entdecke. Pater Jerome hatte nie Unrecht.

In einer Sommernacht, da es auch allzuwarm gewesen, war Mariette früh erwacht, und konnte nicht wieder einschlafen. Drum sprang sie freudig vom Lager, als das erste Morgenroth über die Meereswellen und über die lerinischen Inseln her gegen das Fenster des Kämmerleins blitzte. Sie kleidete sich und ging hinaus, Antlitz, Brust und Arme am kühlen Brunnen zu waschen; den Hut nahm sie mit, am Meer ein Stündchen zu lustwandeln. Sie kannte da eine heimliche Stelle zum Baden.

Um aber zu der heimlichen Stelle zu kommen, mußte man über die Felsen hinter dem Hause gehen, und von da wieder abwärts, neben Granatbüschen vorbei und Palmen. Diesmal konnte Mariette nicht vorbei. Denn unter der jüngsten und schlankesten der Palmen lag im süßen Schlaf ein junger, schlanker Mann — neben ihm ein Strauß der allerschönsten Blumen. Auch sah man wohl ei weißes Papier daran, auf welchem ver-

muthlich wieder ein Seufzer redete. — Wie konnte Mariette da vorbei kommen?

Sie blieb stehen, und zitterte vor Schreck an allen Gliedern. Dann wollte sie wieder zur Hütte heim. Kaum war sie ein paar Schritte zurückgegangen, sah sie sich wieder nach dem Schläfer um und blieb stehen. Doch aus der Ferne ließ sich sein Gesicht nicht erkennen. — Jetzt oder nie war ein Geheimniß zu lösen. Sie trippelte leise der Palme näher. Aber er schien sich zu regen. Nun lief sie wieder zu Hütte. Doch war seine Bewegung nichts als furchtsame Einbildung Mariettens gewesen. Nun machte sie sich wieder auf den Weg zur Palme. Allein er konnte sich vielleicht mit seinem Schlaf verstellen. Geschwind rettete sie sich zur Hütte. Wer wird aber wegen eines leeren Vielleichts fliehen? Sie trat herzhafter die Reise zur Palme an.

Bei diesem Schwanken ihrer schüchternen und lüsternen Seele zwischen Furcht und Neugier, bei diesem Hin- und Hertrippeln zwischen Hütte und Palmenbaum, war sie doch endlich dem Schläfer immer um einige kleine Schritte näher gekommen, indem auch zugleich die Neugier siegreicher war, als die Furcht.

„Was geht er mich denn an? Der Weg führt mich nur an ihm vorbei. Schlaf er oder wach' er; ich gehe ja nur vorbei.“ So dachte Manons

Tochter. Aber sie ging nicht vorbei, sondern blieb stehen; denn man mußte doch dem Blumenspender recht ins Gesicht schauen, um seiner Sache gewiß zu sein. Zudem schlief er ja, als hätte er seit vier Wochen keinen gesunden Schlummer gehabt. — Und wer war's? — Nun, wer sollte es denn anders sein, als der Erzbösewicht Colin?

Also er war's gewesen, der erst aus alter Feindschaft dem guten Mädchen so viel Todesverdruß mit dem Kruge gemacht und in den verdrießlichen Handel mit Herrn Hautmartin gebracht hatte; er war's gewesen, der dann hinging und sie mit den Blumen neckte, um ihre Neugier zu foltern. Wozu? — Er haßte Marietten. Er betrug sich noch immer in allen Gesellschaften gegen das arme Kind auf unverzeihliche Weise. Er wich aus wo er konnte; und wo er nicht konnte, betrübte er die fromme Kleine. Gegen alle andern Mädchen von La Napoule war er gesprächiger, freundlicher, gefälliger, als gegen Marietten. Man denke! er hatte sie noch nie zum Tanz aufgefordert, und sie tanzte doch allerliebst.

Nun lag er da, verrathen, ertappt. In Mariettens Brust erwachte die Rache. Welche Schmach konnte sie ihm anthun? — Sie nahm den Blumenstraus, lösete ihn auf, streute mit gerechtem Zorn verächtlich sein Geschenk über den Schläfer hin. Nur das Papier, auf welchem wieder der

Seufzer: liebe Mariette! stand, behielt sie, und steckte es geschwind in den Busen. Sie wollte für künftige Fälle diese Probe seiner Handschrift aufbewahren. Mariette war schlau. Nun wollte sie gehen. Aber ihre Rache schien noch nicht gesättigt. Sie konnte nicht von der Stelle, ohne Colins Bosheit mit einer ähnlichen zu strafen. Sie riß von ihrem Hut das veilchenfarbne, seidne Band, und schlang es leise um des Schläfers Arm und um den Baum, und knüpfte den Colin mit drei Knoten fest an die Palme. Wenn er nun erwachte, wie mußte er erstaunen! wie mußte ihn die Neugier foltern, wer ihm auch den Streich gespielt! — Das konnte er unmöglich errathen. Desto besser. Es geschah ihm recht.

Mariette war nur noch allzu gnädig gegen ihn. Ihr Werk schien sie zu reuen, als sie es vollbracht hatte. Ihre Brust flog ungestüm. Ich glaube gar, es kam ihr ein Thränchen in die Augen, mit denen sie nur allzu mitleidig den Verbrecher betrachtete. Langsam ging sie zu den Granatbüschen am Felsen zurück — sie sah sich oft um; langsam den Felsen hinauf, sie sah oft hinab nach der Palme. Dann eilte sie zur rufenden Mutter Manon.

—

Das Hutband.

Aber noch den gleichen Tag übte Colin neue Tücke. Was that er? — Oeffentlich beschämen wollte er die arme Mariette. Ach! sie hatte nicht bedacht, daß man ihr veilchenfarbnes Band in ganz Napoule kenne! — Colin kannte es nur zu gut. Er schlang es stolz um seinen Hut, und trug es vor aller Welt zur Schau, wie eine Eroberung. Und jeder und jede rief: „Er hat es von Marietten.“ Und alle Mädchen riefen zürnend: „Der Bösewicht!“ und alle Jünglinge, die Mariette gern sahen, riefen: „Der Bösewicht!“

„Wie? Mutter Manon?“ schrie der Richter Hautmartin, als er zu Manon kam, und er schrie so laut, daß es in seiner ganzen Nase wunderbar wiederhallte: „Wie? das duldet ihr? meine Braut beschenkt den jungen Pächter Colin mit ihrem Hutband? Es ist hohe Zeit, daß wir unsere Hochzeit feiern. Ist die vorbei, so hab' ich auch ein Recht, zu reden.“

„Ihr habet Recht!“ antwortete Mutter Manon: „Wenn die Sache so steht, muß die Hochzeit schnell sein. Ist die vorbei, ist alles vorbei.“

„Aber, Mutter Manon, Eure Tochter weigert mir noch immer das Jawort.“

— Rüstet nur das Hochzeitsmahl!

„Aber sie will mich auch nicht einmal freund-

lich ansehen; und wenn ich mich zu ihr setze, springt die kleine Wilde auf und rennt davon."

— Herr Richter, rüstet nur das Hochzeitmahl.

„Aber wenn sich Mariette sträubt?"

— Wir wollen sie überrumpeln. Wir gehen zum Pater Jerome. Am Montag Morgen in aller Früh und aller Stille soll er die Trauung vollziehen. Das wollen wir ihm schon beibringen. Ich bin Mutter. Ihr seid die erste obrigkeitliche Person in La Napoule. Er muß gehorchen. Doch Mariette darf davon nichts wissen. Am Montag früh schicke ich sie zum Pater Jerome, ganz allein, mit einem Auftrag, damit sie nichts ahnet. Dann soll ihr der Pfarrer an's Herz reden. Ein halbes Stündchen drauf kommen wir beide. Dann geschwind zum Altar. Und wenn auch Mariette da noch nein ruft: was macht's? Der alte Herr kann ja nicht hören. Aber still bis dahin gegen Marietten und ganz La Napoule.

Dabei bliebs unter den Beiden. Mariette ließ sich von dem Glück nicht träumen, das ihr bevorstand. Sie dachte nur an Colins Bosheit, der sie im ganzen Ort zum Gespräch der Leute gemacht hatte. O wie bereute sie die Unbesonnenheit mit dem Bande! und doch verzieh sie im Herzen dem Bösewicht seine Schuld. Mariette war viel zu gut. Sie sagte ihrer Mutter, sie sagte allen Gespielinnen: „Der Colin hat mein verlornes Hut-

band gefunden. Ich hab' es ihm nicht gegeben. Nun will er mich damit ärgern Ihr wisset ja, der Colin ist mir von jeher übelan gewesen, und hat immer gesucht, wo er mich kränken konnte!"

Ach, das arme Kind! es wußte nicht, auf welche neue Abscheulichkeit der heimtückische Mensch schon wieder sann.

Der zerbrochene Krug.

In der Frühe trat Mariette mit dem Krug zum Brunnen. Noch lagen keine Blumen auf dem Felsstück. Es war auch wohl zu früh; kaum stieg die Sonne aus dem Meere.

Da rauschten Tritte. Da kam Colin; in seiner Hand die Blumen. Mariette ward blutroth im Gesichte. Colin stammelte: „Guten Morgen, Mariette!" — Aber es ging ihm nicht von Herzen mit dem Gruß; er konnte ihn kaum über die Lippen bringen.

„Warum trägst du so öffentlich mein Band, Colin?" sagte Mariette, und stellte den Krug auf das Felsstück. „Ich gab's dir nicht."

„Du gabst mir's nicht, liebe Mariette?" fragte er, und ward blaß von innerer Wuth.

Mariette schämte sich ihrer Lüge, senkte die Augenlieder und sagte nach einer Weile: „Wohl,

ich hab' es dir gegeben; doch du sollst es nicht zur Schau tragen. Gib mir's zurück."

Da knüpfte er's langsam los: sein Aerger war so groß, daß er die Thränen im Auge nicht, und nicht die Seufzer seiner Brust verbergen konnte.

„Liebe Mariette, laß mir dein Band!" sagte er leise.

„Nein!" antwortete sie.

Da ging sein versteckter Grimm in Verzweiflung über. Er blickte mit einem Seufzer gen Himmel, dann düster auf Marietten, die still und fromm am Brunnen stand mit niedergeschlagenen Augen und herabhangenden Armen.

Er wand das veilchenblaue Band um den Straus der Blumen; rief: „So nimm denn alles hin!" und schleuderte die Blumen so tückisch zum prächtigen Krug auf dem Felsstück, daß dieser herab zu Boden stürzte und zerbrach. Schadenfroh floh er davon.

Mutter Manon hatte alles, hinter dem Fenster lauschend, gehört und gesehen. Als aber der Krug brach, verging ihr Hören und Sehen. Sie war kaum der Sprache mächtig vor Entsetzen. Und als sie sich mit Gewalt zum engen Fenster hinausdrängte, dem flüchtigen Verbrecher nachzuschreien, riß sie das Fenster aus den morschen Steinen, daß es mit grausenhaftem Getöse zur Erde stürzte und zerbrach.

So viel Unglück hätte jede andere Frau ausser Fassung gebracht. Aber Manon erholte sich bald. „Ein Glück, daß ich Zeugin seines Frevels war!“ rief sie: „er muß vor den Richter! Er soll Krug und Fenster mit seinem Golde mir aufwiegen. Das gibt dir reiche Aussteuer, Mariette!“ Als aber Mariette die Scherben des durchlöcherten Kruges brachte — als Manon das Paradies verloren sah, den guten Adam ohne Kopf, und von der Eva nur noch die Beine feststehend; die Schlange unverletzt triumphirend, den Tiger unbeschädigt, aber das Lämmlein bis auf den Schwanz verschwunden, als hätte es der Tiger hintergeschluckt, — da brach Mutter Manon heulend in Verwünschungen des Colin aus, und sagte: „Man siehts wohl, der Wurf kam aus Teufels Hand.“

Das Gericht.

Und sie nahm den Krug in der einen, Marietten an der andern Hand, und ging um die neunte Stunde zu Herrn Hautmartin, wo er zu Gericht zu sitzen pflegte. Da brachte sie mit lautem Geschrei ihre Klage vor, und zeigte den zerbrochenen Krug und das verlorne Paradies. Mariette weinte bitterlich.

Der Richter, als er den Krug zerbrochen und

die schöne Braut in Thränen sah, gerieth in so gerechten Zorn gegen den Colin, daß seine Nase veilchenblau ward, wie Mariettens berühmtes Hutband. Er ließ durch sein Schergen alsbald den Frevler herbeiholen.

Colin kam, tiefbetrübt. Mutter Manon wiederholte nun ihre Klage mit vieler Beredsamkeit vor Richter, Schergen und Schreibern. Aber Colin hörte nichts. Er trat zu Marietten, und flüsterte ihr zu: „Vergib mir, liebe Mariette, wie ich dir vergebe. Ich brach dir aus Versehen nur den Krug; du aber, du hast mir das Herz gebrochen!"

„Was soll das Geflüster da?" rief mit richterlicher Hoheit Herr Hautmartin. „Höret auf Eure Anklage und vertheidigt Euch."

„Ich vertheidige mich nicht. Ich habe den Krug zerbrochen wider meinen Willen!" sagte Colin.

„Das glaub ich fast selbst!" sagte schluchzend Mariette: „Ich bin so schuldig wie er; denn ich hatte ihn beleidigt und in Zorn gebracht. Da warf er mir das Band und die Blumen unvorsichtig zu. Er kann nicht dafür."

„Ei seht mir doch!" schrie Mutter Manon: „will das Mädchen noch seine Schutzrednerin sein?

Herr Richter, sprechet! Er hat den Krug zerbrochen, das läugnet er nicht; und ich seinetwillen das Fenster, — will er läugnen, kann er's sehen."

„Da Ihr nicht läugnen könnet, Herr Colin," sprach der Richter, „so zahlet Ihr für den Krieg dreihundert Livres, denn so viel ist er werth; und dann für . . ."

„Nein," rief Colin, „so viel ist er nicht werth. Ich kaufte ihn zu Vence auf dem Markt für Marietten um hundert Livres."

„Ihr ihn gekauft, Herr Unverschämter?" schrie der Richter, und ward im ganzen Gesichte wie Mariettens Hutband. Doch mehr konnte er und wollte er nicht mehr sagen, denn er fürchtete widerliche Erörterungen in der Sache.

Aber Colin ward zornig wegen des Vorwurfs, und sprach: „Ich schickte diesen Krug am Abend des Markttags durch euern eigenen Knecht an Marietten. Dort steht ja Jacques an der Thür. Er ist Zeuge. Jacques, rede; gab ich dir nicht die Schachtel, du solltest sie zur Frau Manon tragen?"

Herr Hautmartin wollte dazwischen donnern. Aber der einfältige Jacques sagte: „Besinnt Euch nur, Herr Richter, Ihr nahmt mir Colins Schachtel ab, und trugt, was darin gewesen, zur Frau

Manon. Die Schachtel liegt ja dort noch unter den Papieren."

Da mußten die Schergen den einfältigen Jacques hinauswerfen; und auch Herr Colin ward hinausgewiesen, bis man ihn wieder rufen werde.

„Ganz wohl, Herr Richter!" entgegnete Colin: „aber dies Stückchen soll Euer letztes in Napoule sein. Ich weiß wohl mehr, als dieß, daß Ihr Euch mit meinem Eigenthum bei Frau Manon und Marietten in Gunst setzen wolltet. Wenn Ihr mich sucht, so werdet Ihr wohl thun, nach Grasse zum Herrn Landvogt zu reiten." Damit ging Colin.

Herr Hautmartin war über den Handel sehr verwirrt, und wußte in der Bestürzung nicht was er that. Frau Manon schüttelte den Kopf. Die Sache war ihr gar dunkel und verdächtig worden. Wer wird mir nun den zerbrochenen Krug zahlen?" fragte sie.

„Mir", sagte Mariette mit glühendem, verklärtem Angesichte, „mir ist er schon bezahlt."

Wunderbare Fügungen.

Colin ritt noch gleiches Tages nach Grasse zum Herrn Landvogt, und kam andern Morgens in

der Frühe zurück. Herr Hautmartin aber lachte nur dazu und redete der Frau Manon allen Argwohn aus, und schwor, er wolle sich die Nase abschneiden lassen, wenn Colin nicht dreihundert Livres für den zerbrochenen Krug zahlen müsse. — Auch ging er mit Frau Manon zum Pater Jerome, wegen der Trauung, und schärfte ihm wohl ein, Marietten ernsthaft ihre Pflicht vorzustellen, als gehorsame Tochter dem Willen der Mutter und der Vermählung nicht zu widerstreben. Das versprach auch der alte, fromme Herr, obwohl er nur die Hälfte von Allem verstand, was man ihm ins Ohr schrie.

Aber Mariette nahm den zerbrochenen Krug in ihre Schlafkammer, und hatte ihn nun erst recht lieb, und ihr war, als wäre das Paradies in ihre Brust eingezogen, seit es auf dem Krug durchlöchert worden.

Als nun der Montag Morgen kam, sprach Mutter Manon zu ihrer Tochter: „Kleide dich wohl an, und trage dieses Myrthenkränzlein zum Pater Jerome; er verlangt es für eine Braut.“ — Mariette kleidete sich sonntäglich, nahm ohne Arg den Myrthenkranz und trug ihn zum Pater Jerome.

Unterwegs begegnete ihr Colin, der grüßte sie freundlich und schüchtern; und als sie sagte, wohin sie den Kranz trage, sprach Colin: ich gehe

den gleichen Gang, denn ich muß dem Pfarrer das Geld bringen für den Kirchenzehnten. Und wie sie beide gingen, nahm er schweigend ihre Hand; da zitterten beide, als hätten sie große Verbrechen gegen einander im Schilde.

„Hast du mir vergeben?“ flüsterte ängstlich Colin. „Ach, Mariette, was hab ich dir gethan, daß du so grausam gegen mich bist?“

Aber sie konnte nichts sagen, als: „Sei nur ruhig, Colin, das Band sollst du wieder haben. Und ich will deinen Krug behalten. Gelt, er ist doch von dir?“

„Ach, Mariette, kannst du zweifeln? Sieh, was ich habe, dir mögt' ich Alles geben. Willst du mir künftig freundlich sein, wie Andere?“

Sie antwortete nicht. Als sie aber in das Pfarrhaus traten, blickte sie ihn seitwärts an, und da sie seine schönen Augen naß sah, lispelte sie ihm zu: „Lieber Colin!“ — Da bog er sich und küßte ihre Hand. Da ging die Thür eines Zimmers auf, und Pater Jerome in ehrwürdiger Gestalt stand vor ihnen. — Die jungen Leute waren wie vom Schwindel befallen, denn sie hielten fest eins am andern. Ich weiß nicht, war das die Wirkung des Handkusses, oder die Ehrfurcht vor dem Greis?

Da reichte ihm Mariette das Myrthenkränzlein. Er legte es auf ihr Haupt und sprach: Kindlein, liebet euch unter einander! und redete nun dem guten Mädchen auf das Beweglichste und Rührendste zu, den Colin zu lieben. Denn der alte Herr hatte wegen seiner Harthörigkeit den Namen des Bräutigams entweder falsch gehört, oder wegen des alternden Gedächtnisses vergessen, und meinte, Colin müsse der Bräutigam sein.

Da brach unter dem Zuspruch des Greises Mariettens Herz, und mit Thränen und Schluchzen rief sie: „Ach, ich lieb' ihn ja schon lange, aber er hasset mich."

„Ich dich hassen, Mariette?" rief Colin: „Meine Seele lebte nur in dir, seit du nach La Napoule gekommen. O Mariette, wie konnte ich denn hoffen und glauben, daß du mich liebtest? Betet dich nicht ganz La Napoule an?"

„Warum flohst du mich, Colin, und zogest alle meine Gespielen mir vor?"

„O Mariette, ich ging in Furcht und Zagen, in Kummer und Liebe unter, wenn ich dich sah. Ich hatte den Muth nicht, dir nahe zu sein; und war ich nicht bei dir, war ich noch unglückseliger."

Als sie so gegen einander redeten, meinte der gute Vater, sie haderten. Und er legte seine Arme

um beide, führte sie zusammen und sprach flehend: Kindlein, Kindlein, liebet euch unter einander!"

Da sank Mariette an Colins Brust, und Colin schlug beide Arme um sie, und beider Antlitz strahlte in schöner Verklärung. Sie vergaßen den Pfarrer, die ganze Welt. Colins Lippe hing an Mariettens süßem Munde. Es war zwar nur ein Kuß, aber wahrlich ein Kuß der lieblichsten Vernichtung. Beide waren in einander aufgelöset. Beide hatten so ganz ihre Besinnung verloren, daß sie, ohne es zu wissen, dem entzückten Pater Jerome in die Kirche folgten und vor den Altar.

„Mariette!" seufzte er.

„Colin!" seufzte sie.

In der Kirche beteten viele Andächtige; aber mit Erstaunen wurden sie Zeugen von Colins und Mariettens Vermählung. Viele liefen noch vor Beendigung der Feierlichkeit hinaus, es links und rechts in La Napoule verkünden zu können: Colin und Mariette sind vermählt.

Als die Trauung vollbracht war, freute sich Pater Jerome redlich, daß es ihm so gut gelungen, und von den Brautleuten so wenig Widerstand geleistet war. Er führte sie in's Pfarrhaus.

Da kam athemlos Mutter Manon. Sie hatte zu Hause lange auf die Ankunft des Bräutigams gehofft. Er war nicht gekommen. Beim letzten Glockengeläut hatte die Angst sie getrieben, und sie selbst sich auf den Weg zum Herrn Hautmartin gemacht. Dort aber war neues Entsetzen über sie gekommen. Sie erfuhr, der Herr Landvogt nebst den Dienern der Vigurie sei erschienen, habe Rechnungen, Kassen und Protokolle des Richters in Untersuchung genommen; dann den Herrn Hautmartin in der gleichen Stunde verhaften lassen.

„Das hat gewiß der gottlose Colin gestiftet!“ war ihr Gedanke. Nun hatte sie sich eilfertig zum Pfarrhaus begeben, um beim Pater Jerome den Aufschub der Trauung zu entschuldigen. Da trat ihr lächelnd, und mit Stolz auf sein Werk, der gute Greis entgegen, und an seinen Händen das neuvermählte Paar.

Jetzt verlor Frau Manon in vollem Ernst Gedanken und Sprache, als sie das Vorgefallene vernahm. Aber Colin hatte der Gedanken und Sprache jetzt mehr, als sonst in seinem ganzen Leben. Er fing von seiner Liebe an und dem zerbrochenen Kruge und von des Richters Falschheit, und wie

er diesen Ungerechten zu Grasse in der Vigurie entlarvt habe. Dann bat er um Mutter Manons Segen, weil es nun geschehen sei, ohne daß Mariette noch er daran Schuld wären.

Pater Jerome, der lange nicht verstand, was geschehen sei, faltete, als er über die Vermählung durch Mißverständniß den vollsten Aufschluß empfangen, die Hände fromm, und rief mit emporgehobenem Blick: „Wunderbarlich sind des Himmels Fügungen!“ — Colin und Mariette küßten ihm die Hände; Mutter Manon, aus bloßer Ehrfurcht vor dem Himmel, gab dem jungen Ehepaar ihren Segen, bemerkte aber zwischenein, der Kopf sei ihr wie umgedreht.

„Aber bin ich denn nun wirklich eine Frau?“ fragte Mariette, „und wirklich schon Colins Frau?“

Mutter Manon nickte mit dem Kopf, und Mariette hing sich an Colins Arm. So gings auf Colins Meierhof, zu seinem Wohnhaus, durch den Garten.

„Sieh hier die Blumen, Mariette!“ rief Colin: „wie sorgsam pflegte ich sie für deinen Krug!“

Colin, der das schöne Abentheuer nicht erwartet hatte, rüstete nun ein Hochzeitfest aus dem Stegreif. Zwei Tage hat es gedauert. Ganz La Napoule ward bewirthet. Wer könnte Colins Freude

und Verschwendung beschreiben? Frau Manon selbst ward ihres Schwiegersohns froh, als sie seinen Reichthum erst recht kennen lernte, und besonders da Herr Hautmartin gefangen, sammt seiner Nase, nach Grasse abgeführt ward.

Der zerbrochene Krug aber ward in der Familie bis auf den heutigen Tag als Andenken und Heiligthum aufbewahrt.

Der Millionär.

Eine Doppelgeschichte.

I.

Wenn wir beim alten Oberforstrath von Rödern beisammen saßen des Abends, und das war regelmäßig in der Woche einmal, gab es immer die reichste Unterhaltung. Kein Kartenspiel, keine Witterungshistorien, keine Musterung der Nachbarn, keine Kannegiesserei war da vonnöthen. Man langweilte und plagte sich auch nicht mit dem modischen Deklamiren, noch weniger, daß sich eine fingerfertige Figur zum Klavier setzte, um sich bewundern zu lassen. Das Gespräch flog unstät und bienenartig von einem Gegenstand zum andern, und sog aus jeder Blume Honig. Jede Uebereinstimmung der Meinungen war so lehrreich, als der Zwist derselben. Am allerliebsten hatten wir's, wenn der alte Oberforstrath dazwischen trat, mit kleinen Erinnerungen aus seiner Lebensgeschichte. Ich habe mir manche derselben nachmals zu Hause aufgezeichnet.

Ich will hier ein Paar davon zum Besten geben, die mich sehr anzogen. Aber so angenehm kann ich sie unmöglich wieder erzählen, wie er sie uns vortrug.

Es kam eines Abends die Rede auf den französischen Weltweisen Rousseau, auf seine empfindliche Gemüthsart, auf seine Verachtung der Großen und Reichen, auf seine stolze Armuth, auf den Widerspruch zwischen seiner kindlichen Gutmüthigkeit und Menschenfeindlichkeit.

Einige vertheidigten den unglücklichen Weisen, der die Welt nie nahm, wie sie war; Andere machten ihm Vorwürfe. Das Gespräch kam auf die Wirkungen der Armuth und des Reichthums bei geistvollen, redlichen Menschen. Was wäre Rousseau geworden, wenn er im Purpur geboren wäre, oder wenn ihn das Glück mit Tonnen Goldes ausgestattet hätte? Dies und das ward besprochen, und mancher artige Einfall sprang in die Welt.

Darauf hub der alte Oberforstrath an: Ich will Ihnen doch ein paar Geschichtchen erzählen, die mir eben dabei einfallen. Ob sie ganz hier passen oder Ihre Streitfrage entscheiden mögen, weiß ich nicht. Beide sind in ihrer Art wunderbarlich; eine derselben gab einen wahren Hauptspaß. Die Helden beider Geschichten waren meine Universitätsgefährten, und einer derselben ist noch heut mein treuer, lieber Freund.

Wir horchten alle.

Der Banquier und der Krämer.

Unter meinen Bekanntschaften auf der hohen Schule zeichnete sich der junge Kasimir Morn durch eine angenehme Gestalt und Gesichtsbildung, noch mehr durch seine vortrefflichen Geistesanlagen und seinen Fleiß aus. Er war Meister mehrerer älterer und neuerer Sprachen, sang vortrefflich, machte seinen niedlichen Vers, und ungeachtet der reichen Wechsel, die er von Hause erhielt, war er nichts weniger als rohen Ausschweifungen geneigt. Er bezahlte für einige arme Mitstudirende Wohnung und Kost, hielt sich ein Reitpferd, und kam selten zu den wüsten Gelagen der Zechbrüder. Schon ehe er die Universität besuchte, hatte er mit seinem Vater eine Reise durch den größten Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs gemacht, dies ihn gebildet. Sein Vater war Banquier. Der junge Kasimir folgte seiner Neigung zu den Wissenschaften.

Ein halbes Jahr vorher, ehe er die Universität verließ, begleitete ich ihn in den Ferien für einige Wochen nach Hause. Sein Vater lebte in der kurfürstlichen Residenz gar stattlich. Sein Haus war von den ersten Personen des Hofes besucht. Ich ward mit Güte, als Kasimirs Freund, aufgenommen, mit Verschwendung bewirthet.

Neben dem Mornischen Palaste stand ein altes,

baufälliges, finsteres Haus. Darin wohnte ein Gewürzkrämer, Namens Romanus; ein wunderlicher Kauz, der ärgste Geizhals der Stadt. Man sagte allgemein, er sei Millionär; dem ungeachtet verkaufte er seinen Kaffee, Pfeffer, Sirup und Käse noch immer selber, oder an seiner Stelle, denn einen Ladendiener wollte er nicht halten, wog auch zuweilen seine hübsche Tochter Karoline das Loth Schnupftabak ab.

Kasimir und die kleine Krämerin hatten ehemals als Nachbarskinder mit einander gespielt, und die Freundschaft und das vertrauliche Du der Jugend noch beibehalten, da sie aufgehört hatten, Kinder zu sein. Der Banquier mochte mancherlei gegen das Du einzuwenden haben, denn er war etwas stolz. Er dachte daran, sich und seinen Sohn adeln zu lassen. Der Krämer meinte seinerseits, es schicke sich für die erwachsene Jungfrau nicht, Kasimirn zu duzen; hatte jedoch nichts dagegen, wenn der in den Laden kam und Rosinen und Mandeln kaufte, um Karolinen zu sehen. Jeder Gang in den Laden mußte ja baar bezahlt werden.

Während meines Aufenthalts im Mornischen Hause gab es mancherlei ernste Auftritte. Zum Beispiel, Kasimir schwor hoch und theuer, er werde sich nie vermählen, wenn es nicht mit Karolinen wäre. Beide waren mit einander einver-

standen. Karoline machte ihrem Vater ähnliche Schwüre. Der Krämer lachte, und der Banquier seufzte.

Herr Morn schien endlich nachgeben zu wollen; denn er liebte seinen Sohn. Vielleicht hatte auch die Million des Herrn Romanus etwas Ehrwürdiges für ihn. So viel war gewiß, eine reichere Braut konnte Kasimir in der ganzen Stadt nicht finden.

Alles wäre nun schnell in Richtigkeit gebracht worden; denn der Banquier hatte nichts gegen die Million und nichts gegen die Rosenwangen, Vergißmeinnichtaugen und rabenschwarzen Locken der schlanken Karoline einzuwenden. Von der andern Seite fand Herr Romanus, der Sohn des reichen Banquier sei nicht übel, und Herr Morn mache gute Geschäfte. Rechnete man dazu, daß Kasimir dreiundzwanzig, Karoline sechzehn Jahre zählte; daß beide sich herzlich liebten, und Beide schon in der Stille Traktaten abgeschlossen hatten, die über Tod und Grab hinweg von Ewigkeit zu Ewigkeit dauern sollten: so mußte man eingestehen, die Hochzeit sei hier äusserst zweckmäßig. Auch ich glaubte nicht anders. Wir hatten uns jedoch allesammt verrechnet.

Herr Romanus, wie gesagt, ein wunderlicher Kauz, traute keinem Gewerbe, Stand und Geschäft, als dem Krämergewerbe. Gelehrsamkeit

galt bei ihm nichts; Kriegsleben hieß ihm Räuberleben; Bankgeschäfte nannte er Glücksspielerei. „Kein Kurfürstenthum ist ein solch solides Etablissement, als ein wohleingerichteter Klein- und Spezereihandel!“ pflegte er zu sagen. Die Folge dieser seltenen Zufriedenheit mit seinem Stande war, daß er das unwiderrufliche Hausgesetz gab: es könne niemand sein Eidam werden, er sei denn ein Krämer.

Der Stolz des Banquiers empörte sich gegen diese lächerliche Bedingung. Kasimir gerieth in bittere Verlegenheit; selbst Karoline wollte ihrem Geliebten nicht zumuthen, daß er ihretwillen zeitlebens Pfefferdüten drehen sollte. Sie hoffte, ihr Vater werde endlich nachgeben. Ich glaubte es auch. Jedermann war der Meinung.

Kasimir, bei seinen Kenntnissen und Anlagen, bei dem Reichthum seines Vaters, bei dessen Verbindungen am Hofe, hatt für sein Leben die glänzendsten Aussichten. Die ersten Stellen des Staats standen ihm offen. Die Minister hatten ihm schon seine Laufbahn vorgezeichnet. Er sollte sogleich bei der kurfürstlichen Regierung als Referendar im Justizfach angestellt werden, doch nur etwa für ein halbes Jahr, um dann sogleich in eine der ersten offen werdenden Stellen von Bedeutung hineingezogen zu werden. Wegen Auswirkung des Adelsdiploms waren vorläufige Schritte gethan.

— — Nun kam der unglückselige Herr Romanus, und verlangte plattweg, Kasimir müsse, als Eidam, bei ihm wohnen, allem Firlefanz der Welt entsagen, Pfefferdüten drehen und seinen Mitbürgern eigenhändig Sirup zumessen, und Heringe stückweis à sechs bis acht Kreuzer verkaufen.

Denke sich Jeder in die Lage des guten Kasimir!

Ich weiß wohl, wenn man dreiundzwanzig Jahre alt ist, kann man für ein frommes liebes Mädchen Alles wagen: Batterien stürmen, Tod und Wunden verachten, mit dem Teufel selbst in den Kampf treten, in Einöden wohnen, mit Salz und Brod vorlieb nehmen — Alles, Alles! Aber Krämer werden aus einem Staatsminister in Hoffnung, Suizentkanaster abwägen lebenslang, und holländischen Käse einwickeln, das ist mehr, als Wunde, Tod, Teufel und Einöde.

Es war mir bei dem allen seltsam, daß der stolze Banquier Morn abermals der erste war, welcher im Stillen seinem Sohn rieth, mit dem wunderlichen Romanus Kapitulation zu versuchen. Kasimir sagte mir das. Ich schüttelte den Kopf. „Meint der langzöpfige Philister, weil er Millionär sei, könne er jeden Ehrenmann zu sich in den Koth ziehen?“ sagte ich.

Kasimir war aber verliebt. Ich merkte es wohl. Seine Göttin zu gewinnen, hätte er auch

wohl zeitlebens Kaffeebohnen abgezählt. Da schwieg ich; denn Verliebten ist nicht gut rathen. Hingegen die edle Karoline selbst sträubte sich wider die Erfüllung von ihres Vaters Gesetz. Es ward verabredet, Kasimir solle noch ein halbes Jahr zur Universität zurückkehren; unterdessen wolle man den wunderlichen Papa allseitig bearbeiten. Im Nothfall sollte es an Thränen, Ohnmachten und Todesvorbereitungen nicht fehlen.

Wie beschlossen, so gethan. Wir ritten nach abgelaufenen Ferien zu unserer hohen Schule zurück.

Der Banquier unten, der Krämer oben.

Karoline war eine fleißige Briefschreiberin. Kasimir erfuhr jeden Schritt, den sie that. Sie schrieb sehr artig, sehr schwärmerisch. Und ob sie gleich ihren Vater nicht von einem einzigen Buchstaben seines Gesetzes abtrünnig machen konnte, blieb sie doch gutes Muths und voller Hoffnung. „Uebrigens“, das war immer ihr Schluß und Trost, „bin ich erst sechszehn, du erst dreiundzwanzig.“

Ungefähr vier Monate waren verflossen, als Kasimir eines Morgens mit verstörtem Gesicht zu mir aufs Zimmer kam. Er hatte einen Brief von seinem Vater nebst zehntausend Gulden baar in Gold erhalten. „Das ist das Letzte,“ schrieb der Banquier seinem Sohne, „was ich dir geben

kann; dein ganzes Vermögen ist es. Ich bin bankerot und landesflüchtig, und eile über England nach Westindien. Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen."

Natürlich, solch ein Schicksalsstückchen gehört nicht zu den reizendsten. Die zehntausend Gulden, die ihm blieben, waren nicht einmal ein Drittheil von dem, was ihm von dem verschwundenen Vermögen seiner verstorbenen Mutter gehörte. Ich wollte ihn trösten. Er aber fuhr sich rasch mit der Hand über das Gesicht, als wollte er seinen Verdruß wegwischen. „Füge mir", sagte er, „doch diese Schande nicht zu einem Mißgeschick, als könnte mich Verarmung schmerzen, und mir die Zukunft verfinstern! Ich bin nicht unglücklich geworden, nur ein wenig überrascht. Tröste mich nicht, denn du beleidigst mich. Zerstreue mich nur für heut; morgen bedarf ich selbst der Zerstreuung nicht mehr."

Ich ließ die Pferde satteln. Nach einem wilden Ritt hatte ich mehrere Freunde zum Punsch beschieden. Mein junger Philosoph war heiter. Erzählte uns allen die Geschichte seines raschen Glückswechsels, belustigte sich über seine Verarmung, und sagte: „Morgen mache ich Plane." Alle, die ihn hörten, erschracken und bedauerten ihn. Alle schworen ihm treue Freundschaft in Noth und Tod. Nur ein einziger in der Gesell-

schaft, der junge Engelbert, einer der besten Köpfe unter uns, trat lachend zu ihm, und sagte: „All' insgesammt sind Narren. Ich wünsche dir Glück, daß du deines Lumpengeldes los bist. Jetzt erst wirst du wissen, was du werth bist. Und ich sehe wohl, du bist etwas werth. Ein Millionär, ein Fürst, ein schönes Mädchen sind Dinge, von denen man nie mit Zuversicht sagen kann, ob sie ausser dem Geldkasten, Stand und hübschen Gesicht noch etwas für sich gelten lassen mögen."

Es waren nicht alle von Engelberts Meinung. Ich selbst sah in ihm nur einen aufbrausenden Schwärmer, besonders da er fortfuhr und sagte: „Ich will ein Buch schreiben und lehren, wie ein Staat wohl eingerichtet sein müsse. Da müssen alle Flachköpfe, alle Krüppel, Lahme und Engherzige, desgleichen alle betagte Leute, denen ein bequemlicheres Leben nöthig ist, das meiste Geld vom Staat empfangen; sterben sie, soll ihr Vermögen dem Staat zurückfallen. Hingegen den reichen Leuten, nämlich den Jünglingen und allen, die Kopf und Herz am rechten Fleck haben, soll kein Kreuzer gereicht werden. Sie müssen mit ihren Kräften schaffen und sich nähren mühsam. Dabei wird etwas Großes herauskommen. Da wird mehr als Sparta sein. Staatsdiener, Feldherren, Priester sollen in groben, armen Gewändern einhergehen, in gemeinen

Häusern wohnen, schlechte Kost haben, damit man immer sehe, wer sie sind, und das Volk von keinem Glanz geblendet werde. Der Weiseste, Tugendhafteste, Thätigste, Tapferste soll der Reichste heißen, weil er es ist. In meinem platonischen Staate sollen die Armen Millionärs sein. Seht, so sollte es auch in der Wirklichkeit sein. Aber wir leben in einem wahren Hottentotten-Jahrhundert und in der Verkehrung aller Begriffe. Die Vorsehung ist allein weise, und bringt die verdrehte Welt wieder in Ordnung, daß sie nicht ganz und gar zu Grunde gehe. Man sagt freilich, das Glück ist in Austheilung seiner Gaben blind; es gibt dem Dummkopf die Schätze, dem Talent und Verdienst den Bettelstab. Ich aber sage: das ist göttliche Weisheit und die rechte Herstellung des Gleichgewichts der Mittel."

„Was?" rief einer der Zuhörer: „ich soll für Nichts arbeiten? Ich freue mich meiner Kraft, daß ich mir durch sie Ruhm und Reichthum erobere."

„Das heißt," sagte Engelbert, „du willst mit goldenen Schaufeln Sand graben. Du wirst dir zuletzt die Kugel durch den Kopf schiessen."

„Mir liegt an Ruhm und Reichthum wenig!" sagte Kasimir: „Ich bin ganz Engelberts Mei-

nung. Ich will durch mich selbst aelten, und bin zufrieden, wenn mein Verdienst anerkannt wird."

„Du bist nicht meiner Meinung! Was anerkannt?" rief Engelbert. „Was liegt mir daran, wenn ich wie die Sonne leuchte, und die Welt spricht, ich sei finster, wie eine Kohle. Die Menschen sind Selbstlinge aus Verstandesschwäche, und keiner bekümmert sich sonderlich um den andern. Darum soll man den Leuten voll zärtlichen Mitleids zugethan sein."

„Nein," rief Kasimir, „der Mensch ist an sich gut und herrlich, darum liebe ich ihn. Ich möchte in keiner Welt leben, wie sie dir erscheint."

„Armer Kasimir Morn, du bist zum wahren Menschenfeind geworden!" sagte Engelbert.

„Kinder, ihr streitet um Träumereien!" rief ich dazwischen. „Die Welt ist weder so gut, noch so böse, wie ihr sie machen wollt. Alles hat Licht und Schatten. Heute Regen, morgen Sonnenschein. Nehmt als verständige Leute das Leben, wie es sich gibt, nicht wie es ihr wollet, und haltet Maas in allem. Mittelstraße die beste Straße!"

Engelbert näherte sich mir lächelnd, strich mir mit flacher Hand über die Augen, wie einem Kinde, welches gar altklug redet, nahm dann das Punschglas, stieß mit mir an und sagte:

„Rödern, du bist ein ganz kapitaler Bursch; du wirst in holder Mittelmäßigkeit mit dem gemeinen Haufen fortschwimmen; dich über saubergewaschene Windeln freuen und über eine grausam zerbrochene Seifenblase weinen können. Dir kann es nicht zu gut und nicht zu übel gehen."

Dies Gespräch erzähle ich nur, weil es erst durch die Folge merkwürdig geworden ist. Denn Engelbert hatte wie ein begeisterter Seher der Zukunft gesprochen, und uns allen ziemlich richtig geweissaget.

Kasimir empfing nach der Flucht seines Vaters viele Beileidsbezeugungen. Auch Karoline suchte ihn zu trösten, und meinte nun selbst: am besten wär's, er unterwürfe sich schweigend dem Hausgesetze des Herrn Romanus, würde Krämer und bliebe es, so lange der Vater lebe. Hernach könnten sie ja Beide thun, wie sie wollten.

Er ging in die kurfürstliche Residenz zurück. Der Mornische Pallast, alles was sein Vater gehabt, war verkauft, und dennoch beträchtlich an ihm verloren gegangen. Die ganze Stadt schalt den leichtsinnigen Banquier und beklagte den hoffnungsvollen Sohn.

Einer von Kasimirs ersten Gängen war natürlich zu Krämer Romanus, um sich dem gebietenden Willen desselben zu unterziehen, und in dessen

finsterm, geruchreichem Laden Düten zu drehen. Die goldlockige Karoline, wäre sie auch nicht die Erbin einer Million gewesen, verdiente diese Selbstaufopferung wohl. Kasimir hätte für sie zeitlebens in den Bergwerken von Potosi gearbeitet, oder an der Donau Schiffe gezogen.

Aber, andere Zeiten, andere Sitten! Romanus fertigte den demüthigen Brautwerber auf eine schmähliche Weise ab. Romanus hatte beim Banquier Morn achttausend Thaler verloren, und sich über dies Unglück noch mit der Hoffnung beruhigt, Kasimir könne sie ihm vielleicht wieder erstatten. Als dieser ihm aufrichtig gestand, er selbst habe, wie bekannt, sogar den größten Theil seines mütterlichen Gutes eingebüßt, lachte der alte Krämer, schob sich die runde, puderlose Stutzperüke auf dem Kopf herum, und sagte endlich: „Mache mir doch Keiner etwas weis! Ihr Vater ist ein durchtriebener Pfiffikus, er gäbe den allerbesten Finanzminister ab. Was gilt die Wette, er hat seine Schäfchen (Romanus zählte dabei mit den Fingern der rechten Hand, wie wenn es Geld wäre, in die hohle Linke) zur rechten Zeit in's Trockene gebracht? Wie lange dauert's, und Sie treten wieder als ein steinreicher Mann auf!“

Kasimir zuckte die Achseln, behauptete, sein Vater wäre kein gewissenloser Betrüger gewesen, und erbot sich, um Herrn Romanus zu entschädi-

gen, ihm zehntausend Gulden, den Rest seines Mutterguts, zu überlassen, wenn er ihn zum Eidam machen und zum Gehülfen in seinem Laden aufnehmen wolle.

Als nun Romanus sah, daß Kasimir in der That ohne Vermögen sei, ihm die verlorenen achttausend Thaler zu vergüten, verlangte er von ihm wenigstens die zehntausend Gulden, jedoch ohne Klausel von Eidamschaft. Unmöglich konnte Morn einwilligen.

„Wovon soll ich denn leben?“ sagte Kasimir.

„Ei liebes Himmelchen,“ schrie Romanus, „Sie sind ja Gelehrter. Sie können ja einen Schreiberposten bekommen. Aber ich unglückseliger, geschlagener Mann, ich! wenn ich das Geld einbüße, so bin ich ein ewigruinirter Mann, ein Mann, der mit seinem armen Kinde Haus und Hof verlassen und vor fremden Thüren das Brod der Barmherzigkeit suchen muß!“

„Wirklich?“ rief Morn: „Ei, betteln sollen Sie nicht! Nehmen Sie meine zehntausend Gulden in Ihren Handel, und geben Sie mir Karolinens Hand. Wir wollen uns schon durchschlagen. Durch Fleiß und Sparsamkeit wollen wir das Verlorne bald ergänzen. Wir werden die glücklichste Familie ausmachen.“ Kasimir sprach das so lebhaft und ehrlich-vergnügt, daß der Krämer ganz stumm und versteinert ward.

„Was?“ rief dieser endlich: „Ich glaube, Sie sind noch obendrein recht froh, daß mich Ihr sauberer Papa auf die niederträchtigste Weise um Alles geprellt hat? — Das ist ja recht teuflisch! Und zur Belohnung soll ich Ihnen noch meine Tochter dazu geben, und Sie füttern? Gehorsamer Diener! Hat mich Ihr Vater zum Bettler gemacht, so will ich doch keine Bettler-Hochzeit ausrichten. Packen Sie ein. Und wenn ich bitten darf, kommen Sie mir zeitlebens nicht wieder über die Hausschwelle. Wir sind geschiedene Leute. Für arme Schlucker habe ich mein Kind nicht erzogen.“

Das war das Ende aller Unterhandlung.

Hoffnung und Trost.

Wohin der arme Kasimir kam, hörte er Verwünschungen seines Vaters. Die demselben ehemals am meisten geschmeichelt hatten, waren jetzt die erbittertsten Feinde. Es gereichte dem Sohn, bei allem Schmerz, zu einer Art Trostes, als nach wenigen Monaten aus Antwerpen die Nachricht vom Tode des unglücklichen Vaters einlief. Er war an einer Lungenentzündung gestorben, weil er seine Krankheit, vielleicht im Gram und Lebensüberdruß, vernachläßigt und verschlimmert hatte. Denn seit dem Tode des

Falliten hörte wenigstens das Verfluchen seines Namens auf, und der junge Morn erregte doch einiges Mitleiden.

Kasimir blieb gefaßten Muthes; er ließ den ersten Sturm in der Stadt vertoben; wandte sich dann an die ehemaligen Freunde seines Hauses, an die Minister, an die Staatsräthe, und Keiner wies ihn ab. Man hatte ihm ehemals schon eine Referendarstelle verheißen. Er empfing sie ietzt bei der kurfürstlichen Kammer. „Halten Sie sich brav," sagte der Minister: „studiren Sie sich in unsere Gesetze, gegenseitige Rechtsverhältnisse und Finanzen ein, und ich werde ferner an Sie denken. Freilich, als jüngster Kammerreferendar müssen Sie ohne Gehalt arbeiten. Aber in einem Jahre, hoffe ich, oder in zweien wird sich für Sie schon etwas ausmitteln lassen. Sie sind noch gar jung. Was wollen Sie mit vierundzwanzig Jahren?"

Diese Sprache des Ministers war die Sprache eines väterlichgesinnten Freundes. Kasimir richtete sein kleines Hauswesen ein. Er wohnte zur Miethe in einem artigen Bürgerhause, das dem weiland Mornischen Palaste gegenüber stand. Es war ihm weniger um den Anblick von dem traurigen Denkmal verschwundenen Glanzes, als um die herzerhebende Nachbarschaft der blauäugigen Karoline Romanus zu thun. Denn hatte ihm

der Krämer gleich verboten, einen Fuß über die Hausschwelle zu setzen — mit den Augen Karolinen zu besuchen, war Jedem unverwehrt.

Und er besuchte sie mit den Augen wirklich so fleißig, wie sie ihn. Sie wohnte im Geiste auf seinem Zimmer bei ihm, das sie von ihrer Stube aus sehr gut im Sonnenschein übersehen konnte. Da war ihr bald jedes Plätzchen bekannt. Sie wußte, wenn er ausging, wenn er wiederkam, wenn er arbeitete, wenn er fröhlich, wenn er traurig war. Er wußte das alles auch von ihr; im Sommer stand oder saß sie gern vor dem Laden unter der Thür, im Winter wich sie nicht vom Fenster. Ging der alte Romanus aus, war der junge Morn im Laden bei ihr. Man erfand die Zeichensprache, die Fernschreibekunst, und binnen Jahresfrist brachten es die lieben Leute zu einer solchen Vollkommenheit, daß sie sich alles erzählen konnten, was sie dachten, wollten, hofften, fürchteten, ohne dazu den Mund nöthig zu haben. Waren sie einmal ein Augenblickchen persönlich beisammen und ohne Zeugen, da mögen sie beide den Mund, denke ich, wohl zu etwas Bessern nöthig gehabt haben.

Kasimir hoffte immer und Karoline tröstete immer. Nach Jahr und Tag sagte sie: „Ich bin ja erst achtzehn, und du bist erst fünfundzwanzig.“ Das war vollkommen richtig. Kommt Zeit, kommt

Rath. — Kasimir arbeitete unermüdet; war gefällig und dienstfertig gegen Jedermann; half mit seinen Aufsätzen, Berechnungen, Anschlägen, Entwürfen, Kadasterberichtigungen u. s. w. manchem seiner bequemen Vorgesetzten aus der Noth. Dafür hatte ihn Jedermann billig lieb, lobte seine Kenntnisse, zog ihn zu Rath, lud ihn zur Tafel, zu Bällen, zu Kränzchen und Pikeniks ein. Alle hübsche Mädchen waren dem hübschen Kammerreferendar hold; er tanzte ohnehin wie ein Sylfe, sang wie ein Gott, deklamirte wie ein Engel — kurz, alles war überirdisch an ihm, wie denn in gewissen Jahren gewissen Leuten an gewissen Leuten Alles himmlisch ist. Gewiß hätte Morn schon im fünfundzwanzigsten Jahre eine recht artige Anstellung in den Staaten der kurfürstlichen Durchlaucht haben können, hätte er nur Ohren gehabt, und mancherlei Vorschläge gehört, die ihm doch deutlich genug gesagt worden waren, oder Augen, um manches liebenswürdigen Fräuleins Augen näher anzusehen. Allein er hatte nur Augen und Ohren für die traute Nachbarin. Dafür war er noch im sechsundzwanzigsten Jahre unbesoldeter Kammerreferendar. „Was thut's?" sagte Karoline: „Du bist ja erst sechsundzwanzig, ich bin erst neunzehn. Wir können wohl warten." Sie hatte Recht. Und er war so bescheiden, mit sei-

nem Glücke, zu lieben und geliebt zu werden, recht wohl zufrieden zu sein.

Er konnte es auch wohl sein. Denn die schöne Romanus stand in voller Blüthe, und an Lieblichkeit über alle Nebenbuhlerinnen erhaben; Stadt und Hof sprachen von ihr. Auch Prinzen wandelten gern zu Fuß vor dem Kramladen vorbei, um einen Blick der Wunderlieblichen zu ärnten; auch Edelleute machten mit dem mürrischen Knauser, ihrem Vater, Bekanntschaft und Freundschaft. Eine Schönheit wie Karoline, die Erbin einer Million, war wohl werth, daß man ihr alle Stammbäume, Orden und Diplome zu Füßen legte. Doch weder Grafen, Freiherren, Ritter, Staats-, Kriegs-, Hof-, Kammer-, Justiz-, Finanz-, Polizei-, Kirchen- und Schul- geheime noch öffentliche Räthe rührten das Herz des alten Krämers oder der reizenden Erbin. Denn einerseits konnte sich keiner derselben entschliessen, in den Gewürzladen zu treten, und Seife und Schuhwachs zu verkaufen; anderseits sah Karoline so kalt und gleichgültig auf die Herren, wie auf den hölzernen Mohr, der vor dem Laden aufgestellt war, um eine irdene Pfeife zur Schau zu halten.

All' ihre Pracht und Schönheit, ihre Aufmerksamkeit, ihre Liebe, ihr beseligendes Lächeln gehörte nur dem Einen und Erwählten, und sie

gab — ich darf es Ihnen wohl sagen — den Kuß, für welchen mancher Fürst Thron und Krone umsonst geboten haben würde, dem armen Kammerreferendar ungebeten, und, wenn ich mich nicht sehr irre, dutzendweis. Das war doch Trostes genug.

Zwanzig.

Ungeachtet dieses Trostes runzelte doch der gute, fleißige Kasimir zuweilen seine Stirn, wenn er sah, daß Jahr um Jahr verschlich und der alte Romanus der alte Romanus blieb, und sich nicht erweichen ließ. Nicht minder fing es ihn an zu kränken, daß von Seiten der Regierung ihn Niemand beachtete. Er wußte, was er leistete, und doch schien man daraus wenig zu machen. Jedermann zwar ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Morn ist ein trefflicher Arbeiter, ein rechtschaffener Mann, ein herrlicher Kopf, an Kenntnissen einer der Vorzüglichsten! das war die allgemeine Stimme. Morn hatte Gelegenheit, sie genug zu hören. Dem ungeachtet, wenn eine Stelle zu besetzen war, erinnerte sich keine Seele an den trefflichen Arbeiter, an den rechtschaffenen Mann, an den herrlichen Kopf. Da sorgte Jeder für seinen Sohn, oder Vetter, oder Neffen. Da half eine Familie der andern. Junge Männer, die weder so lange gedient, noch so viel Geschick-

lichkeit hatten, wie Kasimir, wurden ihm vorgezogen. Kam dann Morn und klagte, so zuckte man die Achseln, schimpfte auf den Nepotismus der Andern, auf die Ungerechtigkeit, auf die Undankbarkeit der Großen; man vertröstete auf ein andermal, und ließ es damit gut sein. Hintennach sahen sich diejenigen, bei denen er geklagt hatte, wohl noch dazu ganz verwundert an, wie er nur so verwegene Ansprüche machen könne, gleichsam als wäre er ihres Gleichen; als hätte er so viel Vermögen, wie sie; als hätte er so weitläufige und angesehene Familienverbindungen, wie sie. Konnte man ihn gebrauchen — gut, so brauchte man ihn. Seine Talente hielt man in Ehren. Hatte man ihn gebraucht, so war's damit abgethan.

Morn gehörte, bei aller seiner Klugheit, zu den gutmüthigen Menschen, welche sich eben so oft wieder und mit leichterer Mühe versöhnen lassen, als man sie beleidigt. Sie sind im Spiel immer die Blindekuh der Eigennützigen und Ränkestolzen, lassen sich mit einem Händedruck, einem herzlichen Wort bestechen, und laufen für den treuherzig durch's Feuer, der sie hinter ihrem Rücken auslacht. Sie haben von der fröhlichen Schamlosigkeit der feinen Weltleute gar keinen Begriff, und die herzlose Niederträchtigkeit, deren man oft auf Gerathewohl hin, oft für die aller-

unbedeutendste Kleinigkeit fähig sein kann, bleibt ihnen unglaublich. Morn hielt die meisten Menschen für schwach, aber doch kerngut, weil sie gegenseitig so strenge Tugendrichter sind. Alles Gute glaubte er willig; aber das Böse bezweifelte er gern. Es war ihm Bedürfniß, sich mit einer sittlich-schönen Welt umgeben zu wissen.

Daher trug er sein hartes Loos geduldig. Er hatte das angenehme Bewußtsein, geachtet und geliebt zu sein. Er war also keineswegs verkannt. Daß man ihn nicht nach seinen Verdiensten in Stellen setzte, daß man ihm Andere bei jeder Gelegenheit vorzog — nun, es schien ihm unrecht; doch maß er sich im Stillen wohl selbst die Schuld davon bei. Er war der Meinung, seine Verdienste würden für ihn reden; er konnte bei den Großen nicht recht zuthätig sein; kam, ohne amtliche Geschäfte zu haben, nie in ihre Vorzimmer; war zuweilen bei seiner gutmüthigen Lebhaftigkeit im Reden etwas zu offen und unbefangen; stellte sich, um nicht — denn die Welt ist schwach — von den Leuten geringer geschätzt zu werden, reicher als er war. So mochte es ganz natürlich zugehen, wenn man einen, der der Hilfe bedürftiger schien, oder der sich zudrängte, in Aemter beförderte und ihn sitzen ließ.

Und war er auch einmal im Ernst um seine

Lage traurig: so richtete ihn Karolinens tröstender Engelsblick wieder auf. „Was ist es denn mehr?“ sagte sie, als sie ihm im März an seinem Geburtstage, wie gewöhnlich, einen Straus von blühenden Schneeglöckchen zum Angebinde an die Brüst drückte: „Du bist nur erst siebenundzwanzig alt, und ich — zwanzig.“ Das Wort zwanzig klang ihr aber ungemein schwer. Sie schien sich zu besinnen, ob sie nicht zu viel gesagt habe? Zwanzig ist doch ein rauhes Wort.

Auch dem guten Morn fiel das Wort auf, vielleicht weil Karolinens Stimme beim Aussprechen desselben ganz weich und sinkend wurde. Es machte ihn nachdenkend, da er wieder auf sein Zimmer kam. Aber was ließ sich thun? Zwanzig blieben zwanzig; und es war vorauszusehen, der Krämer Romanus würde auch in noch einmal zwanzig Jahren seinen Sinn nicht ändern. „Inzwischen wird Karoline verblühen,“ seufzte Kasimir, „und ich bin ein alter Junggesell.“

Er warf sich in eine Ecke seines Sopha's, und — weinte bitterlich.

Bessere Aussicht.

Man klopfte an seine Thür. Ein Bedienter des geheimen Kabinetsraths Herrn von Bitter-

blatt erschien, und brachte ihm die Einladung desselben zu einem Wörtchen im Vertrauen.

Ein Wörtchen im Vertrauen von Herrn von Bitterblatt, dem Vertrauten des alten Herrn Kurfürsten, war keine geringe Ehre. Kasimir eilte mit hoffnungsvoller Neugier zu ihm.

Er ward sehr zuvorkommend aufgenommen. Herr von Bitterblatt hatte die Gabe, äusserst herablassend und leutselig gegen Untergebene zu sein, wenn er sie für sich einnehmen wollte; — und unverschämt grob und stolz, wenn ihm nicht Ehre genug erwiesen wurde. Die natürliche Folge mußte sein: man fürchtete und verachtete ihn zugleich. Morn hingegen hielt ihn für einen ganz wackern Kabinetsrath, der sich nur zuweilen in der Art, Menschen zu behandeln, vergriff.

„In den neu acquirirten Ländern wollen Se. kurfürstliche Durchlaucht die Finanzen, so viel als möglich den hierländischen gleich, organisiren!“ sagte Herr von Bitterblatt: „Es kommt jetzt darauf an, sämmtliche Domänen, Regalien und übrigen Gefälle zu untersuchen, zu ordnen, eine gewisse Conformität der Verwaltung einzuführen, und Vorschläge, in der Natur der neu erworbenen Güter gegründet, zu machen, ihren Ertrag zu steigern. Se. Durchlaucht haben dazu eine eigene Kommission angeordnet. Es ist ein schwieriges Geschäft. Die dazu bestellten beiden

Kammerräthe sind betagte Männer, welche die Sache in Jahr und Tag nicht endigen werden. Ich unterwand mich vergebens, Sr. Durchlaucht Vorstellungen gegen das Personal zu machen. Es sind alte, treue Staatsdiener, denen man damit eine Ehre anthun will. Zum Präsidenten der Kommission, vielleicht um etwas Jugendfeuer hineinzubringen, geruhte Se. Durchlaucht, wider meinen Willen, meinen Sohn, den Steuerrath, zu ernennen, mit Kammerrathskarakter. Sie wissen nun, lieber Herr Referendar, der Kurfürst läßt sich nicht gern widersprechen. Mein Sohn ist etwas kränklich. Das Geschäft wird sich in die Länge ziehen, und soll und darf es doch nicht. Ich möchte Sie also, lieber Herr Referendar, der Kommission als Sekretär beigesellen. Sie werden gute Diäten haben, und vollbringt mein Sohn das Werk mit Ihrer Hilfe zur Zufriedenheit Sr. Durchlaucht, woran ich nicht zweifle: so ist dies der beste Anlaß, Sr. Durchlaucht Ihre vielfältigen Verdienste ins Andenken zu rufen. Ihnen ist, wenigstens bei mir schon, eine der ersten Stellen in den neu acquirirten Landen offen und zugedacht."

Morn, wie man leicht denken kann, weigerte sich gar nicht, die Sendung anzunehmen. Auch begriff er sie wohl. Die beiden alten Herren in der Kommission waren im Grunde beschränkte

Köpfe, dem Geschäft nicht gewachsen. Sie sollten nur figuriren, um den Präsidenten in's Licht zu setzen. Der junge Steuerrath von Bitterblatt aber, erst seit zwei Jahren von der Universität zurück, verstand von der Behandlung des weitläufigen Geschäfts noch weniger. Folglich hieß das alles nichts anders, als der Sekretär Morn sollte die Sachen machen. Er war freudig dazu. Sein Glück lächelte. Und that es ihm gleich weh, die schöne Nachbarschaft auf lange Zeit verlassen zu müssen, wollte er doch eine so herrliche Gelegenheit nicht vorüberflattern lassen.

Sogar der kleine Umstand, die zu erhaltenden Taggelder, thaten ihm wohl. Denn, da er ohne Gehalt bisher gedient hatte, reichten die Zinsen seines mäßigen Vermögens nicht zu, im Jahr den standesmäßigen Aufwand zu bestreiten, so sehr er sich auch einschränkte. Er mußte alljährlich einen Theil des Kapitals verzehren, damit die Zinsen selber schwächen und immer ärmer werden.

Er nahm von Karolinen Abschied. Ein seelenvoller Kuß gab ihm die Stärke, das Unglück der Trennung mannhaft zu tragen. Er reisete mit der Kommission ab, und setzte sich sogleich an Ort und Stelle in Thätigkeit, begeistert von den schönsten Hoffnungen. Es versteht sich nebenbei, daß der Briefwechsel mit der schönen Tochter des hartherzigen Millionärs nicht versäumt wurde.

Die Adressen wurden verabredet, denn Herr Romanus durfte davon nichts wissen. Kasimir zahlte das Postgeld, denn Karoline hatte keinen Kreuzer Taschengeld.

Kasimir hielt es in der Hauptstadt der neuen Provinz, wie in der kurfürstlichen Residenz. Er arbeitete fleißig, hatte wenig Umgang und Bekanntschaft, um nicht zu unnöthigen Geldausgaben gezwungen zu sein; und hatte er sein Tagwerk vollbracht, seinen Spaziergang gemacht, blieb er auf seiner Stube und las oder schrieb Briefe an sein zweites Ich.

Ein Zufall gab ihm in dem Wirthshause, wo er wohnte, ganz unerwartet angenehme Gesellschaft. Neben seinem Zimmer wohnte ein Fremder, der, saß er an der Wirthstafel, nie redete, und oftmals nach Mitternacht stundenlang auf- und abging. Kasimir glaubte ihn zuweilen für sich allein sprechen, zuweilen laut schluchzen und weinen zu hören. Solche Nachbarschaft war nun freilich nicht ganz angenehm. Der Fremde war ein blasser, junger, artiger Mann von Kasimirs Alter, hatte zwei Bedienten, und schien überhaupt von guter Herkunft zu sein.

Als Kasimir erfuhr, er sei ein Engländer, lasse sich Herr Dunkan nennen und lebe schon seit drei Wochen im Städtchen, ohne sich um das Städtchen und dessen Bewohner zu bekümmern,

redete er ihn eines Tages bei Tische in englischer Sprache an. Es that Kasimirn wohl, einem Fremden, wahrscheinlich einem Unglücklichen, Unterhaltung zu gewähren; auch freute es ihn, bei dem Anlaß wieder sein Englisches zu üben.

Der Britte, als er die vaterländischen Töne hörte, sah mit freundlicher Ueberraschung auf, antwortete sehr verbindlich und fiel in sein voriges Schweigen zurück. Von Zeit zu Zeit sah er mit forschenden Blicken auf Kasimir. Nach Tische trat er plötzlich zu diesem, nahm seine Hand und sagte: „Wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie einen Augenblick allein spreche?“

Kasimir führte ihn auf sein Zimmer. Herr Dunkan sagte: „Wundern Sie sich nicht über meine Zudringlichkeit. Ich bin ohne Geld. In meine Wechsel ist Verwirrung gekommen. Es müssen Briefe verloren gegangen sein, oder mich verfehlt haben. Ich muß nach Amsterdam, und kann nicht einmal hier im Wirthshause zahlen. Meinen Reisewagen mag ich nicht verkaufen. Können Sie mir nicht hundert Louisd'or leihen? Ich zahle sie Ihnen gern und mit Zins so bald möglich wieder.“

Kasimir war betroffen; doch faßte er sich bald und sagte: „So viel habe ich nicht bei mir; aber ich verspreche Ihnen die Summe spätestens binnen vierzehn Tagen zu geben.“

„Gut," sagte der Engländer, „Sie retten mich aus einer verdrießlichen Verlegenheit. Ich will Ihnen dankbar sein."

„Um Dank leihe ich kein Geld!" sagte Kasimir. Dukan umarmte ihn und ging fort.

Die ganze Unterhandlung hatte kaum fünf Minuten gewährt. Erst jetzt besann sich Herr Morn über sein schnelles Versprechen. Hundert Louisd'or waren nicht weniger, als der vierte Theil seines ganzen Vermögens. Er schüttelte den Kopf. Der Engländer hatte zwar ein ehrliches Gesicht, und nichts weniger als das Ansehen eines herumziehenden Glücksjägers: allein hundert Louisd'or waren der vierte Theil des Vermögens, und diesen sogleich einem Fremdling zu leihen, hieß wohl etwas leichtsinnig. „Meinethalben," dachte Kasimir, „betrügen wird er mich nicht. Und könnte er das — ei nun, es ist das erstemal in meinem Leben, daß mir so etwas widerfährt; es geschieht dann nicht wieder."

Der Engländer ging in der folgenden Mitternacht wieder im Zimmer auf und ab und weinte. „Der Mann ist noch unglücklicher, als ich bin!" dachte Kasimir bei sich: „Der weint gewiß nicht einer Geldverlegenheit willen. Er soll das Geld haben."

Mittags bei Tische war Dunkan, zwar nicht viel redseliger als sonst, doch freundlicher. Wenn

er schwieg, hatte er etwas Nichtssagendes und doch Finsteres in seinen Zügen. Sobald sich aber beim Sprechen diese Gesichtszüge belebten, schien er ein ganz anderer Mensch zu sein. Er war ein seelenvoller, ein ungemein liebenswürdiger Mann. Kasimir fühlte die innigste, unerklärlichste Zuneigung für ihn. Der Britte blieb einsilbig und kalt; Kasimir war zärtlich, zudringlich, und suchte Alles auf, ihn zu zerstreuen. Es gelang, ihn zu Spaziergängen zu bewegen. Da, auf einsamen Wanderungen, näherten sich Beider Herzen. Dunkan war ein feiner, geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann. Die Schriften der ältern und neuern Weltweisen, die Schicksale und Gesetze der Nationen wurden der Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Nebenbei erfuhr Dunkan, wer Kasimir sei, und dieser hingegen erfuhr, daß Dunkan wegen einer traurigen Begebenheit die heimathliche Insel verlassen und den Vorsatz gefaßt habe, ein wenig in der Welt herumzuschwärmen. Hatte Kasimir sein Tagsgeschäft vollbracht, kam Dunkan Abends zu ihm, ließ durch seine Bedienten Punsch auftragen und blieb bis tief nach Mitternacht bei Morn im Gespräch. Von dem bewußten Darlehen ward nie eine Silbe gesprochen.

Kasimir war mit seinem neuen Bekannten so sehr verbunden, daß er zum erstenmal den Werth eines geliebten Freundes empfand. Auch schrieb

er Karolinen in allen Briefen nur von ihm. Das Mädchen fühlte beinahe etwas Eifersucht.

Als das versprochene Geld ankam, trug er es Abends dem Britten in die Stube. Dieser setzte sich, schrieb einen Schuldbrief und dazu die Adresse seines Hauses in England. „Es ist nur," sagte Dunkan, „falls ich in einigen Wochen sterben sollte, ehe ich meine Schuld selber abtragen könnte. In dem Fall schicken Sie diese Schrift nur nach London, und dazu noch diesen Brief hier." Dunkan gab ihm einen verschlossenen Brief, und umarmte und küßte mit Rührung den Helfer in der Noth.

Es mochte für Beide eine gleich wohlthuende Entdeckung sein, da sie, nun die Trennungsstunde näher kam, wahrnahmen, wie werth in den wenigen Wochen ihres Beisammenseins Einer dem Andern geworden war.

Beim Abschiede sprachen Beide wenig. Thränen im Auge, drückten sie einander an die Brust. So schieden sie.

Der fürstliche Namenstag.

Es war um Kasimir Alles öde und leer, da ihm Dunkan fehlte. Er hatte wirklich einen Mann verloren, den er von Herzen liebte; einen Freund, mit dem sein eigenes Gemüth im schön-

sten Zusammenklang stimmte, eben weil sie beide in ungleichen Verhältnissen gleiche Weltansicht hatten.

Jetzt ward ihm die Arbeit noch mehr Bedürfniß, als vorher; sie mußte zugleich für ihn Zerstreuung und Beruhigung sein. Dunkan und Karoline waren seine Sehnsucht und sein Traum. „Ich bin ein recht glücklicher Mensch!“ rief er: „Ich darf die edelsten Menschen lieben und genieße ihrer Liebe!“

Nach sieben thätigkeitsvollen Monaten war die Aufgabe des geheimen Kabinetsraths von Bitterblatt vollendet. Man kehrte in die Residenz zurück, und ärntete Ruhm und Beifall. Der Kurfürst war mit der Arbeit so wohl zufrieden, daß er den Präsidenten der Kommission mit dem Verdienstorden schmückte und den beiden alten Kammerräthen Gehaltszulagen gab. Nur an den guten Sekretär Morn dachte keine Seele. Er ward nicht einmal genannt, ungeachtet Alles sein Werk gewesen.

Blos der Präsident Bitterblatt blieb ihm dankbar; desgleichen dessen Vater, der Kabinetsrath. Er ward von Beiden oft zu Tische gezogen. Fräulein von Bitterblatt, die Schwester des Präsidenten, fand den jungen Mann sehr anziehend, und wäre er nur kein Bürgerlicher gewesen, sein Glück würde nicht gefehlt haben. So bald aber

der Kabinetsrath bemerkte, der hübsche Morn sei seiner Tochter fast interessanter, als der Ruhe ihres Herzens ersprießlich werden dürfte, lud er ihn seltener zu sich ein, und endlich gar nicht mehr. Morn erinnerte ihn noch einmal schüchtern an die Hoffnungen, die er ihm wegen einer Anstellung in den neu acquirirten Landen gegeben. „Lassen Sie mich dafür sorgen!“ sagte der Kabinetsrath, und klopfte ihm gütig auf die Achsel: „Ich habe schon mehr als einmal Se. kurfürstliche Durchlaucht von Ihren Talenten unterhalten. Warten wir ruhig den Namenstag des Kurfürsten ab, an welchem gewöhnlich die großen Beförderungen vorgenommen werden. Ihr Name wird ohne Zweifel einer der ersten auf der Liste sein.“

Damit mußte sich Herr Morn wieder beruhigen. Weil er nun seiner Beförderung so gut als gewiß war, und der Kabinetsrath ihm sogar die Frage vorlegte, welche Stelle ihm die angenehmste sein würde? äusserte er ganz unbefangen, daß er am liebsten eine in der Residenz selbst zu erhalten wünschte. Denn er dachte an Karoline, von der er doch nicht gern weit getrennt leben wollte. „Dazu kann Rath werden!“ sagte der Kabinetsrath. „Freilich, einen Mann, wie Sie, hätte ich gern auf einem der ersten Posten in der neuen Provinz gesehen. Allein da Sie vorziehen, bei uns zu bleiben, lass' ich mir auch dies

gefallen. Freilich, eine so vortheilhafte, einträgliche Beamtung hier in der Hauptstadt wird sich etwas schwierig ausmitteln lassen. Vielleicht aber gibt man dem alten Kammerrath Balders eine Pension, und läßt Sie dafür einrücken. Wäre Ihnen das recht?"

„Mehr wünsche ich mir nicht!" sagte Morn mit frohglühendem Gesicht. „Gut! gut!" erwiederte der Kabinetsrath mit biederm, zuversichtlichem Ton.

Der Winter verfloß unter anmuthigen Hoffnungen. Karolinens Schönheit und Treue waren unwandelbar. Wollte sich Mißmuth in Kasimirs Herz schleichen — ein Lächeln, ein Blick der Geliebten brachte das verlorne Paradies wieder.

Endlich kam der März, der lang ersehnte Monat, der den Namenstag des Kurfürsten brachte. Die Beförderungslisten erschienen; die Patente wurden vertheilt; Glückwünschende fuhren auf den Straßen umher. Morn blieb den ganzen Tag im Zimmer, damit ihn der kurfürstliche Kanzleibote ja nicht verfehle. Das Geschenk für dessen Bemühung lag schon abgezählt und in Papier gewickelt auf dem Schreibtisch. Es ward Nachmittag, es ward Abend. Sein Aufwärter holte aus der Hofbuchdruckerei die Beförderungsliste, sobald sie abgedruckt war — — aber in der ganzen Reihe von Namen fehlte der Name Morn. Auch kam

kein Kanzleibote, den Druckfehler zu verbessern. Es ward finstere Nacht. Bälle, Gastmähler und Freudenfeste waren in der ganzen Residenz. Aber der brave Kasimir war vergessen wieder, wie sonst. Er saß in dem Sorgenwinkel seines Sofa's einsam und weinte.

Trübe Aussichten.

Es war eine traurige Nacht für ihn. Er sah sich in seinen sichersten Erwartungen betrogen. Sechs Jahre lang hatte er treu und fleißig dem Staat ohne Sold dienen müssen, immer mit Hoffnungen gespeiset; durch seine stille Hilfe hatten Andere, von geringerer Geschicklichkeit, Ansehen und Vermögen gewonnen, z. B. der Sohn des Kabinetsraths war Kammerpräsident geworden; er hatte den größten Theil seines Vermögens verzehren müssen, und jetzt kaum noch zweitausend Gulden, kaum noch für zwei Jahre aus eigenen Mitteln zu leben — dann war er zum Betteln verarmt. Er sah, seine Arbeitsamkeit, seine Talente, seine Dienstgefälligkeit, seine Kenntnisse halfen ihm nichts. Unwissende Menschen, selbst anerkannt schlechtdenkende Menschen vertraten ihm überall den Weg, wenn sie nur Geld, Fürsprache und Ränke hatten, schmeichelten, sich zuzudrängen wußten.

Morn war immer der redlichste, glückswür-

digste Mann gewesen; aber das Glück hatte nichts für ihn gethan. Was er hatte, war nur Frucht seines Verdienstes und seiner Tugend und dies war so wenig, daß er, ehe zwei Jahre vergingen, Bettler werden konnte.

Auf Karolinens Hand durfte er gar nicht hoffen. Das Schicksal schien ihm nur ihre treue Liebe zu geben, um ihn noch schmerzlicher zu kranken.

Sein ganzes bürgerliches Daseyn fing an ungewiß zu werden. Der Egoismus der Menschen, welcher immer für sich fordert und den Redlichen verlacht, erschien ihm in seiner ganzen Ekelhaftigkeit. Die Erinnerungen an die heuchlerischen Liebkosungen, Versprechungen und an alle Falschheiten der Großen seit sechs Jahren empörten ihn. Alles, was er bisher an Andern so gern zu entschuldigen gesucht hatte, ihre Parteilichkeit, ihre Gewinnsucht, ihren kleinlichen Stolz, ihren Neid, ihr Lästern eines Bessern und Beglücktern, erblickte er in der abscheulichen Wahrhaftigkeit. Er konnte sich nicht länger mehr darüber täuschen, daß der größte Theil der Beamten den Staat und dessen Aemter und Einkünfte nur als Hilfsmittel betrachten, ihrem Hochmuth und Ehrgeiz, ihrer Schwelgerei, ihrer Geldgier oder andern ausschweifenden Begehrungen gütlich zu thun.

Die ganze Nacht durchwachte er in traurigen Betrachtungen dieser Art. Als der Morgen kam, hatte er für sein künftiges Leben noch keinen Plan gemacht. Denn bei seinem verschwundenen Vermögen konnte er nicht länger auf Anstellung warten; und eine subalterne Bedienung, die ihren Mann wohl kärglich hätte nähren können, schämte er sich in seinen Verhältnissen, in der Residenz, und im Bewußtsein des eigenen Werthes anzunehmen. Am liebsten wäre er weit weggezogen, hin, wo ihn Niemand kannte, in eine Einöde, in ein armes Dorf, wo er sich von seiner Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu verschaffen im Stande gewesen sein würde. Es war ihm süß zu träumen, dort auf Lebenszeit die Menschen zu meiden, und nur an Dunkan und Karoline zu denken, wie an zwei bessere Wesen unter Millionen Elender, die eben so viel freiwillige Opfer der niedrigsten Leidenschaften wären.

Die Sitte brachte es mit sich, daß er nun ausgehen und den Glücklichern Glück wünschen und sich ihrer Huld empfehlen sollte. Aber seine Verachtung der Menschen und sein Mißmuth war zu groß. Er schrieb an den neuen Kammerpräsidenten, sandte ihm sämmtliche Akten, welche ihm zugewiesen waren, und zeigte ihm dabei an, daß er glaube, dem Staat lange genug gedient zu haben, und hiermit von allen Geschäften scheide.

Dies abgethan, warf er sich aufs Bett und hielt einen langen, erquickenden Schlaf.

Der Geburtstag.

Als er erwachte, war es schon Nachmittag. Die Aufwärterin vom Hause brachte ihm zwei Billets und einen Straus von blühenden Schneeglöckchen. Erst jetzt fiel ihm bei, daß sein Geburtstag sei. Er that einen tiefen Seufzer.

Das eine Billet war vom Kammerpräsidenten Herrn von Bitterblatt, das andere von Karolinen. Er kannte Beider Handschrift. „Erst das Bittere!“ sagte er, und öffnete das Schreiben des Präsidenten zuerst. Heimlich beschlich ihn doch wieder die Hoffnung, man werde seinen Verlust sehr ungern sehen; man werde ihn bitten, sich nicht zu übereilen; man werde ihm neue und festere Zusicherungen geben; und heimlich hatte er schon den Undankbaren verziehen. Er las, und fand von Allem, was er erwartete, nichts. Der Präsident bedauerte recht höflich, daß Morn solchen Entschluß genommen habe, zeigte den Empfang der Akten an, und blieb sein gehorsamster Diener.

„Also das der Lohn des sechsjährigen Dienstes!“ sagte Morn, und zerdrückte den Wisch des Präsidenten in seiner Hand. Dann hob er Karolinens Billet auf und las. Es enthielt von ihrer

schönen Hand die paar Zeilen: „Hoffe auf Gott, mein Kasimir. Heute bist du achtundzwanzig Jahre alt, und ich schon einundzwanzig. Das soll uns Beiden aber nicht Muth, Liebe und Treue schwächen."

Das einzige Wörtlein schon, welches die Geliebte zu der Zahl Einundzwanzig setzte, erschütterte sein ganzes Innere. Es war das Letzte, was das Maas seiner Schmerzen voll machen konnte. Er weinte und schluchzte laut. Er trat ans Fenster. Sie saß drüben. Er drückte den Blumenstraus an seine Lippen und an sein Herz. Er sank düster auf sein Sofa zurück, mit der Welt und dem Schicksal zerfallen. In dieser Stadt konnte er nicht länger bleiben. Er mußte anderswo sein Brod suchen. Er machte allerlei Plane. Eins nur that ihm weh, daß er von dem Engel seiner Kindheit scheiden sollte. Er hielt im Geiste lange Abschiedsgespräche mit Karolinen.

Darüber war es Abend geworden. Er saß noch in der Dämmerung da, als an seine Thür gepocht ward. Er hörte draussen mehrere Menschen reden und wandeln. Die Thür öffnete sich. Vier Träger von der Post brachten zwei große Koffer, und fragten, wohin sie dieselben stellen müßten. Auf die Frage: wem sie angehörten, war die Antwort: einem mit Extrapost angekom-

menen Herrn. Morn machte große Augen. Sein erster Gedanke war an Dunkan.

Kaum hatte Morn die Koffer abgesetzt, trat ein Reisender ins Zimmer. Wirklich war es Dunkan. Er flog an Morns Herz. „Ich habe Sie lange genug entbehren müssen!“ sagte Dunkan: „darum erlauben Sie, daß ich gleich bei Ihnen abtrete und einkehre. Sie werden wohl für einen guten Freund ein paar Zimmer entbehren können.“

Keine erquickendere Erscheinung konnte dem guten Kasimir werden, als die seines Freundes. Das Vergnügen machte ihn beinahe stumm. Als die Fremden fort waren, umarmte er den Engländer noch einmal und sagte: „Ich habe zwar nur ein einziges Zimmer mit einer Kammer, aber die theile ich gern mit Ihnen. Nehmen Sie beim Freunde vorlieb.“

„Nur ein Zimmer und eine Kammer?“ fragte der Britte erstaunt. „Warum so beschränkt?“

„Weil ich nicht reich bin.“

„Nicht reich? Aber ich hielt Sie dafür, weil Sie mir auf der Stelle hundert Louisd'or vorschiessen konnten.“

„Ein freundschaftliches Herz ist für einen Freund immer reich. Ich gab Ihnen den vierten Theil meines Vermögens hin. Hätten Sie mehr

gefordert, ich würde Ihnen auch das nicht haben abschlagen können. Sie waren in Noth."

Dukan sah ihn überrascht und schweigend an. Dann schloß er ihn noch einmal in die Arme, ließ seine zwei Bedienten ins Zimmer hereintreten, befahl ihnen, in das nächste Wirshshaus zu gehen und da seine weitern Befehle abzuwarten. „Ich aber", sagte er zu Morn, „bleibe bei Ihnen. Ich nehme mit einem Winkel in Ihrer Kammer vorlieb. Hätte ich es voraus gewußt, vielleicht würde ich nicht so geradezu gekommen sein."

Man verständigte sich bald über die Einrichtung der Wirthschaft. Morn ließ dem Gast sogleich ein sauberes Bett neben dem seinigen aufschlagen, ein reiches Nachtmahl besorgen, und der Punsch durfte nicht fehlen.

Dunkan war ungleich heiterer, als damals, da Kasimir seine Bekanntschaft machte. Beim Punsch, um die Mitternachtsstunde, schlossen Beide ewige Brüderschaft. Beider Herzen eröffneten sich einander. Dunkan erzählte sein Schicksal. Er hatte in seinem Vaterlande eine Geliebte gehabt, die ihm mit unverbrüchlicher Treue ergeben war, obgleich die Aeltern der Jungfrau aus altem Familienhaß ihm die Hand derselben verweigerten. Er führte seinen einzigen und besten Freund, einen jungen Mann aus einer der ersten englischen Familien, der von Reisen zurückkam,

in die Bekanntschaft seiner Angebeteten ein. Dieser hatte ihm versprochen, bei den feindseligen Aeltern für ihn zu arbeiten. Aber der Treulose, welcher Dunkans Braut selbst lieb gewann, warb für sich selbst. Obgleich ihn das Mädchen verschmähte, gaben ihm doch die Aeltern die Hand ihrer Tochter. Die Unglückliche starb am Abend vor der Hochzeit schnell hin: die Rede ging, durch Selbstvergiftung. Dunkan war in Verzweiflung. Er suchte den falschen Freund auf. Beide fuhren nach Calais. Da schlugen sie sich. Dunkan suchte Rache und eigenen Tod. Es fehlte wenig, er hätte den letztern gefunden. Ein Stich durch den Leib brachte ihn dem Grabe nahe. Der Mann, welcher ihn unglücklich gemacht hatte, floh nach Amerika. Dunkan ward nach einem Vierteliahre geheilt von der gefährlichen Wunde, nicht von der Schwermuth. Die Aerzte empfahlen ihm Luftveränderung, Zerstreuung auf Reisen, und er ließ sich einpacken und in die weite Welt hinausschicken.

Kasimir erzählte nun auch seine eigene Geschichte. Dunkan hörte sie sehr theilnehmend an.

„Dich haben nur gemeine Egoisten betrogen," sagte Dunkan, „nur selbstsüchtige Pöbelseelen; mich aber betrog mein einziger Freund, den ich von Kindheit an besaß. Deine Geliebte lebt noch; die meinige ist mir auf ewig verloren. Dir ist

noch zu helfen; mir nicht mehr. Du möchtest in eine Einöde ziehen; ich würde, wenn es dir Ernst wäre, mit dir gehen. Aber dir ist noch zu helfen, mir nicht."

„Mir zu helfen!" sagte Kasimir seufzend, sah gen Himmel und legte beide Hände auf die Brust: „Lieber Gott, guter Dunkan, du kennst hier zu Lande die Leute nicht."

„Die Leute hier zu Lande sind die Leute bei mir zu Lande, lieber Morn. Ich gebe dir mein Wort, wenn du mir nicht hinderlich sein willst, helfe ich dir zu Allem. Der filzige Käsekrämer gibt dir seine liebenswürdige Tochter, und seine Million dazu. Deine Minister geben dir Ehrenstellen und Orden und was du verlangst. Das alles läßt sich ohne Hexerei machen. Aber um ein schönes Mädchen zu bekommen, muß man nicht blos brav und hübsch sein; um eine Million zu bekommen, muß man nicht bedürftig sein; um Aemter und Würden zu bekommen, muß man nicht blos geistreich, kenntnißvoll, thätig sein."

„Und wie möchtest du es anstellen, Dunkan?"

„Ganz einfach. Stoß' an mit deinem Glase! Gelobe, mir kein Wort dagegen zu sagen, wenn ich die ganze Stadt in den April sprenge. Es wird alles ganz ehrlich zugehen."

„Gut, Dunkan; aber wie willst du's machen?"

„Ich muß erst meine Leute kennen lernen

muß ihnen auf die Zähne fühlen, muß erst mein Schlachtfeld untersuchen, auf welchem ich für dich kämpfen will. Dann wird sich alles von selbst ergeben. Vor allen Dingen thue mir aber den Gefallen, nimm meinen schönen Wiener Wagen und meinen deutschen Bedienten von mir an, als die deinigen; ein Paar Pferde dazu kaufe ich dir morgen. Fahre dann alle Tage fleißig spazieren, aber ohne mich, damit man nicht glaube, die Equipage gehöre mir. Denn ich will kein Aufsehen erregen, sondern du sollst die Augen auf dich ziehen. Deiner süßen Nachbarin melde zur Erklärung des Räthsels ganz einfach: du habest ein beträchtliches Vermögen in England gewonnen; damit holla!"

Morn zog die Augenbraunen finster zusammen: dennoch mußte er über den Einfall lächeln. Er hatte an Dunkan sein Wort gegeben, ihn schalten zu lassen; am Urtheil der Residenzstadt war ihm ohnehin nichts gelegen. Es mochte ausfallen, wie es wollte, er würde die Stadt und das gesammte Kurfürstenthum ohnehin verlassen haben. Auch der Geist des Punsches, welcher seinem innern Tone eine höhere Stimmung verlieh, machte es ihm leicht, in alles zu willigen, was sein Dunkan ihm wegen des Betragens in der Folge vorschrieb.

Die Equipage.

Folgendes Morgens war Dunkan früh in den Kleidern. „Ich muß dafür sorgen, daß du schon den Nachmittag ausfahren kannst!“ sagte er, und schloß den guten Morn in seine Arme. „Ach, Morn, du kannst glücklich werden, nur ich kann es nicht mehr!“ rief er in trauriger Gemüthsbewegung, und seine Augen verfinsterten sich wieder von Thränen: „Aber — du, trefflicher Mensch, bist mein Freund. Das tröstet mich. Bei dir hoffe ich, wenn auch nicht glücklich, doch wieder getröstet und ruhig zu werden.“

Morn wollte ihm den seltsamen Plan wieder ausreden; aber Dunkan blieb bei seinem Entschluß. Indem erschien Karoline Romanus gegenüber am Fenster. Sogleich ergriff Morn seinen Freund, führte ihn ans Fenster, zeigte ihm die Tochter des Millionärs, und umarmte und küßte ihn vor derselben. Der ihr wohlbekannte Name Dunkan war eben so schnell hinüber geschrieben. Sogleich hing ein rosenfarbener Strickbeutel an Karolinens Fenster, was in der Fernschreibesprache hieß: „Ich bin darüber entzückt!“

„Wahrhaftig!“ rief Dunkan, als er die wunderholde Gestalt drüben erblickte: „das darf kein Punschspäßchen bleiben!“ Und fort ging er und

ließ sich den ganzen Morgen nicht wieder sehen. Statt seiner kam bald Felix, Dunkans deutscher Bedienter, um sich seines neuen Herrn Gnade zu empfehlen, und zu berichten, welche Kenntnisse und Geschicklichkeiten er besitze.

„Vergesset nicht die vornehmste: Treue und Redlichkeit!“ sagte Morn.

„Redlichkeit werde ich Ihnen beweisen,“ antwortete Felix, „Treue werden Sie mir erst einflößen zu sich, gnädiger Herr.“

Die Antwort gefiel; Felix ward in Dienst genommen unter denselben Bedingungen, wie er bei Dunkan gestanden war.

Gegen Mittag ließ sich der Graf Krebs melden.

„Vor allen Dingen gratulire ich erst zu meinen beiden göttlichen Schecken, scharmanter Freund!“ rief der Graf. „Sie haben da eine himmlische Acquisition gemacht. Ihr Homme d'Affaires ist ein Teufelskerl; er versteht sich auf die Sache, wie der perfekteste Roßkamm. Aber nun erlauben Sie, scharmanter Freund, daß ich bei Ihnen meine blutigen Thränen weine. Die beiden Schecken sind mir an Leib und Seele gewachsen. Wäre ich in dem Augenblick nicht ein wenig in meinen Finanzen derangirt, der Kurfürst hätte mir seinen ganzen Marstall dafür vergebens geboten.“

„Aber Sie sind doch bezahlt, Herr Graf, oder muß ich = = =“ stotterte Morn, und ward feuerroth.

„In der Ordnung, Alles in der Ordnung!“ fiel ihm der Graf ins Wort. „Davon ist keine Rede. Aber ich komme eigentlich in ganz anderer Absicht. Ich muß Ihnen das Gut des Barons Wölpern ausreden, das elende Dreileben! Auf Ehre, die Einöde rentirt nicht anderthalb Prozent. Er fordert hundert= und fünfzigtausend Gulden. Haben Sie es schon gesehen?“

„Nein, Herr Graf.“

„Ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen auf Erden und im Himmel heilig ist, Sie müssen die Wüstenei sehen; eine Stunde umher kein Dorf, unter den Fenstern nichts als den Rhein, hinten aus Berge und Wälder. Nein, Sie müssen das alles sehen, um vor Entsetzen davon zu laufen. Wenn Sie einmal Lust haben, sich eine Kugel vor den Kopf zu schiessen, göttlicher Mann, so gebe ich Ihnen den Rath, kaufen Sie Dreileben. Herr, bei Ihrem Vermögen, das Ihnen das Glück zugeschleudert hat, werden Sie das Auge auf etwas Besseres werfen. Ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem Glück. Eben darum komme ich her. Sehen Sie, ich gebe Ihnen mein schönes Gut — ein wahrer Fürstensitz ist's — mitten zwischen weiten Kornfeldern, Boden wie Gartengrund — Wald, Rebberge, Wiesen, Ge-

richtsbarkeit — sehen Sie, Alles gebe ich Ihnen um hundert- und neunzigtausend Gulden baar Geld. Denken Sie, nur drei Viertelstunden hier von der Residenz! Nur was ich an Verbesserung der Gebäude verschwendet habe, kostet mich — — warten Sie, ich habe die Beschreibung in der — nein, ich bin des Todes! ich ließ sie auf dem Pulte bei mir zu Hause liegen. Wissen Sie, Seelenfreund, am besten ist es, Sie besuchen mich, sehen das Gut."

Der Graf fuhr noch lange in diesem Tone fort. Morn merkte bald, daß Dunkan angefangen habe, seinen Aprilspaß zu spielen. Er versprach, wenn er Zeit habe, wolle er den Nachmittag hinaus kommen. Der Graf empfahl sich unter den höchsten und theuersten Schwüren ewiger Freundschaft.

Dunkan war Mittags bei Tische sehr aufgeweckt; Morn gar nicht. „Du wirst mir nur die Menschen noch verächtlicher machen!" sagte er zu Dunkan: „Denn eben dieser Graf Krebs würdigte mich sonst keines Blickes. Ich war erstaunt, ihn sich zu mir bemühen zu sehen."

„Werden die Menschen dir verächtlicher," sagte Dunkan, „so ist es nicht meine, sondern der Menschen Schuld, daß sie so kleinlich sind. Gleichviel, wenn ich nur dabei in deinem Herzen gewinne. Auf die erste Frage im Hotel, in wel-

chem meine Bediente sind, wies mich der Wirth wegen der Pferde an den Grafen Krebs. Die Thiere sind werth, was ich für sie zahlte. Der Wirth, als er hörte, der Zug sei für dich, du wärest ein reicher Mann, konnte mir deine Verdienste und Tugenden nicht genug rühmen. Als ich mich wegen eines anzukaufenden Landguts für dich erkundigte, ward sogleich ein Mäkler berufen, der mir deren zehn antrug. Graf Krebs nannte dich gerade einen Gott, behauptete, du hättest schon vor zehn Jahren verdient, Premierminister im Lande zu sein; es würde dann wohl ganz anders im gesammten Kurfürstenthum stehen. Mir gefällt diese Posse ungemein. Sie zerstreut mich. Ich will die Sache weiter treiben. Sie läßt sich nicht übel an."

Nachmittags fuhr Morns neue Equipage vor, eine Chaise im neuesten und reichsten Geschmack. Der Graf Krebs hatte Recht, um seine Schecken Blut zu weinen, denn es waren ein Paar herrliche Rosse. Morn setzte sich ein, und fuhr selber. Sein Felix in blaßgelber Livrei sprang ehrerbietig hinten auf.

Die ganze Straße war lebendig geworden; denn vor dem Hause, in welchem der Exreferendar wohnte, pflegte nie ein so glänzendes Fuhrwerk zu halten. Man wartete lange in der ganzen Nachbarschaft, wer einsteigen würde. Als aber

Morn erschien, und der Bediente ihm mit grosser Ehrerbietung einsteigen half, dann hinten aufsprang, Morn wegfuhr — gab es links und rechts zu rathen. Daß Karolinchen auch ihr blondes Haupt zum Fenster hinaus steckte, versteht sich von selbst.

„Ich gäbe meine sechs Kreuzer darum," sagte Herr Romanus zu seiner schönen Tochter — er hatte die sechs Kreuzer noch für Hering in der Hand — „wenn man mir sagen könnte, wem die Chaise und der Bediente gehören."

„Das wäre leicht zu erfahren," antwortete Karoline, „fragen Sie doch nur die Frau Weber selbst, bei der Herr Morn wohnt. Sie steht noch vor dem Hause."

„Hast doch Recht; das habe ich umsonst!" sprach er, steckte die sechs Kreuzer ein und ging zur Nachbarin.

„Ei du lieber Gott!" sagte Frau Weber zu ihm: „Wem denn anders, als dem Herrn Referendar? Du mein Heiland, wissen Sie denn aber nicht, was er für ein Glück gemacht hat? Nun, ich gönne es ihm wohl. Er ist ein wahrer Engel von Mann. Ganze Wagen voll Geld sind für ihn aus England angekommen. Er ist der reichste Mann im ganzen Lande unsers gnädigen Kurfürsten geworden. Er hat gehandelt, und das ist ihm gelungen. Sein Bedienter hat es mir selbst ge-

sagt, und der hat's vom englischen Kaufmann, der jetzt beim Herrn Referendar wohnt."

Herr Romanus sah die Frau mit einem stieren, durchdringenden Blicke an, und konnte, als hätte ihn ein Kinnbackenkrampf ergriffen, den Mund nicht wieder aufthun. Er ging heim und warf sich nachdenkend in seinen ledernen Lehnsessel im Gewürzladen hin. Flink tanzte Karoline die Treppe herab zum Vater, um von ihm das Neueste zu hören. Er antwortete lange nicht; denn von Morn sprach er nie, oder nur in der höchsten Noth. Endlich rief er mit einem schweren Seufzer: „Solch einen Taugenichts, Pflastertreter und Spitzbubensohn, dessen Vater mich um mein ganzes Vermögen betrogen hat, gibt's der Himmel im Schlaf; und ich ehrlicher Mann plage mich Tag und Nacht, und Jahr um Jahr, mein ganzes Leben hindurch mühselig von einem rothen Kreuzer zum andern! Ist das Gerechtigkeit? Womit hab' ich das verdient?" — Er war dem Weinen nahe. „Aber", fuhr er plötzlich auf, „wer weiß auch, ob's wahr ist. Wagen voller Geld! Pah! von England! Pah! durch Handel! Pah! ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen, Frau Weber!" rief er, und schob sich die pechschwarze Stutzperüke dreimal um den Kopf herum; dann rieb er die flachen Hände zusammen, daß sie hätten brennen mögen.

Es gab die neue, modische Equipage des Referendars Morn zu manchen ähnlichen Gesprächen in der Residenz Anlaß. Denn sie war durch ihre Form selbst dem Kurfürsten aufgefallen, vor dessen Palast der Ex-Referendar vorbeigefahren war. Der Kurfürst fragte darum den geheimen Kabinetsrath Bitterblatt; dieser glaubte den Ex-Referendar Morn darin erkannt zu haben. Man rieth her und hin, und vergaß die Sache wieder.

Der Millionär.

Am folgenden Tage ward sie desto reger. Dunkan hatte zwar gegen die Personen, mit denen er wegen Morn in Berührung gekommen, nur geäussert, diesem sei aus England ein beträchtliches Vermögen zugefallen; aber wenn man nach den schönsten Rittergütern herumfragt, in Equipagen fährt, wie ein Fürst, hat das Wörtchen „beträchtlich" ein beträchtlicheres Gewicht. Graf Krebs, der immer im Superlativ zu reden gewohnt war, schwor bei allen Göttern, Morn sei der reichste Privatmann im Kurfürstenthum, ein Millionär; er spiele nur mit Hunderttausenden; er müsse in Ost- und Westindien ganze Provinzen besitzen.

Nichts pflegen die Leute lieber zu glauben, als das Unglaubliche. Einen einfachen, rechtschaffenen Mann zu verachten bei aller seiner

Tugend, fällt Keinem sehr schwer; aber einen Schwärmer oder Narren für heilig zu halten, kostet am Ende wenig Mühe. Man macht kinderleicht den Weisesten lächerlich; hingegen wenn ein Gaßner Teufel beschwört, ein Cagliostro Wunder verrichtet, hangen ihm Hohe und Niedere an. Hätte man gesagt, Morn besitze seine hunderttausend Gulden: es wäre zweifelhaft gewesen; aber Millionen — das mußte überzeugend sein.

„Sehen Sie, Papa," sagte der Kammerpräsident zu seinem Vater, dem Kabinetsrath von Bitterblatt, „nun erklärt sich's, warum er sein Referendariat aufgab. Ich meinte anfangs, es habe ihn beleidigt, daß man ihn bei den Beförderungen vergessen."

„Im Grunde war es ein dummer Streich," sagte der Kabinetsrath, „daß man ihn überging. Aber wer konnte das voraussehen? Und wär's auch nur deiner Schwester wegen gewesen. Ich glaube, das Mädchen hat Affektion zu ihm. Sie könnte gemach ins alte Register kommen. Eine avantageusere Partie, als einen Millionär, findet sie nicht leicht für sich."

„Und für uns alle, Papa. Liesse sich die Sache nicht redressiren?"

Man ging zu Rathe. Der Kabinetsrath nahm die erste Gelegenheit wahr, dem Kurfürsten die seltenen Talente und Verdienste des gewesenen

Kammerreferendars zu rühmen. Man müsse einen solchen Mann dem Staat erhalten, besonders da Morn großes Vermögen gewonnen in Bankspekulationen und Aktienhandel. Man spräche von Millionen. Es wäre Schade, wenn solche Summen nicht ins Land gezogen, sondern ausser Landes verzehrt werden sollten.

„Hm!“ sagte der Kurfürst: „Mich nimmt Wunder, was Ihr Alle so plötzlich Morns Verdienste preiset. Schon der Finanzminister Rabe sprach mir ganz begeistert von ihm.“

Dies Wort schoß dem Kabinetsrath auf's Herz; denn der Finanzminister hatte ebenfalls eine mannbare Tochter und brauchte Geld.

„Rabe behauptete sogar,“ fuhr der Kurfürst fort, „Morn habe als Sekretär bei der Kommission in den neu acquirirten Landen ohne Ausnahme Alles gethan, und Andere hätten sich Ruhm und Lohn zugeeignet.“

Der Kabinetsrath lächelte kalt, während ihm vor Schreck und Zorn ganz übel ward, und er schwor im Herzen dem Finanzminister ewige Todfeindschaft.

An Morn war schon vom Finanzminister Einladung zu einer Unterredung gekommen. Morn erschien.

„Freund,“ sagte der Minister, „es freut mich,

daß endlich mein innigster Wunsch erfüllt ist. Lange ward wider Sie gearbeitet. Ich habe mit Erstaunen wahrnehmen müssen, daß Sie bei der letzten Wahl übergangen wurden. Ich eilte zu Sr. Durchlaucht, offenbarte ihm Ihre vielseitigen Verdienste, sagte ganz sans gêne, daß Sie eigentlich die Stelle des Kammerpräsidenten verdient hätten, die Bitterblatt an sich riß, und ich besiegte die Kabale. Auf meine Vorstellung hin geruhten Se. Durchlaucht Sie in mein Departement zu versetzen. Herr geheimer Finanzrath, ich habe die Ehre, Ihnen hier das Diplom Ihrer Ernennung zuzustellen."

Morn legte das Diplom, ohne es zu öffnen, schweigend auf den Spiegeltisch, dankte dem Minister für seine gütige Aufmerksamkeit, und — ein Zug von bitterm Verdruß schwebte dabei um seinen Mund — lehnte die Ernennung von sich unter allerlei Vorwänden ab.

Kaum war er wieder in seinem Zimmer, fuhr der Kabinetsrath Bitterblatt bei ihm vor. „Ich muß Sie selber aufsuchen, theurer Freund," sagte er, und umarmte Kasimirn, „mir ist's, als hätte ich Sie eine Ewigkeit lang nicht bei mir gesehen. Wir müssen einander nicht vergessen. Nur mir zum Todesverdruß hintertrieb Rabe Ihre Ernennung bei der Kammer, um Sie in den Finanzrath zu bringen. Das verzeihe ich ihm in meinem

Leben nicht. Apropos, meine Tochter gibt morgen ihren Freunden und Freundinnen einen Ball. Sie hat verlangt, ich müsse Sie selber einladen, damit Sie ja nicht fehlen. Ich hoffe, Sie geben uns keinen Korb."

Er bekam ihn dennoch. Kasimir erwiederte die zärtlichen Herzlichkeiten des Kabinetsraths mit kalten Höflichkeiten, und entließ ihn in halber Verzweiflung, doch ohne alle Hoffnung aufzugeben. Kasimirs Menschenhaß ward durch dies Betragen der Leute noch gesteigert. Er verachtete Alle, und sehnte sich in die tiefste Einsamkeit, um nicht täglich Zeuge so mannigfaltiger Verworfenheit zu sein. Schmeicheleien kränkten ihn jetzt ärger, als die ehemaligen Zurücksetzungen; und je ämsiger man ihn erhob, je tiefer fühlte er sich erniedrigt.

„O die Elenden!" sagte er zu Dunkan: „Glauben sie denn, ich sei so erbärmlich und verächtlich, wie sie? Meine sechsjährige Treue und Aufopferung galt nichts; aber das bloße Gerücht, ich sei reich, ändert alle Ansichten. Möchte ich nun ein Dummkopf, ein boshafter Mensch sein — man hält mich für einen Millionär, und ich gelte für den verdienstvollsten, achtungswürdigsten, geistreichsten, edelsten Mann. Die Komödie ekelt mich an, Dunkan."

„Mich belustigt sie. Das Hauptstück fehlt noch, lieber Morn. Die schöne Romanus muß erobert werden!" sagte Dunkan.

Der Sieg.

Die Eroberung war schon halb und halb gemacht, ohne daß es die beiden Freunde ahneten; denn der alte Romanus, der gegen Karolinen sonst nie ein Wort von Morn sprach, hatte ihn seit einigen Tagen vom Morgen bis zum Abend auf der Lippe. An der Million ließ sich nicht mehr zweifeln, seitdem es stadtkundig geworden, Morn habe seine Ernennung zum geheimen Finanzrath ausgeschlagen; der Minister Rabe und der Kabinetsrath Bitterblatt wären Todfeinde und Nebenbuhler, ihn zum Eidam zu haben.

„Und er wird wohl das Fräulein Bitterblatt nehmen!" sagte Karoline mit hinterlistiger Traurigkeit, um ihren Vater zu belauschen.

Der Alte antwortete keine Silbe darauf, sondern stierte auf seine Fingerspitzen hin, wie wenn er schwere Rechnungen hatte. „Und wie viel kann sie denn im Vermögen haben?" fing er dann nach einer Weile an: „Pah! das sind Possen. Es ist eine halbausgehauste Familie. Das allein gefällt mir an Morn, daß er Alles ehrlich und redlich im Handel erworben hat. Aber — sein Vater war

doch bei dem allen ein Spitzbube, der mich blutarm gemacht hat. Nicht dreißig Kreuzer bekomme ich zurück.“

Indem ward angepocht. Der wohlbekannte fremde Herr trat herein, nämlich Dunkan. Karoline wurde feuerroth. Romanus machte sich groß und lang.

„Ich hätte mit Ihnen, Herr Romanus, ein kleines Geschäft zu machen, wenn Sie Hand dazu bieten wollen!“ sagte Dunkan. „Es käme dabei für Sie ein artiger Vortheil heraus.“

„Ein Geschäftchen? Ich bin zu Deroselben Diensten. Setzen Sie sich doch.“

„Herr Morn, dessen Geschäfte ich bisher in England zu verwalten die Ehre hatte, möchte sich jetzt in Ruhe setzen, da er so viel hat, als er zum Leben braucht.“

„In Ruhe? Ei ei!“

„Er hat das Gut Dreileben am Rhein besehen, und hätte Lust, es zu kaufen.“

„Dreileben? Ei, ei! Warum Dreileben? Es ist gar weitläuftig, es wird theuer, theuer kommen!“

„Ich vermuthe, Herr Morn hält viel auf den Namen. Er sagte einmal, das sei, was er wünsche; ein abgelegenes Paradies für Drei, die beisammen leben möchten. Er verstand unter diesen Drei sich, seine künftige Gemahlin und einen guten

Freund, worunter er die Güte hatte, mich zu verstehen."

Karoline ward wieder roth; sie mußte sich ab, gegen das Fenster wenden.

„Aber Sie haben Recht, Herr Romanus. Der Baron Wölpern hält das Gut hoch im Preis. Er verlagt hundert- und fünfzigtausend Gulden, wird es aber baar in Gold bezahlt, hundert- und dreißigtausend. Herr Morn will zwar baar zahlen ..."

„Baar? Ei, ei!"

„Doch ist der Preis unmäßig. Er wünschte, daß Jemand, der das Handeln und Dingen besser verstände, als er, für ihn den Kauf machen möchte. Er verspricht dem Mittelsmann für jedes abgehandelte Tausend eine Belohnung von hundert Gulden. Nun behauptet er ferner, niemand in der ganzen Stadt könne das Geschäft besser besorgen, als Sie, Herr Romanus ..."

„Gehorsamer Diener. Ich liebe die Komplimente nicht."

„Und wollten Sie die Güte haben, sich damit zu befassen ..."

„Zu Befehl."

„Er bedauert daneben, daß Sie seit mehrern Jahren mit ihm sehr gespannt leben."

„Kleinigkeiten."

„Er hat mir erzählt, wie er anfangs sein

mäßiges Vermögen bei Ihnen habe in die Handlung geben wollen, statt es in England anzulegen; daß er auch nachher noch im Sinn gehabt, mit Ihnen in den britischen Fonds und Aktien gesellschaftlich zu spekuliren, — aber Ihre Kälte gegen ihn —"

„Blitz, ich sage ja, Kleinigkeiten, wahre Kleinigkeiten!"

„Sie hätten dabei eine artige Summe profitirt."

„Aber was kann ich armer Mann dafür? Warum war Herr Morn so boshaft, und sagte mir armen Mann kein sterbendes Wörtchen? Konnte er sich denn nicht besinnen, daß mich schon sein Vater höchst unglücklich gemacht hat?"

„Doch um auf Dreileben zu kommen und Ihr Geschäft dabei?"

Herr Romanus ging ärgerlich ab und an. „So gering auch ein Gewinn sein mag," sagte er: „ein ehrlicher Handelsmann kann in so betrübten Zeitläuften nichts von der Hand lassen."

Nach acht Tagen war der Kauf geschlossen. Romanus machte sich dabei ein Profitchen von tausend Gulden. Er ward ganz heiter, und ging selbst zu Kasimir, ihm den Kauf anzuzeigen.

„Nun," sagte er, „wir könnten wieder gute Freunde werden!" und lächelte dabei etwas verlegen.

„Ich wünsche nichts sehnlicher, Herr Romanus!“ erwiederte Kasimir lebhaft. „Erfüllen Sie nur meine Bitte. Machen Sie mich glücklich, und Ihre Tochter glücklich.“

„Davon kann gar nicht die Rede sein, Herr Morn. Habe ich Ihnen nicht genug gesagt, daß ich durch Ihren Vater grundelend und arm wie eine Kirchenmaus geworden bin?“

„So arm doch nicht!“

„Zum Betteln, sag' ich Ihnen, zum Betteln. Sie sind jetzt ein steinreicher Mann geworden — wenn ein Fünkchen Edelmuth in Ihnen wäre, nur ein Gerstenkorn Erbarmens: so würden Sie mir erst wieder ersetzen, was ich an Ihrem Vater verloren habe.“

„Und dann?“

„Nun, dann würde ich Ihnen fußfällig danken.“

„Und Ihre Tochter?“

„Ja, und die Zinsen seit sieben Jahren?“

„Und wenn Sie die hätten?“

„Nun, dann wollte ich in der ganzen Stadt sagen, welch ein kreuzbraver, rechtschaffener Mann Sie wären.“

„Und Karoline?“

„Apropos, es müßte nicht vergessen werden, ich gab die achttausend Thaler an Ihren Vater in Gold! Oh, Herr, die vollwichtigsten Louis-

d'or und Karolinen! Hätten Sie sie nur gesehen! Gott verzeihe mir die schwere Sünde, fluchen kann ich nicht, aber die Augen gehen mir über, wenn ich daran denke."

„Und wenn ich Ihnen nun zum Ersatz fünfzehnhundert Karolinen für eine einzige Karoline geben würde?"

„Für welche Karoline?"

„Ihre Tochter."

„Mit Erlaubniß, ich glaube, sammt den Zinsen stiege es wohl über zweitausend Karolinen."

„Und wenn ich zuletzt die zweitausend nicht ansehen würde, sobald Sie mir Karolinen gäben und = = ="

„Sie scherzen, Herr Morn. Sehen Sie, ich brauche mein Weniges. Ich habe viele Schulden machen müssen. Der Bankerot Ihres Vaters hat mich weit zurückgebracht. Ich kann meiner Tochter nichts mitgeben, als was sie von ihrem Plunder auf dem Leibe trägt."

„Und wenn ich denn auch damit zufrieden wäre?"

„So muß ich das = = = arme Mädchen doch erst fragen."

Herr Romanus ging. Morn tanzte. Er fiel wie ein Berauschter seinem Dunkan um den Hals und weinte vor Freuden. Dunkan weinte mit.

Dreileben ward gekauft, der Ehevertrag auf-

gesetzt, und ehe acht Tage verstrichen, war die schöne Romanus eine noch schönere Frau Morn. Es versteht sich, Dunkan hatte für das liebende junge Paar bequemere Wohnung in einer der schönen Gegenden der Residenz gemiethet.

Der erste April.

„Der Spaß muß vollständig sein!“ sagte der Engländer. „Die ganze Stadt beugt sich vor dir, lieber Morn; selbst der Hof buhlt um deine Freundschaft. Das Blatt soll sich wenden. Ich gebe dich für arm aus. Hilf mir. Sehen wir dann die neuen Gesichter. Und haben wir uns satt gesehen — fort in die Einsamkeit nach Dreileben. Den Baron Wölpern habe ich schon zu meinem Plan gewonnen. Ich muß auch den alten Filz, deinen Schwiegervater, ein wenig züchtigen für sein Judenthum. Er verdient es.“

In der That beugte sich die ganze Residenz vor dem neuen Millionär, wie der Brite sich ausdrückte. Wer konnte auch von den Leuten, die seit Kindesbeinen gewohnt waren, Geld, Pracht und Wohlleben über Alles zu achten, vor dem beneidenswerthen jungen Mann, der eine Million, das schönste Landgut und die schönste Frau hatte, stehen, ohne vom Gewicht der Ehrfurcht und Bewunderung niedergekrümmt zu werden, und hät-

man den steifsten Rücken von der Welt gehabt? — Jeder drängte sich zum Herrn von Morn; alle Lippen adelten ihn, ohne nach dem Adelsbrief zu fragen. Minister, Kammerherren, Grafen luden ihn zu ihren Festen ein; selbst die kurfürstliche Familie war bei einigen derselben gegenwärtig, und Kasimir mit seiner jungen, schönen Gemahlin hatte die Ehre, den Durchlauchten vorgestellt und von ihnen allerhuldreichst angeredet zu werden. Für Kasimir freilich waren alle diese Ehrenbezeugungen und Vergötterungen nichts Schmeichelhaftes. Er sah, sie galten nicht ihm, sondern seinem vermeinten Reichthum. Er erblickte in jenen Liebkosungen der Hohen und Niedern nur den Gipfel der Niederträchtigkeit von Personen, die den Menschen nicht deswillen schätzen oder lieben, was er ist, sondern um deswillen, was er hat. Aber er mußte sich durchaus auf einige Zeit Gewalt anthun, und die ihm ekelhafte Posse mitspielen, weil es sein Freund Dunkan forderte.

„Ich kann es aber nicht ertragen!“ sagte Morn zu ihm. Da war es eben, wo Dunkan die obigen Worte zu ihm sagte: „Der Spaß muß vollständig sein. Ich gebe dich nun wieder für arm aus.“

Schon in den letzten Märztagen hatte Dunkan hin und wieder mit bedenklicher Miene von bösen Briefen aus England gesprochen. Der größte Theil

von Morns ungeheuerm Gewinn sei wieder von einer andern Seite durch einen ungeheuern Verlust aufgehoben und zu Nichts geworden. Er werde sich sehr einschränken müssen. Ein großes Glück für ihn aber sei noch, daß er in der Residenz mächtige Freunde habe. Der Baron Wölpern lief umher und versicherte, es stehe mit dem Verkauf des Gutes schlimm, Morn könne nicht zahlen. Dunkan trug unter der Hand Diesem und Jenem die prächtige Mornische Equipage zum Kauf an. Die Miethe im großen Hotel ward aufgekündet. Dies alles breitete sich blitzschnell mit hundert Zusätzen verleumderischer Zungen durch die Residenz aus. Am ersten April aber ward Morns Verarmung ausser allen Zweifel gesetzt, so sehr man sonst auch an diesem Tage alle unerwartete Nachrichten, blos des Datums willen, zu bezweifeln pflegte. Denn Morn fuhr schon in der Frühe bei allen seinen Freunden vor, um sie theils um Geldvorschüsse, theils um Bürgschaften, theils um eine Empfehlung beim Kurfürsten zu einer einträglichen Anstellung zu bitten. Alle, die ihn noch vor vierundzwanzig Stunden mit Versicherungen der Freundschaft überhäuft, ihn in ihren zärtlichen Umarmungen fast erstickt hatten, erstaunten, erschracken bei dieser Verwandlung der Dinge. Einige bedauerten ihn höflich; Andere machten ihm kalte Entschuldigungen; Andere be-

lächelten mit schadenfrohem Witz die Verschwindung seines Feenreichs; aber Keiner hatte für ihn Geld, Bürgschaft oder Empfehlung. Im Bitterblattschen Hause ward sogar ein großes Nachtmahl mit Ball und Feuerwerk wieder abbestellt, zu dem Morn auf denselben Tag mit seiner Gemahlin eingeladen gewesen war.

Am übelsten ging es mit dem alten Romanus. Zu dem kam der Baron Wölpern, begleitet von einem der ersten Advokaten der Residenz, und forderte von ihm, als Unterhändler wegen des Gutes Dreileben, Versicherung wegen der Zahlung. Romanus hatte zwar keine schriftliche Bürgschaft für Morn geleistet, aber doch beim Handel, um ihn zu beschleunigen und sich dabei Gewinn zu machen, mündlich und ziemlich zuversichtlich geäussert, daß er im Nothfall wohl Bürge und Zahler sein werde. Doch sein Ernst war das gar nicht gewesen. In solchen Fall jemals kommen zu können, hatte er nie geträumt. Schon die bösen Gerüchte über Morns Unglück in England hatten ihm wahre Seelenangst verursacht, und die ausweichenden Antworten, welche Morn ihm gegeben, da er diesen deswegen befragte, hatten seinen Kummer nicht gemildert. Nun aber Wölpern mit dem Advokaten kam, nun er an der Armuth seines Schwiegersohns nicht länger zweifeln konnte, nun er sogar für denselben zur versprochenen Zah-

lung aufgefordert ward, kam er fast von Sinnen. Wenige Stunden nach Wölperns Besuch rührte ihn der Schlag. Abends war der Geizhals todt, weil er durchaus keinen Arzt annehmen wollte.

Dreileben.

Dieser plötzliche Todesfall änderte die ganze Gestalt der Dinge. Romanus hinterließ ein ungeheures Vermögen, mehr, als man selbst erwartet hatte. Morn war nun in der That der Millionär, für welchen ihn sein reicher und wohlwollender Freund Dunkan bisher hatte gelten lassen wollen. Auf Morns Namen war Dreileben zwar gekauft; aber Dunkan hatte dazu das Geld gegeben, und durch einen besondern Vertrag zwischen Dunkan und Morn war es wieder das Eigenthum von Jenem geworden. Dunkan, fast eben so menschenfeindlich als Morn, hatte beschlossen, mit seinem Freunde fern von Menschen in jener angenehmen Einsiedelei seine Tage hinzubringen. Morn wollte nur der Verwalter des Gutes sein, weil er auch von seinem Freunde keine Wohlthaten annehmen mochte. Nun war Morn beinahe so reich, als der Brite. Dies änderte aber in den Verhältnissen der Freunde nichts ab.

Hingegen änderte es, wie ein Zauberstreich, abermals den Sinn der ganzen Residenz. „Er

hat uns nur in den April schicken wollen!“ sagten Hohe und Niedere, und machten ihm wieder Besuche, trugen ihm Geld, Bürgschaften, Empfehlungen an, mündlich, schriftlich mit tausend Schwüren treuester und wärmster Freundschaft, stellten Feste an, sandten Einladungen, und waren an Güte unerschöpflich.

Morn sagte: „Ich bin aller der Niederträchtigkeiten satt! Komm Karoline, komm Dunkan, in die Einsamkeit, weit weg von dem gleisnerischen, prunkenden Gesindel. Mir ist hier nicht länger wohl. Ich ward lange genug betrogen. Was soll ich mit den Leuten? Wozu länger Zeuge ihrer Erbärmlichkeit und Spiel ihrer Selbstsucht sein! Sei, wie Salomo, weise, wie ein Engel gut, opfere dich auf für die Welt, sei der gemeinnützigste, wohlthätigste Mann — aber arm dabei, und man wird dich übersehen. Jeder Flachkopf wird über dich erhoben, jeder anerkannt gewissenlose Mensch dir vorgezogen, jeder engherzige Egoist neben dir verherrlicht werden, wenn er nur Geld genug hat.“

Sobald die Erbschaftsangelegenheiten berichtigt waren, Haus und Waarenvorräthe des verstorbenen Romanus ihre Käufer gefunden hatten, begab sich Morn mit seiner Gattin und seinem Freunde nach Dreileben, und ging von dem Tag an nie wieder in die Residenz.

Ungefähr sechs Jahre nach diesen Ereignissen kam ich im Gefolge unsers damaligen Erbprinzen in die kurfürstliche Residenz. Ich wußte aus frühern Zeiten, daß Morn daselbst als Referendar angestellt gewesen war. Es freute mich, bei dieser Gelegenheit einen alten Universitätsbruder zu umarmen. Gleich nach unserer Ankunft erkundigte ich mich nach ihm. Wenige kannten ihn. Endlich hörte ich, er wohne in Dreileben, brüte über seinen Geldkasten, wie weiland Romanus, mache bei allem Reichthum fast gar keinen Aufwand, und halte durchaus keinen Umgang.

Sobald es die Verhältnisse gestatteten, warf ich mich in den Wagen und fuhr nach Dreileben hinaus. Es war ein schöner Morgen. Ich freute mich, den Sonderling zu überraschen, und bedauerte nur, daß er mit dem Gelde des Krämers zugleich dessen Geiz geerbt hatte.

Ich fuhr durch eine Reihe fruchtbarer Felder einem Wald entgegen, in welchem, wie Bauern sagten, das Schloß am Rhein läge. Wie ich aber in den Wald hinein kam, war es kein Wald, sondern eine weitläufige Gartenanlage, mit Wasserfällen, Blumenbeeten, Gebüschen, Irrwegen, Tempelchen, Rasenbänken, Ruinen und Bildsäulen von Marmor, deren Schöpfung ungeheuern Aufwand gekostet haben mußte. Ein Schloß oder schloßähnliches großes Landhaus mit weitläuftigen

Nebengebäuden zur Feldwirthschaft breitete sich vor mir zwischen wilden Kastanienbäumen und lombardischen schlanken Pappeln aus. Ueberall und weit umher von den geschornen feinen Rasenbeeten bis zu den mit köstlichen Orangerien bepflanzten Lustgängen und den marmornen Bildsäulen herrschte ein edler Geschmack mit fast fürstlicher Verschwendung. Da war keine Spur des Geizes.

Ich stieg ab. Ein reichgekleideter Diener sprang herbei, und bedauerte auf meine erste Frage nach Herrn Morn, daß ich zu spät komme; die Herrschaft wäre in der Frühe verreist, und käme erst nach einigen Tagen wieder zurück. Ich kehrte mißmuthig um. Nach acht Tagen fuhr ich wieder hinaus, und erlebte das gleiche Mißgeschick. Die Herrschaft war abermals abwesend. Ich klagte Abends in einer Gesellschaft meinen Unfall. Man lachte. „Reisen Sie noch zwanzigmal nach Dreileben," sagte man mir, „und Sie werden noch zwanzigmal vergebens gehen. Das hätten wir Ihnen voraussagen können. Es wird dort Niemand vorgelassen, wer er auch sei. Mit Fernröhren wird jeder Besuch schon von weitem erkannt, und sogleich abgelehnt. Die Leute in Dreileben sind darauf abgerichtet. Wer einen

Fremden sieht, meldet es auf der Stelle an die menschenscheue Herrschaft.“

So belehrt, schrieb ich an Morn einen Brief, daß ich ihn zu sehen und von der Regel für mich unter allen Fremden eine Ausnahme zu machen wünschte. Es kam eine verbindliche Antwort zurück und zugleich die Versicherung, daß er für mich gewiß zu Hause sei. Doch bestimmte er mir Tag und Stunde, wann ich in Dreileben eintreffen sollte.

Schon im Garten kam er mir mit seiner Frau entgegen. Beide empfingen mich mit einer Herzlichkeit und Liebe, die ich nach allem Vorangegangenen gar nicht erwartet hatte. Sie stellten mir ihren Freund Dunkan vor. Nach einer Viertelstunde waren wir alle die vertrautesten Leutchen mit einander. Ich ward mit einer Herrlichkeit bewirthet, die ich selbst in fürstlichen Pallästen nicht gefunden hatte; aber auch das Landhaus selber war von innen mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Da glänzte in kostbaren Bänden eine ausgewählte Bibliothek der besten Werke alter und neuer Schriftsteller; da waren alle Zimmer mit Meisterstücken von den besten Malern behangen; da war ein Musiksaal. Mir zu Ehren ward ein Konzert gegeben; es war mehr, als ein gemeines Liebhaberkonzert. Die vorzüglichern Bedienten des Hauses waren musikalisch, vom Sekretär an

bis zum Gärtner und Jäger. Von der Zierlichkeit des Hausgeräthes will ich gar nicht reden. Das junge Ehepaar hatte zwei blühende Kinder. Dunkan war unverheirathet und entschlossen, als Hagestolz zu sterben.

„Und seid ihr hier in eurer schönen Abgeschiedenheit auch wirklich glücklich?“ fragte ich eines Abends, da wir im Garten beisammen saßen.

Morn lächelte und sagte: „Warum nicht? Wir bauen uns hier unsere eigene Welt, und unser Glück ist, von der übrigen nichts zu wissen. Wir selbst und unsere Kinder bilden ein inniges Ganzes; mit dem andern Volk draussen haben wir nichts zu schaffen. Was die Thoren treiben, davon erfahren wir nur allzuviel aus den Zeitungen. Dafür erquickt uns, was die vorzüglichsten Geister in ihren Schriften von dem Edelsten gaben, was sie gedacht, gedichtet und empfunden haben. Was Natur, Kunst und Wissenschaft Schönes und Hohes gewähren können, umringt uns. Was fehlt diesem Himmel? Umgang mit den verkrüppelten, tiefverdorbenen, ehrgeizigen, selbstsüchtigen Menschen draussen würde uns nur die Heiligkeit unsers Friedens beflecken, und uns zu Theilnehmern ihres wohlverdienten Elendes machen. Heil dem, der sich von Allem losmachen und sich selber leben, die Schicksale und Tages-

geschichten der Welt aber nur aus der Ferne, als Schauspiel, nehmen kann!“

Diese Aeusserungen leiteten uns in ein vertrauteres Gespräch über das wahre Verhältniß des Weisen zur menschlichen Gesellschaft; und Morn erzählte mir nun seine und Dunkans Geschichte so, wie ihr sie von mir gehört habt.

„Doch mit so reichen Mitteln, wie den Ihrigen,“ sagte ich zu Morn, „wie wohlthätig könnten Sie auf Ihre Ungebungen einwirken! Und müßte es nicht Ihre Glückseligkeit erhöhen, wenn Sie, statt aus der Fülle ihres Reichthums nur für sich selbst ein Paradies zu bauen, es auch für Andere erweiterten?“

Er schüttelte finster den Kopf und sagte: „Was wollen Sie? Mit Geld macht man Keinen glücklich, sondern durch weise Thätigkeit, durch Gedanken-Spenden. Aber darnach fragt Niemand. Habe ich nicht meine schönsten Lebensjahre unnütz aufgeopfert, in der Hoffnung, einige Achtung und Liebe zu gewinnen? Beherrscht nicht gemeine Prasserei, Wollust, Eitelkeit und Habsucht Palläste und Strohhütten? Fragt man in großen und kleinen Staaten nach den talentvollsten, redlichsten Männern, um sie an die Spitze der Geschäfte zu stellen, oder nicht vielmehr nach dem Gelde, nach dem Adel, nach der Herkunft? Sind es nicht immer meistens die verächtlichsten Ju-

triganten, die sich zu den höchsten Würden drängen, und den Würdigsten zurückwerfen? Waren nicht von jeher die gemeinnützigsten und tugendhaftesten Personen von dem engherzigen Pöbel in Purpur und Zwillich am heftigsten verfolgt? Soll ich solcher Elenden willen meine Ruhe, mein stilles Glück für leere Träumereien hingeben? Ich liebe den Menschen, aber ich verachte von ganzem Herzen die Menschen."

Morn gerieth in immer größern Eifer. Dunkan und Frau Morn stimmten ein. Ich konnte gegen dies menschenfeindliche Kleeblatt nicht aufkommen, und schwieg. Die Leutchen hatten nicht ganz Unrecht, und bildeten sich daher ein, vollkommen Recht zu haben. Bekehren konnte ich sie nun doch nicht, sondern nur betrüben mit Widerspruch; denn ich bemerkte es bald, sie waren alle sehr empfindlicher Natur. Wäre Rousseau ein Millionär gewesen, wie Morn, er hätte mit seinem wunden Herzen, mit seiner finstern Ansicht der Welt in Frankreich gelebt, wie Morn am Rhein, und aller Reichthum wäre in seiner Hand nur ein Mittel gewesen, seinen egoistischen Träumereien bequemlicher nachzugehen.

II.

Es ward über die Geschichte, welche uns der Oberforstrath von Rödern erzählt hatte, vielerlei geurtheilt, vielerlei gestritten. Obgleich Alle darin übereinstimmten, daß Morns Weltverachtung und Zurückgezogenheit bei allen seinen Reichthümern eine Art Rache gewesen sei, die er an der Welt genommen, weil sie ihn verkannte und nicht seines innern Werthes wegen schätzen mochte; oder eine Wirkung der Furcht, welche ihm die Schlechtigkeit des großen Haufens eingeflößt hatte, also, daß er nun selber die Welt verkannte, weil sie ihn verkannt hatte; ob man gleich ferner ziemlich allgemein darin übereinstimmte, daß Jean-Jacques auch als Millionär Jean-Jacques geworden und geblieben sein würde — war man doch in andern Dingen getrennter Meinung. Besonders nahmen Einige das spätere Betragen Morns, seine Absagung der Welt, sein Sichselberleben in Schutz, während Andere es Engherzigkeit und Egoismus hießen.

Darüber erhitzten sich die Köpfe.

„Wer von uns würde nicht geradezu handeln, wie Morn, wenn er dessen Schicksal und nachherigen Reichthum gehabt hätte?“ rief einer von

der Mornischen Partei: „Seht doch die Massen der Menschen an, von den Höchsten bis zu den Niedrigsten — welch ein verachtungswürdiger Haufe! Wie klein ist die Ausnahme der Edeln, mit denen man sich versteht, und die nicht ihre Winzigkeit zur Hauptsache des Weltalls machen! Wahrhaftig, der ist kein Menschenfeind, der die Menschen beurtheilt und nimmt, wie sie sind, und sich von ihnen in einer gewissen ehrerbietigen Ferne zu halten sucht, weil ihm sein Friede theuer ist. Meint ihr — und ich spreche von der Mehrheit der Leute, wie sie sind! — meint ihr, es liebe einer von ihnen jemanden wie sich selbst? Meint ihr, man schätze eure Tugend, eure Kenntnisse, eure Verdienste, und ziehe euch deswegen vor? — Geld ist die große Triebfeder in der bürgerlichen Gesellschaft, oder statt des Geldes der allerverkehrteste Begriff von Ehre. Durch Weiberschürzen, Gönnerschaften, Kabalen und Parteitrotz werden die meisten Stellen besetzt; darum sitzen so viele Flachköpfe obenan. Und wer obenan sitzt, seht, den vergöttert das übrige Geschmeiß. Religion hat das Volk auf den Lippen; aber sucht einmal Religion im Herzen und Wirken der Leute — fragt, wer sich mit Hab' und Gut und Leben wohl für eine heilige Sache hinopfern möchte? — Alles ist unter den Menschen auf Schein berechnet und Betrug, in der Kirche, im Leben, am

Hofe, im Viehstall, im Hause, auf dem Markte. Es gibt unter Millionen Menschen nicht hundert wahrhafte, natürliche, ungeschminkte Menschen. Gestehen wir es uns doch nur einander selbst, ob wir uns, die wir hier beisammen sind, ganz redlich so zeigen, wie wir in der That sind, wie wir in der That denken und wünschen. — Ihr Herren lacht über mich, und meint in euerm Sinn, ich kenne die Welt nicht, ich sei ein junger Mensch. Eben daß ich ein junger Mensch bin, ist mein erster Titel zur richtigen Beurtheilung der Menschen; denn ich trage noch in mir die Unbefangenheit und Naturhaftigkeit meiner Kindheit, während ich vermöge meines Alters aller Orten mit der Welt, ihren Formen, ihrem Komödienspiel, ihrem leidenschaftlichen, schleichenden, trotzigen, speichelleckerischen, übermüthigen, gleisnerischen Wesen in widerliche Berührung komme. Bin ich einst älter, durch vieljährige Gewohnheit abgestumpfter gegen alle politische, moralische, religiöse, ästhetische Verkehrtheit: so wird mein Urtheil minder wahr und treffend sein. Nur Kinder sind naiv, weil ihre Natürlichkeit gegen die albernen Konvenienzen in Widerspruch geräth. Ein Weltmann ist nie naiv, oder er wolle mit Naivetät kokettiren, wie eine alte Buhlschwester. Der unverdorbte Jüngling, wenn er ins Leben hinaustritt, ist wie ein Reisender in fremden Ländern,

dem in denselben, wäre er auch nur ein mittelmäßiger Kopf, mehr Dinge auffallen, als dem Einheimischen, und wäre der Einheimische auch ein Universalgenie."

Diese Worte verursachten neuen Kampf. Genug, wir gingen unvereinigt auseinander, und als wir in der nächsten Woche wieder Abendgesellschaft beim Oberforstrath hatten, begann man rüstig, wo man es das letztemal gelassen hatte.

Der Oberforstrath blieb seinem Karakter getreu und hielt in allen Dingen Mittelstraße. Als es aber zu laut ward, erinnerte er an die zweite Geschichte, die er uns versprochen hatte. Und da ward es plötzlich still.

Abermals ein Millionär.

Als ich — hob der Oberforstrath an — von meiner Amsterdamer Reise zurückkam, die ich wegen des von Holland gelieferten Schiffsbauholzes gemacht hatte, wegen dessen Bezahlung die Herren Holländer allerlei Schwierigkeiten machen wollten, ward ich gar wohlgemuth. Denn Alles war mir über Erwartung gelungen. Ich hatte neue und noch vortheilhaftere Akkorde geschlossen, und freute mich nicht ohne Grund auf die Zufriedenheit unserer Regierung mit meiner Sendung. Denn ich hatte auch sonst noch dies und das für die Regierung gelegentlich abthun müssen.

Doch keine Freude bleibt ganz rein. Unterwegs hatte ich ein verdrießliches Abentheuer. Nicht weit mehr vom Städtchen — nun doch! der Name liegt mir auf der Zunge, und ich kann ihn nicht herausbringen! Liegt auch nichts daran. Also, es war Abend, und ich in meiner ganz neuen Reisechaise nicht weit von dem Städtchen; der Postillion fuhr rasch zu. Es war mir lieb, zur Ruhe zu kommen. Ich war mit meinem alten Kunz (des Oberforstraths Bedienten) die ganze vorige Nacht gefahren.

Die Straße zum Städtchen war erbärmlich. Plötzlich geschah ein Krach! Wir hatten Schiffbruch gelitten. Kunz, der neben dem Postknecht saß, flog vom Bock herab, und ich von meinem Sitz herab so gewaltig mit dem Kopf gegen des Postillions Rücken, daß dieser zwischen den Pferden am Boden lag, ehe er es vermuthete. Die Vorderachse und die Wagenfeder waren gebrochen; Kunz hatte sich den Arm aus dem Gelenk gefallen, der Postknecht die Nase geschunden. Ich kam mit dem Schrecken davon. Zum Glück waren die Pferde so verständig gewesen, und hatten bei der Erschütterung sogleich Halt gemacht. Wir schleppten uns mühselig in das Städtchen. Der Postillion versicherte, in einigen Tagen würde meine Chaise hergestellt sein; aber ich müsse sie nach Hard bringen lassen, eine kleine Stunde seit-

wärts der Stadt. In Hard wohne einer der geschicktesten Wagner von der Welt.

Als wir im Wirthshause ankamen — es war ein finsteres, schmutziges Loch — und als ich sogleich Wagner und Schmiede herbeirufen lassen wollte, gab mir der Wirth selber den Rath, ich solle den Wagen nach Hard führen lassen. Weit und breit sei kein besserer Wagner.

Kunz war übel zugerichtet. Anfangs glaubten wir, er habe den Arm gebrochen. Wir fanden bald, er müsse sich die Achsel ausgefallen haben. Der Doktor des Städtchens, ein steinalter Mann, bedauerte, daß der Wundarzt erst vorige Woche gestorben sei. Er selber befasse sich mit solchen Operationen nicht. „Sie thun am besten," sagte er, „Sie lassen Ihren Bedienten nach Hard bringen. Da wohnt ein sehr geschickter Wundarzt."

„Was ist denn das Hard?" fragt' ich den Doktor.

„Ein Dorf, ein Stündchen von hier.

„Warum leben denn hier zu Lande die geschickten Wagner und Wundärzte nicht in Städten, sondern in Dörfern?"

„Ei, es ist da in Hard der Schulze, ein Grillenfänger, ein Narr, der alles Gewerbe dahin zieht, und am Ende noch das Dorf zur Stadt machen will, glaub' ich. Geld hätte er wohl genug dazu; aber er ist ein Knicker, ein Filz. Sonst

hat er wohl ganz schätzbare Eigenschaften. Er ist ein Millionär. Ich kenne ihn sehr gut, aber habe nichts mit ihm zu thun. Er ist ein Narr."

„So gibt es dort in Hard wohl auch ein Wirthshaus?"

„Allerdings. Es ist besser, als hier. Der Schulze hat seit drei Jahren ein Bad dabei angelegt, da ist immer viel Besuch. Aber der Schulze richtet sich damit zu Grunde. Der Doktor, welchen er dahin gezogen hat, ist ein Ignorant, ein Hanswurst, ein Schwadroneur, der immer das große Maul offen hat."

Ich mußte noch viel über den Doktor hören. Inzwischen, weil doch in Hard der beste Wundarzt, der beste Wagner und das beste Wirthshaus waren, beschloß ich meinen Kunz und meine Chaise dahin zu begleiten.

Folgendes Morgens ward das Fuhrwerk mit Seilen und Stangen so gut, als möglich, gebunden und geflickt; Kunz, der die Nacht ausserordentliche Schmerzen gelitten hatte, eingepackt, und so Alles nach Hard geschickt.

Ich ließ mir den Weg zeigen und machte die Reise — denn es war ein herrlicher, frischer Sommertag — zu Fuß.

Das Dörflein Hard.

Kaum eine halbe Stunde von der Stadt verbesserte sich plötzlich der Weg. An beiden Seiten der sorgfältig unterhaltenen Landstraße zogen Reihen von Obstbäumen hin. Es fiel mir auf, wie die Aecker so herrliche Früchte trugen; es schien gar kein Unkraut in ihnen zu gedeihen. Die ganze Landschaft schien sich zu verschönern, selbst das Gras auf den Wiesen fetter und grüner zu werden. Vor mir lag das Dorf mit weit zerstreuten Hütten zwischen schattigen Bäumen, wie in einem großen Garten. In der Mitte des Dorfs auf einem Hügel lag die Kirche. Diese Einrichtung, diese Bauart, diese Fülle stach auffallend von allem ab, was ich bisher in diesen Gegenden gefunden hatte.

„Ihr lebt ja hier wie im Paradiese, Vater!“ sagte ich zu einem betagten Bauer, der hinter mir her aus dem Städtchen kam: „Ihr habt weit und breit umher im Lande den fruchtbarsten Boden.“

„Gott sei Dank, ja, daran fehlt es nicht!“ antwortete der Bauer.

„Wie kommt es auch, daß eben euer Dorf so zerstreut und nicht beisammen liegt, wie andere Dörfer der Gegend?“

„Ei, es ist übel genug! Unser Dorf brannte

vor fünfzehn Jahren ab; da mußten wir es denn wohl wieder aufbauen, wie es jetzt ist, weil es die Regierung befahl. Man kann nichts Nachtheiligeres erfinden. Ich habe eine gute Viertelstunde Sonntags zur Kirche. Das ist für alte Leute und Kinder, zumal im Winterwetter, schlimm. Andere haben noch weiter als ich. Es war aber eine erschreckliche Brunst! Nur fünf abgelegene Höfe blieben verschont."

„Wie kam das Feuer aus?"

„Gott der Herr mag es wissen! Man munkelt allerlei. Viele behaupten noch heut, der Schulze habe es wohl selber angelegt, um uns in Noth zu bringen. Aber ich will es nicht geradezu behaupten."

„Das wäre ja entsetzlich vom Schulzen!"

„Nun ja, er macht wohl noch andere Streiche. Er ist ein eigennütziger, hartherziger Mann, das weiß Jeder. Mir hat er Possen genug gespielt. Er war erst unser Schulmeister; da brachte er es bei der Regierung dahin, daß wir ihn zum Dorfschulzen annehmen mußten. Ja, das ist mir ein Fuchs, wie tausend Meilen weit ringsum keiner zu finden ist."

„Aber er soll reich sein."

„Das glaub' ich. Ein steinreicher Mann ist er; aber er gibt keinen Kreuzer aus für sich, lebt schlechter als der gemeinste Taglöhner. Wenn

seine tollen Stunden kommen, wirft er wieder Geld mit vollen Händen weg. Der Mensch ruinirt sich mit seinen Narrheiten. Aber es ist sein Schade. Der hat an nichts Lust, als uns für sein Geld zu tirannisiren."

So unterhielt ich mich eine Zeitlang mit dem Alten; dann schlug er seitwärts einen Fußweg ein, der durch Wiesen führte.

Die Gegend war so anmuthig, so idyllenhaft möchte ich sagen, daß ich — ohnedem fing die Sonne an heftiger zu brennen — mich auf einen Stein unter einen Nußbaum setzte, um auszuruhen und der Gegenwart recht froh zu werden. „Wie glücklich", dachte ich und stopfte mir die Pfeife, „könnte das Völkchen dieses Paradieses leben! Und doch muß überall der Teufel sein Spiel treiben. Da wirft die Regierung einen Menschen her, der den Dorfkönig spielen will, und alles Lebensglück dieser guten Menschen ist dahin!"

Indem kam eine alte Frau vorübergegangen. Ich sprach sie an, um etwas plaudern zu können.

„Mütterchen, wo ist im Dorfe hier das Wirthshaus?"

„Gehen Sie nur der Straße nach, Herr, linker Hand neben der Kirche ist es. Ich bin selbst die Wirthin."

„Das freut mich; denn ich kann gleich von

Euch erfahren, ob Ihr mich für einige Tage mit Wagen und Bedienten beherbergen wollet?"

„Ich bin nicht für Herrschaften eingerichtet. Sie müssen ins obere Wirthshaus; dahin ist auch vor einer halben Stunde ein zerbrochener Wagen gefahren, vermuthlich der Ihrige."

„Es thut mir leid, daß ich nicht bei Euch bleiben kann, Frau Wirthin. Wo ist aber das obere Wirthshaus?"

„Sehen Sie das kleine weiße Haus auf der Höhe mit den grünen Fensterladen? Das ist des Schulzen Haus, und nebenan das Wirthshaus für die Fremden."

„Gehört es vielleicht dem Schulzen?"

„Nein und ja, wie ihm Alles gehört und nicht gehört. Er ist Schuld, daß es gebaut wurde."

„Das bringt Euch aber keinen Nutzen."

„Freilich nicht. Er bringt Niemand Nutzen. Seit er im Dorf ist, ist meine Wirthschaft um die Hälfte schlechter. Gott verzeihe es ihm, er hat schwere Verantwortung am jüngsten Tage! Ja, hätte ich mich seinem Willen und seinen Narrheiten wie eine Magd unterwerfen wollen, so würde es wohl anders gegangen sein. Aber dahin hat er es nie bringen können. Gottlob, ich habe auch noch zu leben, und brauche nicht von ihm abzuhangen."

Indem hörte ich in einem nahe liegenden

Bauernhause starken Wortwechsel. Das Mütterchen spitzte die Ohren dahin, nickte ein paarmal schnell mit dem Kopfe und pfiffiglächelnder Miene, und sagte halblaut: „Aha, so, so! Es geschieht der Grethe schon recht!“ Dann wandte sie sich zu mir, zeigte mir einen Fußweg durch die Felder, auf welchem ich am kürzesten zum obern Wirthshaus kommen würde, und verließ mich.

Aus dem Hause neben mir trat ein sauber gekleideter Bauer, der etwas unwillig schien. Eine alte weinende Frau folgte ihm, desgleichen ein junger Kerl. Sie nahmen von dem Zürnenden Abschied. „Ihr habt vollkommen Recht, Herr Schulz!“ sagte der junge Kerl treuherzig, und gab dem Weggehenden die Hand zum Abschied: „Ich habe die Mutter schon genug gewarnt.“

„Nun, nun!“ erwiederte mit vornehmem Ernst der Schulz, er schien ein Mann in den Vierzigen: „Diesmal will ich Nachsicht haben.“ Die Alte versicherte, er werde künftig zufrieden gestellt werden. Der despotische Dorfkönig wandte sich und ging davon.

Ich sah ihn denselben Fußweg einschlagen, welchen mir vorhin die Dorfwirthin zum obern Wirthshaus als den kürzesten gewiesen hattte. Das bewog mich schnell aufzustehen, um den Mann, den Millionär, von dem ich nun schon seit gestern

so viel gehört hatte, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Was hatte ich hier im Dorfe Besseres zu thun? Allein, wenn ich dachte, daß dieser Mensch bei allen seinen Mitbürgern nur Klagen erwecken konnte, daß ich selber Augenzeuge seines stolzen, barschen Verfahrens in diesem Augenblick gewesen, verlor sich die Lust zu seiner Bekanntschaft. Er lief mir ohnehin zu schnell, und ich ließ ihn laufen.

Der Schulz des Dorfes.

Indessen stand er bald wieder still, da er einigen Bauern begegnete, mit denen er ins Gespräch kam. Als ich ihm nahe war, verliessen ihn die Leute. Nun grüßten wir uns. Er ließ mich aus Höflichkeit auf dem schmalen Fußweg voran gehen. Ich sprach mit ihm erst vom Wetter, dann von der Fruchtbarkeit des hiesigen Bodens. Er antwortete sehr bescheiden, sprach aber mit großer Bestimmtheit und in so gewählten Ausdrücken, daß ich wohl merkte, der Mann habe einige Bildung. Vom Boden behauptete er ganz trocken, derselbe sei so gut und schlecht, wie in der ganzen Gegend, aber von den Leuten besser angebaut, als an andern Orten. Ich äusserte ihm darüber meine Verwunderung. „Jeder Eigenthümer wohnt hier in der Mitte fast aller seiner Güter," sagte

er, „und kann sie daher leichter beaufsichtigen und bauen.“ — „Aber,“ sagte ich, „der herrliche Wiesewachs!“ — „Sie haben vielleicht nicht bemerkt,“ entgegnete er, „daß alle Wiesen beisammen liegen und gewässert werden. Auch haben wir guten Mergel in der Nähe. An andern Orten könnte man das alles auch haben, mehr oder weniger; aber die Leute sind träg und unwissend. Die Natur ist überall eine gute Mutter; aber der Mensch gibt sich nicht überall die Mühe, die Sprache dieser Mutter zu verstehen, und folgt seinem Eigendünkel.“

Diese angehängte Bemerkung war mir doch für einen Dorfschulmeister oder Schulzen zu philosophisch. Ich blieb stehen und betrachtete ihn in seinem Kittel von grobem Zwillich, und großem runden, schwarzen Strohhut auf dem Kopf. Es war in der That in seinem von der Sonne gebrannten Gesicht etwas Ausgezeichnetes, ich möchte sagen Edles, sehr Bekanntes.

Der Schulze betrachtete mich einen Augenblick mit einem scharfen, durchdringenden Blicke schweigend, und sagte dann: „Sind Sie der Herr von Rödern, oder ...“

„Der bin ich!“ antwortete ich verwundert, und betrachtete ihn genauer.

Er bot mir lachend die Hand und sagte: „Ei

du schlanker frommer Junge, vormalige Augenweide aller Schönen — —"

Ich zuckte mit der Hand, denn ich glaubte, meinem Dorfschulzen wandle eine seiner Narrheiten an, von denen mir schon mehrere Personen gesprochen hatten. Er hielt aber meine Hand fest und fuhr fort: „Wie bist du ein breitschultriger, dicker, großer Herr geworden! Was für ein guter Geist führt dich denn diesen Nebenweg nach Hard, von der goldenen Mittelstraße ab, die dir doch so gut zugeschlagen hat?" Und dabei nahm er mich beim Kopf, küßte mich und rief: „Sei mir willkommen! Kennst du mich denn nicht?"

Ich war ganz verblüfft. Mir war's, als sollte ich ihn irgendwo gesehen haben. Plötzlich ward es mir klar vor Augen, und ich zweifelte nicht länger. „Etwa Engelbert?" sagte ich.

„Allerdings!" rief er. Und nun erwachten unter dem Klang seiner Stimme alle Frühlinge meiner Jugendjahre auf. Ich drückte ihn an meine Brust mit der tiefsten Rührung, und vergaß alles Böse, was ich über ihn seit gestern gehört hatte. Er rief einen kleinen Knaben vom Felde, und sprach: „Springe zu meiner Frau. Sag' ihr, ich habe einen Bruder gefunden; sie solle sogleich Wein, Himbeeressig, frische Butter und weißes Brod unter die Linde tragen lassen, wo wir frühstücken."

Ich wußte ihm nun auf der Stelle meine Lebensgeschichte seit den Universitätsjahren, die Ursache meiner Reise und die Veranlassung zu meinem Abstecher nach Hard erzählen. Dann ward vom Schicksal mehrerer unserer ehemaligen akademischen Mitbürger gesprochen. Ich erzählte ihm auch Morns Geschichte.

„Und du?" sagte ich zu ihm.

„Und ich?" erwiederte Engelbert lächelnd. „Sieh mich nur an, Herr Oberforstrath, da siehst du, wer ich bin — ein Bauersmann, nebenbei auch der Schulze des Dorfes, in welchem ich wohne."

„Aber du wunderlicher Mensch," rief ich, „wie kommst du bei deinen herrlichen Talenten in diesen abgelegenen, unbekannten Winkel der Erde? War's deine freie Wahl?"

„Freie Wahl!"

„Und wohnst schon lange hier?"

„Seit neunzehn Jahren sehr glücklich."

„So erzähle mir doch!"

„Davon ein andermal. Ich sehe meine Frau droben unter den Linden. Da findest du meine ganze Familie beisammen. Komm, hilf uns frühstücken."

Wir gingen aufwärts. Nach einer Weile bog sich der Fußweg seitwärts, und wir kamen zur Linde. Im Schatten derselben saß eine liebens-

würdige junge Frau von etwa dreissig Jahren, schlank, von feinen Gesichtszügen, einfach ländlich gekleidet. Ein kaum halbjähriges Kind schlief auf ihrem Schoos. Ein anderthalbjähriges Kind saß zu ihren Füßen; dem brachte ein munterer, wilder vierjähriger Knabe mit rothen Backen und goldenen Haaren Blumen zu. Zwei ältere Knaben, der eine sieben-, der andere zehnjährig, standen, jeder mit einem Buch in der Hand, hinter der hübschen Mutter, und betrachteten mich mit ihren großen blauen Augen neugierig. Sie waren beide in Zwillich, doch sauber gekleidet, wie ihr Vater; dazu gingen sie baarfuß. Die übrigen gingen in Leinwand, aber sehr reinlich.

Der Schulze des Dorfes stellte mich seiner Frau vor, der beim leisen Gegengruß eine sanfte Röthe über das Gesicht flog. Dann kniete der Schulze gar pathetisch vor seiner Frau nieder, küßte ihre Hand und bat um Verzeihung, so spät zum Frühstück zu kommen. Aber er wies auf mich, als seinen Entschuldigungsgrund.

Ich ward mit der artigen Familie schnell bekannt und vertraut. Sie lagerte sich im Grase um ein hölzernes sauberes Gefäß voller Milch. Da ward mit blechernen, verzinnten Löffeln gegessen, und schwarzes Brod dazu. Mir wurde weißes Brod mit frischer, herrlicher Butter, eine Flasche alten Burgunders, Wasser und Himbeer-

syrup hingesetzt. „Denn ich kenne ja schon von Alters her deine Feindschaft gegen Milchspeisen!" sagte Engelbert.

Mir kam alles wie ein Traum vor; theils der Anblick dieser wahrlich malerischen Gruppe, theils das überraschende Zusammentreffen mit Engelbert, theils diesen Mann hier, als Bauer unter Bauern, zu sehen, getrennt von der gebildeten Welt, ihn, der auf der Universität unter uns allen als der vortrefflichste Kopf und kenntnißreichste Jüngling gegolten hatte! — Zwar schon auf der Universität spielte er den Sonderling; aber man nahm das damals, wie man eine Jünglingsgrille oder Laune und Schwärmerei zu nehmen pflegt. Daß dieser endlich, berufen zur glänzendsten Laufbahn, als der Schulze eines Dorfes enden würde — wer hätte das je vermuthen können?

Seine Auguste, so nannte er seine Frau, und seine Kinder hingen mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an ihm, und er wieder an ihnen. Wie konnte dieser Mann so eigennützig, so boshaft und hartherzig sein, als er mir bisher geschildert worden war! Und doch war mir sein Reichthum — im Städtchen nannte man ihn ja sogar den Millionär — verdächtig; denn ich wußte schon auf der Universität, daß seine Aeltern nur mäßig bemittelte Leute gewesen waren; und neben diesem Reichthum war mir seine und der Seinigen ge-

ringe Kleidung und Kost nicht weniger auffallend. Ohne Geiz schien er nicht zu sein. Ich nahm mir vor, diesen wunderlichen Mann genauer zu prüfen.

Wir gingen mit einander in muntern Gesprächen die Höhe aufwärts.

„Unter meinem Strohdache beherbergen kann ich dich nicht, denn es fehlt mir an Platz!" sagte Engelbert. „Aber neben mir an im Wirthshause wirst du alle Bequemlichkeit finden. Ich habe da ein Bad angelegt über eine schwefelhaltige Heilquelle; du kannst dir das beste Zimmer auswählen, denn die Badezeit ist noch nicht angegangen. Die Gäste treffen erst im Anfang künftigen Monats ein."

Die Haushaltung.

Der Wagner hatte schon meine Chaise, der Wundarzt meinen Kunz unter Händen. Jener versprach, den Wagen binnen zehn bis zwölf Tagen herzustellen — denn ein Wink des allmächtigen Schulzen genügte, den Künstler zu bewegen, alle andere Arbeit liegen zu lassen, um mir zu dienen. Der Wundarzt hatte vermittelst einer Maschine Kunzens Arm wieder eingerichtet, aber dieser Arm war sehr geschwollen. Kunz sollte sich eine Woche lang still halten. Mir kam die unwillkührliche Verzögerung sehr gelegen; denn wahrhaftig, Engelbert und seine allerliebste Familie verdienten

wohl, daß man ihretwillen eine eigene Reise machte.

Alles, was ich bei diesem Sonderling fand, interessirte mich, und um so mehr, da ich mich immer sicherer überzeugte, wenige Sterbliche lebten so rein glücklich, als er. Sein Haus glich jedem andern Bauernhause, nur lag es mitten in einem wohlgeordneten Küchen- und Blumengarten. Von innen herrschte die größte Reinlichkeit und — Einfalt darf ich's kaum nennen — Armuth. Eine Wohnstube, der Sammelplatz der Familie, hatte nichts als ein paar tannene Tische und Bänke, an der Wand eine hölzerne Uhr und einen kleinen Spiegel. Nicht nur Engelbert, sondern selbst seine Frau und Kinder schliefen — auf Matratzen von Laub und Moos in verschiedenen Kammern. Das Linnen überall war grob, aber blendend weiß und sauber. Man speisete zum Theil von hölzernen Tellern, wie die Kapuziner, zum Theil von geringem irdenen Geschirr. Wasser und Milch, auch Dünnbier, waren das gewöhnliche Getränk. Als ich mich eines Tages mit aller Gewalt zum Gast aufdrang beim Mittagsmahl, empfing man mich lachend, aber ich mußte mit der üblichen Kost vorlieb nehmen. Die Speisen waren wohlschmeckend, kräftig, reinlich. Eine nahrhafte Suppe, zartes Gemüse, gebratenes Rindfleisch, schwarzes Brod und Dünnbier dazu — damit war

der Schmaus zu Ende. Aber es war mir, als hätte ich in meinem Leben nicht köstlicher geschmauset. Die liebenswürdige Mutter mir gegenüber, von ihren fünf rothwangigen Engeln umgeben; der weise Engelbert mit seiner scherzreichen Laune dazu; dann die drollige Geschwätzigkeit der Kinder und ihre gesunde Eßlust; die Freude und innige Zufriedenheit in Aller Augen und tief in meinem Herzen — ich gestehe, es war mir ein Göttermahl, und ich ärgerte mich, wenn Engelbert sich über mich und meinen Gaumen lustig machte, der hier in der Hölle sei.

Den einzigen Aufwand des Hauses fand ich in Engelberts sogenannter Arbeitsstube; da einen Schreibtisch am Fenster, eine kleine doch auserlesene Büchersammlung, und in einem Kämmerlein daneben Erd- und Himmelskarten, Elektrisirmaschine, Luftpumpe und andere physikalische und geometrische Werkzeuge. Die Arbeitsstube war zugleich das Schulzimmer seiner Kinder, denn er unterrichtete sie selber, und das Boudoir seiner Auguste, denn sie hatte darin ihr Fortepiano, und in ihres Mannes leeren Mineralien-Schubladen ihren bessern weiblichen Schmuck.

„Allerliebst!“ sagte ich: „Aber deiner Familie wird dieser Spielraum bald zu enge werden, lieber Engelbert. Du mußt an Erweiterung denken.“

„Vor zehn Jahren nicht!“ erwiederte er.

„Der Tempel unserer Glückseligkeit ist wohl klein, aber die Glückseligkeit darin ist groß. Wir haben mehr, als wir bedürfen."

„Und du bist in der That vollkommen glücklich, Engelbert, in diesen Verhältnissen?"

„Sieh doch an dies Fleisch und Blut!" rief er, und zeigte auf Weib und Kinder. „Welch eine fröhliche Gesundheit! Und alle diese edeln Glieder von noch edlern Seelen belebt! Hier ist mein Königreich, meine Republik, mein Alles. Ich habe das Leben in der Wahrheit und nicht im Schein, wie ihr Andern in euern palastvollen, konvenienzvollen Städten und armseligen, plagevollen Dörfern. Ich habe genug für meines Leibes Bedürfniß, und für meine Kraft den Wirkungskreis. Ich lebe nur abgeschieden von der glänzenden Jämmerlichkeit der europäischen Verfeinerung, nicht von der bessern Menschheit — siehe da die großen Unsterblichen! (Er zeigte auf seine Bücher.) Mir gehört die Natur, mir die ganze Herrlichkeit Gottes, mir die Ewigkeit. Was soll ich noch fordern?"

Ich drückte ihm die Hand, aber mit einer gewissen Verlegenheit, weil ich ihm nichts Gescheutes zu antworten wußte. Denn ich hätte ihm sagen können: du bist doch ein Schwärmer! Aber er hatte in Allem Recht, und ich fühlte dies; auch daß wir Andern in unsern Verhältnissen

Thoren sind, und den Konvenienzen das wahre Leben selbst opfern. Ich konnte ihm sagen: du hast Recht! Und doch fühlte ich, daß er so ganz aus der Gewöhnlichkeit weggesprungen war, und seine Begriffe und Vorstellungen nicht mit den Begriffen und Vorstellungen unsers Zeitalters und unserer Menschenart recht zusammenhingen.

Ich mußte seine Vielthätigkeit bewundern. Er selbst hatte Aecker und Wiesen, und trieb Landbau, doch nur für seine häuslichen Bedürfnisse. Sein Dorfschulzenamt gab ihm viel Geschäfte, und doch trieb er diese nur nebenbei; täglich hatte er einige Stunden, in denen er für sich allein war, um zu lesen oder zu schreiben. Seinen beiden ältern Knaben gab er Unterricht. Diese Kinder wußten schon viel, weil er ihnen von allem, was sie wissen wollten, den wahren Namen und noch dazu die Wahrheit sagte. So nannten sie Bäume, Gesträuche, viele Kräuter, alle in der Gegend befindliche Steinarten mit dem wissenschaftlichen Namen, weil sie keinen andern gelernt hatten. Sie sprachen von Flöz- und Urgebirgen, weil sie ihnen vor Augen lagen. Sie spielten mit dem Prisma, mit der Elektrizität, mit dem Magnet, mit dem Mikroskop, und erklärten sich viele Erscheinungen der Natur von selbst. Sie zeigten am Himmel die Planeten und vornehmsten Sternbilder mit Fingern, weil sie sie

kannten und immer vor sich saben. Der sieben-jährige Knabe behauptete steif und fest, die Sonne sei gewiß eine schönere Welt, als dieser Erdball; aber den Ringgebirgen des Mondes sprach er nicht viel Gutes nach; doch sah er sie gern durch des Vaters Teleskop.

Wie Engelbert alle ausserhäusliche Geschäfte und den Unterricht der Knaben besorgte, so stand Auguste ganz im Geiste ihres Mannes an der Spitze der eigentlichen innern Haushaltung, als unumschränkte Gebieterin, und Engelbert war darin Unterthan. Sie ordnete, wie das Kleinste in der Küche, auch die Bestellung der zur Haushaltung gehörigen Ländereien mit Getraide, Hanf, Lein u. s. w.; so wie der Hühnerhof und Taubenschlag, standen auch die zum Hause gehörigen Pferde, Schafe, Rinder, Ziegen u. s. w. unter ihrer Aufsicht und Pflege.

„Aber was hat dich eigentlich hieher gebracht?" fragte ich Engelbert nochmals. „Du, mit deinen herrlichen Anlagen, hättest deinem Vaterlande ganz andere Dienste leisten können, als hier im Auslande Schulz eines Dorfes zu sein."

In der schönen Morgenfrühe eines Sonntags, den er mir ganz zu weihen versprochen hatte, kam er zu mir. Wir gingen in den Garten des Wirthshauses, der für die Badegäste sehr artig angelegt war. In einer von Weinreben umspon-

nenen Laube, von welcher aus man auf die ganze Landschaft eine weite, heitere Aussicht hatte, stand mein Frühstück, ein guter Kaffee. Engelbert hatte sich Milch und schwarzes Brod dahin bringen lassen.

„Nun will ich dir erzählen," sagte er, „was mich eigentlich hieher brachte. Bis dahin erwacht Auguste mit den Kindern. Dann machen wir mit einander einen Spaziergang; dann gehen wir in die Kirche; Mittags sollst du einige gute Freunde bei uns am Tische sehen, auch den Pfarrer. Nachmittags geben dir die jungen Leute des Dorfs ein Konzert. Abends ist Ball hier; da mußt du mit uns tanzen. Auguste tanzt gut. Nun höre also mit Andacht!

Die unentbehrlichen Entbehrlichkeiten.

„Ein halbes Jahr später, als du, verließ ich die Universität," sagte Engelbert. „Mein Vormund freilich hatte mir befohlen, noch das dritte Jahr dort zu bleiben; ich aber nahm dreißig Louis'dor in die Tasche, reisete durch Deutschland in die Schweizerthäler, von den Alpen nach Paris, dann in die Provence, über's Meer weg nach Neapel, über Rom und Wien wieder heim. Ich brachte noch zwei Louisd'or vom Reisegeld zurück. Denn meistens ging ich zu Fuß; Brod und Wasser, zuweilen ein Glas Wein, waren

genug für mich; in Scheuern und Ställen schlief ich unentgeldlich.

„Ich kam zu eben der Zeit zurück, als man mich in den Zeitungen ausschreiben wollte. Mein Vormund that sehr böse. Ich aber fand, daß ein Besuch fremder Länder wohl so viel werth sei, als ein Jahr vor dem Katheder der Professoren. Ich ward examinirt. Man lobte meine Kenntnisse; man stellte mich, vorläufig ohne Gehalt, bei der Landschaftskanzlei an, um mich in den Geschäftsgang einzuweihen.

„Nach einem Jahr bewarb ich mich um eine Justiziariatsstelle. Ich erhielt zur Antwort: man zweifle nicht an meiner Thätigkeit; doch sei ich erst dreiundzwanzig Jahre alt, folglich zu jung. Gut, dachte ich, der Fehler vermindert sich alle Tage. Nach einem Jahr kam ich wieder um ein anderes mageres Aemtchen ein. Der Landschaftspräsident sagte: „Sie haben doch einiges Vermögen. Warum kleiden Sie sich nicht anständiger? Warum wählen Sie das gröbste Zeug zu Kleidern? Sie können sich nirgends präsentiren!“ — Ich antwortete: „Ihre Exzellenz, der Staat verlangt von mir gute Dienste, nicht gute Kleider.“ Der Präsident nahm es übel, und entließ mich mit einer kurzen Verbeugung. Es war damals ein Streit zwischen unserm Hofe und einem benachbarten über das Eigenthumsrecht von Gütern

einiger säkularisirten Abteien. Das Recht schien auf feindlicher Seite zu sein. Zufällig hatte ich in dem Landschaftsarchiv mehrere dahin einschlagende Urkunden gefunden, welche die Sache zu Gunsten unseres Hofes entscheiden mußten. Ich schrieb eine Vertheidigung der Ansprüche unseres Hofes, ließ die Abhandlung nebst den Urkunden drucken, und sandte sie dem Ministerium mit Zueignungsschrift an unsern König. Dieser Aufsatz machte großes Glück. Ich erhielt den Verdienstorden, nämlich eine Elle Band zum Knopfloch, und wie ich nachher erfuhr, hatte man große Absichten mit mir. Zum Unglück wußte ich mit dem Ordensband nichts zu machen, schickte es zurück und versicherte, daß ich nicht aus Eitelkeit oder Eigennutz geschrieben habe, sondern aus Liebe zur gerechten Sache. Ich könnte, ohne zu erröthen, das Ordensband nicht wohl tragen. Dies ward mir von aller Welt übel gedeutet, am meisten vom Hofe. Der Landschaftspräsident sagte mir geradezu, ich sei ein Narr und in allerhöchster Ungnade. Ich solle jetzt vor der Hand nicht an Anstellung denken.

„Das traf in gleicher Zeit mit dem Tode meines Vormunds zusammen, der sich, da ich majoren erklärt wurde, meinetwillen erhenkte. Denn er hätte, ausser seinem Vermögen, auch mein Weniges durchgebracht. Es that mir leid um

den Mann. Hätte er es mir vorher gesagt, ich würde ihm seine Schuld erlassen haben. Was er hatte, wurde verkauft; von meinem väterlichen und mütterlichen Erbe behielt ich nichts, als viertausend Gulden. Das war alles, was der Vormund hinterließ. Ein kleines Mädchen, seine Tochter, ward in's Waisenhaus gethan. Mich jammerte das Kind. „Ich bin erwachsen, kann mir mein Brod doch wohl verdienen; aber das verwaiste Kind hat der Hülfe mehr vonnöthen, als ich!“ So dachte ich, legte meine viertausend Gulden sicher an, befahl, dem Kinde, bis es verheirathet sein würde, die Zinsen zu zahlen, und damit seine Erziehung zu besorgen. Aber im Waisenhause sollte es nicht bleiben. Das beste Waisenhaus ist, wie jede andere Erziehungsanstalt außer dem häuslichen Kreise, eine moralische Verderbungsanstalt.

„Nun war die Frage: was mit mir selber anfangen? Der Staat verlangte meine Dienste nicht. Ich hatte Anstellung und Beförderung verlangt, wahrhaftig nicht, um Geld zu gewinnen, sondern einen angemessenern Wirkungskreis für meine Kräfte. Ich wollte nützlich sein. Ich hatte dies vielmals erklärt, und dazu, daß ich die Stelle ohne Gehalt annehmen wolle, wenn man mir nur gestatten möge, mich nach meiner Weise zu klei-

den und zu nähren. Man hatte mich geradezu ausgelacht.

„So schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, verkaufte, was ich hatte, und verließ mein Vaterland, in der Hoffnung, irgend anderswo besser erkannt zu werden. Ich hatte Vermögen genug bei mir, Jahr und Tag als Müßiggänger leben zu können, nämlich vierzig und einige Louisd'or.

„Schon als Knabe, da ich noch in die Schule ging, hatte ich einmal in einem Buche eine Abhandlung gelesen, die betitelt war: „Von den unentbehrlichen Entbehrlichkeiten.“ Es war eine sehr geistreiche Anmerkung zu den Worten Jesu: „So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen.“ — Das Buch hatte einen ausserordentlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich wunderte mich nun selbst über die vielen Entbehrlichkeiten, die sich der Mensch unentbehrlich, und deren willen er sich zum Sklaven Anderer, zum Opfer jeder Niederträchtigkeit, zum Raube vielen Verdrusses macht. Je weniger Bedürfnisse man hat, je weniger Wünsche, je weniger Sorge und Furcht, je weniger Verdruß. Der freieste Mann ist der, welcher von den Umständen und von seinen eigenen Bequemlichkeiten und Gewohnheiten am wenigsten abhängt. Die Abhandlung schloß mit den Worten: Halte dich überall am Wesentlichen,

und überlasse den Thoren das traurige Glück des Scheines!

„Ich machte schon als Schulknabe den Anfang damit. Ich that meine Pflicht, aber verbat mir ganz trocken alles Lob der Lehrer. Ich schlief des Nachts neben meinem Bette auf einigen Stühlen. Ich nahm weder Kaffe noch Thee, weder Wein noch Bier, sondern Wasser. Ich gebrauchte nicht den zehnten Theil meines Taschenschengeldes, sondern kaufte davon armen Mitschülern Schulbücher und Landkarten. Es war mir eine Freude, endlich auf die Universität zu kommen, um ganz mein eigener Herr zu werden. Ich lebte einfach. Man hielt mich für arm; doch hatte ich Geld im Ueberfluß, und konnte Andern damit aushelfen. Die weit reicher als ich waren, seufzen unter Schulden.

„Diese einfache Lebensart war in meiner Vaterstadt nachher Vielen anstößig. Man wollte mich zwingen, besser zu essen, und ich ward von der wohlfeilen Kost satt. Ich ging sauber und nach der Mode gekleidet, aber wohlfeil. Das hieß unanständig. Ich that meine Schuldigkeit überall, aber ich machte meinen Vorgesetzten nicht den Hof. Es hieß, ich habe keine Lebensart. Ich wollte durch mich selber gelten und werth sein; aber man wollte mich zwingen, durch feine Kleider, durch Aufwand, Schmeichelei und andere

Künste des Scheins werth zu werden. Ich schnupfte nicht Tabak, ich rauchte nicht, ich verstand kein Kartenspiel, ich hatte tausend Entbehrlichkeiten nicht vonnöthen, und man hielt das für wunderlich. Genug, ich handelte überall nach meiner Ueberzeugung, war mit dem Wenigsten zufrieden, half Vielen mit meinem Ueberfluß, war immer fröhlichen Muthes, nie krank — nichts fehlte mir, als ein Wirkungskreis. Den gab man mir nicht, weil ich nicht war, wie andere Leute. Das war mir am Ende gleichgültig, denn ich brauchte keine andere Leute zu meiner Zufriedenheit. Wehe dem, der sein Glück von Andern haben will, wenn er es nicht darin findet, Andere zu beglücken."

Der Dorfschulmeister.

„Ich mochte wohl ein Vierteljahr herumgestrichen sein im heiligen deutschen Lande, und hatte nirgends für mich etwas gefunden. Ueberall gab es ein „Aber".

„Es ist doch närrisch von den Leuten," dachte ich, „daß sie schlechterdings einen Menschen nicht haben wollen, der weiter von ihnen nichts verlangt, als ihnen mit seinen Kenntnissen nützlich zu sein!" — Ich hatte schon den Plan, zum ..ßen der Welt und der Wissenschaften geradezu

nach London zu reisen, dort meine Dienste zu einer Reise in das Innere von Afrika anzutragen, und, wenn meine Dienste nicht verlangt würden, ohne Umstände auf meine eigene Faust mich an den Senegal zu begeben. Gedacht, gethan. Ich nahm meinen Strich nach Nordwest.

„Eines Abends kam ich ziemlich müde in das Wirthshaus einer kleinen Stadt. Zum Zeitvertreib las ich beim frugalen Abendbrod ein auf dem Tisch liegendes Intelligenzblatt. Darin war eine Dorfschulmeisterstelle ausgeschrieben, mit fünfzig Gulden Gehalt, freier Wohnung, freiem Holz, und Nutzniessung von drei Morgen Landes.

„Es leuchtete mir sogleich ein, daß das eine Stelle für mich sein würde. Dorfschulmeister! Welch ein wichtiger Beruf! Konnte ich nicht von dem Punkt aus der Reformator eines ganzen Dorfes, der Heiland von tausend versäumten armen Leuten werden? Zu wie wichtigen Verbesserungen in landwirthschaftlicher, sittlicher, religiöser, vaterländischer Hinsicht konnte ich da nicht den Weg anbahnen! Und die Besoldung? Sie war kärglich, aber für mich hinreichend. Können denn mit Besoldungen Dienste, wahre Verdienste bezahlt werden? Können denn überhaupt Tugenden vom Staate belohnt werden? Die vom Staate ausgeworfenen Besoldungen stehen nur im Ebenmaas des größern oder geringern Aufwandes von

Kenntnissen und Geschäften bei denselben. Zu einer Dorfschulmeisterei, glaubt man nun, gehören wenig Kenntnisse und Arbeiten; es ist ja nur für den Bauersmann. Daher geringer Lohn. Aber eine Großzeremonien- oder Kammerhernstelle am Hofe, ja, dazu werden ungemeine Einsichten und Tugenden verlangt! Dafür zahlt man mehr Gehalt, als für die Dorfschulmeisterei des ganzen Landes.

„Ich ging und bewarb mich um den erledigten Schulmeisterdienst im Dorfe Hard. Man durchsah meine Zeugnisse, welche ich mit mir trug, und hielt mich für einen lüderlichen, verlaufenen Studenten. Das mußte ich mir gefallen lassen. Gegen meine Geschicklichkeit im Rechnen, Schreiben, Lesen und Singen war nichts einzuwenden. Trotz dem machte man Bedenklichkeiten. Ich konnte es den guten Herren nicht verargen; denn im gewöhnlichen Gang der Dinge bewirbt sich kein Mann, der zur Noth seine sechs Sprachen liest oder spricht, um eine Dorfschulmeisterei. Ich zweifle auch, daß mir die wichtige Stelle zu Theil geworden wäre, wenn sich ausser einem alten, harthörigen Schneider dazu mehr Kandidaten gemeldet hätten. Aber meine Ohren hatten den entschiedensten Vorzug.

„Hör' Er," sagte der Examinator und Präsident der Provinzial-Ober-Schulkommission: „Hör'

Er, die Stelle soll Ihm anmit konferirt werden, doch nur auf ein Jahr lang, mithin provisorisch, bis man von Seiner moralischen Conduite sattsam persuadirt ist."

„So empfing ich meinen provisorischen Bestallungsbrief und ein Schreiben der Provinzial-Ober-Schulkommission an den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer Pflock in Hard, der mich in mein Amt einführen sollte.

„Ich war königlich vergnügt, vorausgesetzt, daß Könige vergnügter sein können, als Dorfschulmeister. Ich kam hierher nach Hard. Meine Wohnung war eine baufällige Barake, unreinlicher als ein Stall, jedes Fenster halb mit Papier verkleistert; mein Wohnzimmer war eine finstere Kammer, ohne Ofen. Dieser stand in der Schulstube, die täglich mich und eine Heerde von fünfundsechszig Kindern beiderlei Geschlechts beherbergen sollte. Das Gärtchen beim Hause lag voller Schutt; die drei Morgen Landes bildeten eine Flora aller in der ganzen Gegend wild wachsenden Kräuter und Stauden. Himmel, zu wie viel neuen Schöpfungen hatte ich hier Aussicht!

„Der wohlehrwürdige Herr Pfarrer Pflock empfing mich mit strenger Amtsmiene, gab mir allerlei heilsame Lehren, und stellte mich am nächsten Sonntag Nachmittags der Gemeinde feierlich, mit scharfen Ermahnungen an die Schuljugend,

vor. Dieser Pfarrer war ein orthodoxer, eifriger Mann, der mit gewaltiger Stimme alle Sonntage gegen die Ungläubigen und Verdammten donnerte, alle vierzehn Tage die Hölle, alle vier Wochen den Himmel schilderte, vierteljährlich das jüngste Gericht. In den Wochentagen und im gemeinen Leben aber war er ein gemeiner Mensch, der Fünf gerade sein ließ, sich um das Wesen seiner Bauern wenig bekümmerte, zufrieden war, wenn sie seine Küche gehörig bedachten und ihn nicht bei Hochzeiten und Kindtaufen vergaßen.

„Die Gemeinde war ausnehmend verwildert und arm. An Raufereien, Schlägereien und Prozessen fehlte es nie. Jede Haushaltung war mit Schulden beladen, das Volk lüderlich, träge, zankfüchtig, der Landbau elend, die Viehzucht ohne Verstand. Niemand befand sich dabei besser, als der Schulze des Dorfes, der zugleich Wirth war, und gewiß Jedem ein Unglück anhing, der nicht fleißig bei ihm trank.

„Schon das Aeussere des Dorfes, die Reihen elender Hütten, von innen voller Unflath; das grobe, tölpische Wesen der Bauern und ihrer Weiber; die Rohheit und Ausgelassenheit der Kinder; die zerlumpte, unreinliche Kleidung Aller — Alles verkündete mir: hier sei mein wahrer Standpunkt, hier mein Beruf zum Menschenbeglücken auf Erden. Ich tanzte vor Freuden in meiner

Schulstube herum, wie ein Narr; das ganze Schulhaus erzitterte von meinen Sprüngen.

„Weil der Schulfond zu arm war, ließ ich auf eigene Kosten die Fenster flicken, die Zimmer überweißen. Ich säuberte den Fußboden; scheuerte Tische und Bänke und Thüren; kaufte mir Leinwand zum Bett; steppte mir eine Matratze von Moos; grub meinen Garten um, theilte ihn in Beete, bepflanzte ihn für meine Küche, und bestellte mit eigener Faust meine drei Morgen Landes. Ich hielt mir im Stall eine Ziege, die mir Milch gab und unentgeldlich mit der übrigen Heerde der Gemeinde weidete.

„Bald gefiel ich mir in meiner neuen Heimath. Selbst der Herr Pfarrer wohnte nicht so nett und sauber, wie ich. Die Leute im Dorfe verwunderten sich eben so sehr über meine zierliche Armuth, wie ich mich über ihre reichliche Unfläterei verwundert hatte."

Anfang der Reformation.

„Nun, sobald ich mich selbst erst zu meiner Behaglichkeit eingerichtet hatte, ging es an die liebe Schuljugend. Die trieb sich täglich gleich einer Heerde Säue bei mir aus und ein. Ich fing damit an, jedes Kind zu gewöhnen, mir beim Eintritt in die Stube grüßend die Hand zu geben. Wer ungewaschen kam, mußte auf der

Stelle zum Brunnen. Hände und Füße mußten so sauber sein, als das Gesicht. Sie erschienen meistens ungekämmt. Ich befahl, sie sollten wohlgekämmt kommen. Sie lachten mich aus. Ich vertrieb ihnen das Lachen mit dem Stock. Ich bat den Herrn Pfarrer, mir beizustehen, und einmal eine Predigt über den Nutzen der Reinlichkeit zu halten. Er sah mich mit großen Augen an und sagte: „Das gehört nicht zur Religion, Schulmeister. Geh' Er, und wart' Er Seines Amtes!“ — Mit Hilfe des Stocks brachte ich doch das gekämmte Haar zuwege.

„Dann kam die Reihe an die Kleidung. Mit Gewalt war da nichts anzurichten. Alle gingen in zerfetzten Kleidern; das konnte ich nicht ändern; aber das Gewand sollte sauber, ohne Koth- und Schmutzflecken sein. Ich setzte für diejenigen Belohnungen aus, welche eine Woche lang die saubersten gewesen waren. Ich vertheilte Näh- und Stecknadeln, Scheeren, Taschenmesser und andere Kleinigkeiten, die ich dutzendweis auf dem Jahrmarkt in der Stadt angekauft hatte. Das waren die Belohnungen der Reinlichkeit. Pfarrer und Schulze und das ganze Dorf rümpften anfangs die Nase zu meinen Operationen. Aber ich verfolgte meinen Plan hartnäckig. Man muß die Menschen erst entviehen, dann kann man sie erziehen. Mit Hilfe meiner kleinen

Geschenke brachte ich es wirklich dahin, daß die Jugend des Dorfes, ehe ein Jahr verging, säuberlicher erschien, als die Alten waren. Die Alten fingen an, sich hin und wieder zu schämen, wenn ihnen die Kinder selbst wegen Mangel der Reinlichkeit Vorwürfe machten. Ging ich durchs Dorf oder aufs Feld, so kamen mir die Kleinen freudig entgegengesprungen, weg von ihren Spielen, um mir höflich grüßend die Hand zu bieten. Alle hingen mir mit großer Liebe an; denn sie fürchteten meinen Stock, freuten sich über meine Geschenke, und dazu erzählte ich ihnen oft die allerschönsten Geschicht n, die sie gar gern hörten.

„Im Dorfe gab es allerlei Gerede über meine Freigebigkeit. Wirklich spendete ich im ersten Jahre in der Schule mehr aus, als meine Besoldung von fünfzig Gulden betrug. Zwei der allerärmsten, halbnackten Kleinen kleidete ich auf eigene Kosten neu. So etwas schien den Leuten nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Ein Schulmeister war hier zu Lande gewöhnlich unter allen Schuften der ärmste Schuft gewesen; ein auch nur halbvermöglicher Mann wäre nicht Schulmeister geworden. Statt, gleich andern meiner Vorgänger, von den Kindern und ihren Aeltern Geschenke oder Almosen anzunehmen, theilte ich reichlicher aus, als alle Matadore des ganzen Dorfs zusammen thaten. Man wußte nicht, was aus mir machen?

Einige meinten sogar, ich müsse ein flüchtiger Verbrecher, ein Dieb oder so etwas sein, der hier nur mit seinem Gelde im Verborgenen leben wollte. Denn daß die Menschen, die selten Gutes thaten oder dachten, nichts Besseres, sondern immer das Schlimmste von mir urtheilten, verstand sich von selbst.

„Inzwischen gab der Herr Pfarrer von mir bei der Provinzial-Ober-Schulkommission das beste Zeugniß ein, doch nicht ohne beigefügte Bemerkungen über die Menge der von mir ausgetheilten Gaben an Schulkinder. Da aber im Gesetzbuch das Geben nicht so streng verboten ist, als das Stehlen, ward ich definitiv zum Schulmeister auf lebenslang bestellt."

Fortgang der Reformation.

„Nachdem ich also meiner Würde gewiß war, erleichterte ich mir die Bürde, theilte meine Kinder in Klassen, machte die ältern zu Lehrern und Lehrerinnen der jüngern, und brachte Alle damit schneller vorwärts. Den ärmsten Mädchen kaufte ich Wollengarn und Stricknadeln. Ich lehrte sie Strümpfe stricken, und gab ihnen, was sie gearbeitet hatten, zum Eigenthum. Das reizte die hablichern Aeltern. Ihre Töchter sollten nicht zurückbleiben. Erst ward das Stricken, dann das Nähen allgemein eingeführt. Eine arme Weibs-

person des Dorfs, mit der ich die Hälfte meiner Geldbesoldung theilte, übernahm es, die Mädchen in diesen Arbeiten zu unterrichten. Nach einem Jahre waren nicht nur die besudelten, sondern auch die zerrissenen Kleider ziemlich aus der Schulstube verschwunden. Freilich im Einzelnen schien die kothige Natur, von Aeltern und Vorältern ererbt, unaustilgbar, wie der Schachergeist bei den Juden, zu sein.

„Während dieser Fortschritte der weiblichen Jugend blieben auch die erwachsenen Knaben nicht zurück, sobald sie im Lesen, Schreiben und Rechnen einigermaßen geübt waren. Oft ließ ich mich von ihnen erbitten, Geschichten zu erzählen, denn dergleichen wollten sie beständig hören. Dann machte ich daraus eine wirkliche ausserordentliche Belohnungsstunde für die Fleißigern und Erwachsenern. Es ist unglaublich, mit welcher Begierde sich Alle zu mir drängten, wenn ich für den Sonntag Nachmittag einen Platz im Walde, oder auf dem Felde, oder bei mir im Hause bestimmte, wo ich erzählen wollte. Dann wurden alle Spiele verlassen, und selbst junge Bursche, die längst nicht mehr zur Schule gingen, fanden sich dazu ein. Da gab ich ihnen dann jedesmal aus der Naturkunde, oder Weltgeschichte, oder Sittenlehre, oder der Beschreibung der Erde einen Satz; aber immer in ein Geschichtchen eingewickelt. Die

jungen Leute glaubten sich blos zu ergötzen, und ich untergrub ihre Vorurtheile, weckte ihr Sittlichkeitsgefühl, erweiterte ihre Ansichten der Welt.

„Nicht minder Vergnügen machten mir die Gesangübungen, zu denen ich von Amts wegen verpflichtet war. Ich hatte unter meinen Zöglingen mehrere treffliche Kehlen. Der Kantor im benachbarten Städtchen half mir mit Noten und Singstücken. Ich brachte meine Jugend ziemlich weit; aber zur Veredlung des Kirchengesangs war es nie, nicht einmal dahin zu bringen, daß sich die Alten bequemten, sanfter zu singen. Ich machte den Pfarrer Pflock darauf aufmerksam, die ehrsame Gemeinde zu bewegen, daß sie in der Kirche nicht so entsetzlich brülle. „Ei, was versteht Er davon?“ sagte der Pfarrer: „Ich lasse Jedem seine Inbrunst und Andacht, wenn er in der Kirche zu Gott schreit. Lauer Gesang, laues Christenthum!“

Vermuthlich hatte er den Bauern und ihren Weibern von meinem lächerlichen, ja unchristlichen Einfall, wie er es nannte, gesprochen. Denn ich bemerkte, daß die Gemeinde seitdem zehnmal ärger beim Singen schrie, vor Inbrunst kirschbraun im Gesicht ward, und jedesmal heiser aus dem Gottesdienst ging.

Ueberhaupt mußte ich mit der ehrsamen Gemeinde etwas behutsam sein; denn es zeigte sich

deutlich genug, daß ich nicht gar beliebt war, und mit meinem Singen, Nähen, Flicken, Stricken, Waschen, Kämmen und Erzählen als ein verderblicher Neuerer angesehen wurde. Dazu trug der Pfarrer nicht wenig bei, dem ich nicht unterthäniger Diener genug war; noch mehr der Dorfschulz, weil ich nie bei ihm im Wirthshaus einen Groschen verzehrte, und ihm des Sonntags oft mit meinen Erzählungen einige junge Leute wegkaperte.

„Vielleicht wäre ich noch übler angesehen gewesen, wenn mich nicht die jungen Bursche und Mädchen gern gehabt, und alle Kinder mit einer besondern rührenden Anhänglichkeit geliebt hätten. Die wehrten mir manchen boshaften Streich ab, und ich erfuhr immer zur rechten Zeit, was dieser oder jener Bauer wider mich im Schilde führe. Noch weit mehr Achtung oder vielmehr Furcht verschaffte mir aber ein heimliches abergläubiges Gerücht, das wider mich von einigen alten Weibern des Dorfes ausgebreitet ward und allgemeinen Beifall fand.

„Man hielt mich nämlich für einen Hexenmeister, oder dergleichen. Dazu mochte theils meine arme Dorfschulmeister-Einnahme und daneben meine Freigebigkeit, theils der Umstand Anlaß gegeben haben, daß mir nicht leicht Einer einen Possen spielen konnte, den ich nicht voraus

erfahren und abgewendet hätte. Wirklich, wenn eine Kuh blaue Milch gab, oder wenn etwas gestohlen oder verloren war, kam man zu mir und wollte, ich sollte die Karte schlagen, wahrsagen und dergleichen mehr. Ich hatte gut predigen, und ihr angebotenes Geld abweisen — man meinte dennoch, ich könne mehr, als Brod essen. Auch meine drei Morgen Landes, welche einst die schlechtesten, jetzt die einträglichsten, fruchtbarsten Feldstücke waren, brachten mich in bösen Verdacht. Obgleich Jedermann mit eigenen Augen sah, daß einige der jungen Bursche mir aus Freundschaft das Land unentgeldlich bestellen halfen, daß meine Schulkinder mir abwechselnd jedes Unkraut ausjäten halfen; ungeachtet ich allen Bauern die einfachsten Vorschläge zur Verbesserung ihrer Grundstücke und deren Ertrag machte: man blieb dabei, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

„Ich sah wohl, die Alten waren nicht zu bekehren. Meine besten Hoffnungen blieb das nachwachsende Geschlecht, welches ich erzog. Ich hatte es nach fünf Jahren schon ziemlich weit gebracht, als ein schändlicher Streich mein ganzes Reformationswerk zu verderben drohte.

„Eines Tages berief mich der Pfarrer, schmeichelte mir, und endete zuletzt mit dem seltsamen Antrag, seine Köchin zu heirathen. Er versprach

mir eine reiche Aussteuer. Natürlich wies ich ihn ab, vielleicht etwas zu trocken. Von da an donnerte er in allen Predigten gegen die Gottesläugner und Neuerer. Ich merkte, seine Blitze waren auf mich geschleudert, und verachtete sie. Aber die Bauern und Bauernweiber wurden lauter gegen mich und unverschämter. Man wollte Klagen gegen mich bei der Ober-Schulkommission anbringen, weil man mir nicht länger den Unterricht der Kinder anvertrauen dürfe. Zugleich kam die Rede auf, ich habe des Pfarrers Köchin verführt; sie nenne mich als den Vater ihres künftigen Kindes. Nun erst ward mir des unwürdigen Pfarrers Betragen klar. Ich forderte die Köchin vor den Dorfschulzen, daß sie meine Unschuld bezeuge. Sie bekannte mit Frechheit, ich sei ihr Verführer. Es war mir ein Leichtes, dies einfältige Mädchen mit meinen Fragen in Widerspruch mit ihren eigenen Aussagen zu bringen. Die Furcht vor meiner Hexenmeisterei kam mir auch zu statten. Sie gestand endlich, daß ich nur ein einzigesmal in meinem Leben mit ihr am Brunnen vor dem Pfarrhause geredet habe. Der Pfarrer, dieser unmoralische Mann, der beim Verhör selbst gegenwärtig war, erboste sich, wollte das Mädchen überschreien. Ich nahm ihn aber auf die Seite und sagte ihm ernst ins Ohr: „Machen

Sie sich nicht unglücklich, Herr Pfarrer. Ich weiß Alles. Sie sind schon verrathen."

„Der Mensch stand wie vom Schlag getroffen. Das Mädchen sah es und erschrack. Sie errieth Alles, und zweifelte nicht mehr an meiner übernatürlichen Macht. Des Pfarrers Entsetzen ging bald in ausgelassene Wuth und Verzweiflung über. Er schalt mich einen Lügner. Das Dorfgericht ahnete aus seinen Worten selbst, was ich ihm gesagt haben mochte. Ich trat vor das Mädchen mit strengem Ton, und sagte: „Rede vor Gott und den Richtern die Wahrheit, so ist dir noch zu helfen!" — Sie heulte und zeigte mit dem Finger auf den Pfarrer.

„Dieser Unglückliche verlor alle Geistesgegenwart und fing an zu weinen. „Ich muß damals behext gewesen sein!" schluchzte er, und bat Alle, die Sache nicht laut werden zu lassen. Ich meldete aber noch denselben Tag die Sache der Oberschulkommission; noch denselben Tag wußten alle Weiber im Dorfe das große Geheimniß der Gerichtsstube. Nach einem Vierteljahre war der Pfarrer abgerufen, und an seine Stelle ein neuer eingeführt, Namens Bode.

„Dieser, ein betagter, welterfahrener, frommer Mann, ganz das Gegentheil seines Vorgängers, stand mir in allem Guten redlich bei, suchte mit herzlicher Beredsamkeit die verwilderte Ge-

meinde auf bessere Wege zu bringen; ging von Hütte zu Hütte; half, rieth, tröstete, ermahnte in allen Familien. Aber der gute Pfarrer Bode gab sich eitle Mühe. Seine Predigten wurden weniger besucht; die Bauern beschenkten seine Küche kärglicher. Man behauptete steif und fest, Pfarrer Bode lehre nicht die rechte Religion; er sei ein Freigeist; er glaube nicht an die Hölle. Man rühmte dagegen den Pfarrer Pflock, beklagte seinen unersetzlichen Verlust und sagte: „Nein, einen solchen wackern Pfarrer bekommt das Dorf Hard niemals wieder."

Die Kolonie.

„Es kam damals ein gewisser Baron Zebra ins Dorf, der durch Erbschaft eine im Gemeindsbezirk gelegene Waldung, ungefähr vier- bis fünfhundert Morgen groß, gewonnen hatte, und sie gern verkauft hätte, weil er gar nicht Einwohner dieses Landes war. Die Regierung hatte den Ankauf der Waldung abgelehnt, weil es in diesen Gegenden nicht an Holz fehlte, und kein schiffbarer Fluß in der Nähe den Absatz desselben in die Ferne erleichterte. Der Baron machte nun der Gemeinde den Antrag, weil der Wald ihr am nächsten und bequemsten lag. Allein sie war ohnehin verschuldet und arm, hatte zur Nothdurft

Holz genug, und wem es fehlte, der konnte ohne Mühe eben in des Barons Waldung Holz genug stehlen. Man wies ihn daher ab, ungeachtet er die Kaufsumme von neuntausend Gulden auf siebentausend erniedrigen wollte. Dem Baron war guter Rath theuer. Der Pfarrer Bode, den er deswegen befragte, schlug ihm vor, sich mit mir zu besprechen; ich wäre vielleicht der verständigste Mann im Dorfe, und könnte ihm Rath ertheilen.

„Er kam zu mir. Da fuhr es mir durch den Sinn, die Waldung für mich selbst anzukaufen. Ich kannte sie genau. Mein Plan war im Augenblick fertig. Schaden war dabei nicht zu leiden. Der Baron fluchte und sagte, er wolle den ganzen Plunder zuletzt um sechstausend Gulden fahren lassen, wenn ich ihm Käufer schaffen würde, und ein gutes Trinkgeld versprach er mir dazu. Ich erklärte, daß ich die Waldung auf Spekulation kaufen und ihm die Hälfte der Summe gleich baar zahlen wolle, wenn er mir um die andere Hälfte billigen Zins und anständige Zahlungsfristen mache. Er sah erst mich, dann meine kahle Schulstube mit großen Augen an. Wir wurden einig, die Kaufsbedingungen gerichtlich abgeschlossen. Ich zog mein in viertausend Gulden bestehendes Kapital aus meiner Vaterstadt ein, wovon ich bisher dem Kinde meines Vormunds hatte den Zins zufliessen lassen; zahlte statt

dessen dem Kinde jährlich das gleiche Kostgeld aus meiner Tasche, und dem Baron die Hälfte der Kaufsumme ab.

„Das gab ein Gerede und Aufsehen im Dorfe! Nun zweifelte kein Mensch, ich müsse im Besitz ungeheurer Schätze sein. Doch lachten mich die Altklugen nichtsdestoweniger wegen meines thörichten Kaufes aus.

„Ich ließ sie lachen; bestellte Holzfäller; verschrieb ein paar geschickte Potaschesieder; kaufte hölzerne Kübel, eiserne Kessel an; baute Calcinir-Oefen, und ließ die prächtigen Buchwaldungen zusammenhauen und in Asche verwandeln. Ich hatte große Entwürfe. Meinem besten Freunde im Dorfe, einem jungen wackern, aber armen Bauer, Namens Lebrecht, den ich oft als Gehilfen beim Kinderunterricht gebraucht und zugezogen hatte, übergab ich meine Schule und deren Einkünfte. Er ward wirklich von der Oberschulkommission bestätigt. Ich behielt mir nur die sogenannten Erzählungsstunden vor. Ich verließ das Schulhaus, baute mir im Walde eine Hütte, um den Arbeitern nahe zu sein. Die Arbeiter mußten sich ebenfalls Hütten bauen, für den Winter brauchbar; und so trieb ich eine ganz neue Lebensart, wie ungefähr neue Ansiedler in Amerika, wenn sie die Waldungen ausroden.

„Die Harder-Bauern staunten meine närrische

Unternehmungen, wie sie es hießen, mit Kopfschütteln an. Inzwischen ward ein Morgen Landes um den andern in Asche verwandelt. Nach Jahr und Tag waren einige Hundert Morgen Landes kahl; meine Potasche fand schnellen Absatz, und so wanderten die alten undurchdringlichen Buchenforsten, in Fässer verpackt, allen Weltgegenden zu. Aus der Hälfte der so benutzten Waldungen erlösete ich die ganze Kaufsumme, und mehr als diese Summe. Baron Zebra war schneller, als ich dachte, bezahlt, und ausser dem Besitz des Landes hatte ich wieder ein baares Kapital in Händen.

„Ich ließ mir nun auf meinen öden Gütern ein kleines Haus erbauen, daneben Stallung und Zubehör; kaufte Vieh, rodete das Land aus rings herum, verwandelte es in Aecker und Wiesen, und trieb neben der Potaschesiederei mein kleines Bauerngewerbe. Beim Trockenlegen des hin und wieder versumpften Bodens entdeckte ich unweit meiner Wohnung eine starke Quelle. Ich wollte sie zum Hausbrunnen benutzen, und fand, sie sei mineralisch. Sogleich entwarf ich neue Plane. Weit und breit im Lande ist kein Heilbad. Ich ließ dies Wirthshaus mit den Bädern bauen, und in allen Zeitungen die Tugenden dieses Heilwassers, die Anmuth der Gegend, die Bequemlichkeiten für Badegäste austrommeten. Die Sache

fand so viel Beifall und Besuch, daß ich nach einigen Jahren schon dem Wirthshause jene neuen Flügel anbauen mußte. Ich verpachtete die Badwirthschaft einer rechtschaffenen und fleißigen Familie. Mein ausgelegtes Kapital verzinsete sich reichlich. Ich vertheilte über dreihundert Morgen Landes in mehrere kleine Höfe; baute Wohnungen darauf, wozu ich Kalksteine, Sand und Bauholz unentgeldlich hatte; und wie eine Wohnung fertig war, hatte sie auch schon ihren Pächter. Am liebsten nahm ich dazu geschickte, fleißige Handwerker, die entweder zum Behuf der Badegäste nöthig oder in der Nachbarschaft selten waren. In den Pachtkontrakten, die ich für Jeden auf's vortheilhafteste einrichtete, ward ich zugleich der sittliche Gesetzgeber für meine Kolonisten. Diese hatten zu viel Gewinn von ihrer Niederlassung bei mir, als daß sie nicht gern alle meine Vorschriften eingegangen wären; und meine unnachgiebige Strenge gegen einzelne Fehlbare, die ich sogleich aus meinem kleinen Gebiet verwies, war zu auffallend, als daß sie nicht Jedem Schrecken eingeflößt hätte. Siehe nur umher, lieber Rödern, alle jene Gebäude hinter uns, die Höhe hinauf längs dem Walde, sind, vierzehn an der Zahl, der Umfang meiner Kolonie!

Die Standeserhöhung.

„Unter den jährlich kommenden Fremden, die das Bad besuchen, befanden sich zuweilen auch Mitglieder der höhern Landesbehörden. Ich ward ihnen bekannt. Wäre ich gekleidet gewesen, wie sie, meine Kenntnisse hätten gewiß ihre Aufmerksamkeit nicht erregt; aber in meinem bäuerlichen Zwillichrock schien ich ihnen ein sehr gescheuter und achtungswerther Mann. Für ungeheuer reich hielt man mich ohnedem. So konnte es nicht fehlen, daß ich nach dem Tode des alten Dorfschulzen, was auch die Bauern dagegen einwenden mochten, zu seinem Nachfolger ernannt ward.

„In der That, meine Standeserhöhung machte mir so ausserordentliche Freude, als mir unter andern Verhältnissen die Ernennung zu einer Minister- oder Gouverneurstelle im Königreich gemacht haben würde. Nun erst war ich auf dem Punkt, wohin ich längst wollte, und mein Wirkungskreis vollendet. Ich kannte den Undank der Harder; aber was konnte ich von diesem verwahrloseten, verarmten, trägen, unwissenden, verwilderten Volke Besseres erwarten? Ich mußte es erst menschlich machen, um menschlichere und edlere Gesinnung von ihm zu erfahren.

„Sogleich arbeitete ich meine Entwürfe dazu aus. Pfarrer Bode und Schulmeister Lebrecht,

meine guten Freunde, waren mir zu allem Guten behilflich. Meine Erzählungsstunden setzte ich auch als Dorfschulze mit der erwachsenen Jugend fort. — Ich kannte aus achtjähriger Erfahrung alle Quellen des Verderbens für diese Gegend. Ich eilte, sie zu verstopfen. Eine der wichtigsten war die Prozeßsucht der Bauern. Ich machte nun selbst, trotz allen Advokaten, den Advokaten; untersuchte die Aktenstöße, die meiner Bauern willen geschrieben waren; trieb ihre Streitigkeiten meistens durch gütliche Vergleiche zu Ende, und von Stunde an wollten mich alle prozeßlustige Harder zu ihrem Anwald. Ich war nun in der Stellung, die meisten Streithändel selber zu schlichten und alles Aufhetzen der Land-Advokaten zu vereiteln. Das war ein unaussprechlich großer Gewinn für das Dorf.

„Mitten in diesen Amtsgeschäften ereignete sich aber etwas, an das ich zwar schon oft gedacht, doch nie erfahren hatte — etwas, das mir eine Zeit lang den Kopf verdrehte und alle Reformationsplane aus den Händen spielte.

„Ich fuhr eines Tages mit einer Ladung Potasche nach Berg, einem Flecken, drei Stunden von hier, wo mein Potasche-Spediteur wohnte. Auf dem Wagen hatte ich noch einen Sack voller Bohnen liegen. Dieser Sack fiel vom Wagen, da ich eben in den Flecken einfuhr.

Ein junger Knabe machte mich auf den Verlust aufmerksam. Ich lief zurück und lud mir die Bürde auf den Rücken, um sie zum Wagen zu tragen.

„In dem Augenblick kam ein hübsches, städtischgekleidetes Mädchen gegangen. Und wie es mich ansah, und wie ich es ansah, ward mir wunderlich zu Muthe. So viel Liebenswürdigkeit glaubte ich in dieser Welt noch nie gesehen zu haben. Ich war ordentlich verblüfft; weiß auch nicht, was damals mit mir vorging. Genug, ich hatte den Hut verloren. Mein Sack war zu schwer; ich konnte mich nicht bücken. Da kam die Schöne gar leutselig herbei, hob den Hut auf, reichte mir ihn lächelnd und ging davon. Ob ich ihr gedankt habe, weiß ich zur Stunde nicht; nur dies, daß ich ihr angenehmes Lächeln nicht vergessen konnte, und wie im Traum zum Wagen und zu meinem Spediteur kam.

„Ich hatte im Hause des Spediteurs mein eigenes Stübchen und Bett, weil ich Sommers und Winters, bei gutem und schlechtem Wetter oft, meines Handels wegen dahin kommen und über Nacht bleiben mußte. Diesmal hatte ich nicht nöthig, da zu übernachten; trotz dem beschloß ich zu bleiben, in der Hoffnung, meine Gottheit noch einmal zu sehen. Ich kam auch nicht weg vom Fenster, wo ich die Straße mit

lauersamen Augen bewachte, bis man mich zum Mittagessen rief.

„Siehe, da stand auch das hübsche Mädchen am Tische und wollte mitessen. Mir gab man den Ehrenplatz oben an; das hübsche Mädchen empfing den untersten Platz. Folglich saßen wir einander gegenüber, und darum konnte ich nicht essen. Denn wenn sie mich mit ihren schwarzen Augen von ungefähr ansah, sah ich weder Löffel noch Gabel.

„„Wer ist auch Ihre neue Tischgenossin?“ fragte ich nach dem Essen, da sie weg war. — „Lieber Gott,“ sagte die Frau Spediteurin, „es ist ein armes Mädchen, das meine Schwester die Pfarrerin erzogen hat. Da nun mein Schwager gestorben ist, und meine Schwester das Pfarrhaus räumen muß, schickt sie mir das Mädchen zwanzig Meilen weit her, daß ich es so lange bei mir habe, bis sie ihre Sachen in Ordnung hat und es wieder zu sich nehmen kann.“

„Mir gefiel an der ganzen Erzählung nichts so sehr, als das Wörtchen arm. So durfte ich doch hoffen! Ich war ja nicht arm, zwei- oder dreiunddreißig Jahre alt, und von Gestalt so gar übel auch nicht. Aber, aber! das städtische, feine Mädchen, und ich Potaschebauer im Zwillichkittel! — Der Muth sank mir.

„Als ich an der Küche vorbei ging, sah ich

das hübsche Mädchen geschäftig am Feuerherd. Die Küchenschürze stand ihm allerliebst an. Der Muth stieg mir wieder. Gegen Abend hörte ich neben meiner Stube etwas klimpern, wie auf einem Hackbrett. Ich merkte, es sei ein verstimmtes Klavier; glaubte, einer von des Spediteurs Knaben belustige sich da, und ging hin. Da fiel mir der Muth. Denn ich sah das hübsche Mädchen am elenden Klavier sitzen in ihrem Kämmerlein. Sie konnte über meine Dreistigkeit nicht so roth werden, als ich selbst. Aber das Unglück war nun einmal geschehen; ich entschuldigte meine Verwirrung, und bat um Erlaubniß, ihr das Klavier zu stimmen. Ich machte mich sogleich an's Werk. Nun spielte sie; sie spielte artig, mit Geschmack, und das Klavier klang silbern, wie das allerköstlichste Fortepiano. Ich war im Himmel.

„Sie hatte sich Anfangs gewundert, daß ich musikalisch war; nachher, daß ich wie ein Herr aus der Stadt sprechen konnte, von mehr als ländlichen Dingen. „Sind die Bauern bei euch alle so gelehrt, Herr Schulz?“ sagte sie mit gütigem Lächeln, und sah mir — fast gar zu tief in die Augen.

„Das gute Kind hatte beim Spediteur wohl wenig Unterhaltung; denn auf meinen Vorschlag, einen Spaziergang zu machen, war es gleich da-

zu bereit. Der Spaziergang that dem Mädchen wohl; denn es verlor einen gewissen schwermüthigen Zug in seinen Mienen, der ihm aber sehr wohl stand, und empfing dagegen eine gewisse Heiterkeit, die ihm noch viel besser stand. Beim Nachtessen saßen wir einander wieder gegenüber, und nach dem Nachtessen wieder neben einander am Klavier. Das war gar zu böse!

„Denn ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Es war mir immer, als hörte ich meine Nachbarin seufzen. Der Morgenstern fand mich so wach, als mich der Abendstern gesehen hatte. Liebhaber rechnen nur nach Sternen, weil sie beständig im Ueberirdischen wandeln. Nun hielt ich mich für unpäßlich, sagte es auch dem Spediteur, und blieb noch den ganzen Tag bei ihm zu Berg. In der That sah ich etwas blaß und verstört aus. Meine kleine Nachbarin hatte wahres Mitleiden mit mir; und nur, wenn ich mit ihr am Klavier saß, oder plauderte, oder spazieren ging, ließ der Schmerz des Kopfes nach, aber der des Herzens nicht.

„Als ich den dritten Tag nach Hard zurückreisete, war ich sterbenskrank; denn ich schied ungern von meiner liebenswürdigen Erscheinung. Unterwegs, glaube ich, habe ich viel gesungen, und manchmal dazwischen geweint.

„Nun geriethen meine Amtsgeschäfte etwas ins Stocken; wenigstens betrieb ich sie nicht mit dem gewohnten Eifer. Dagegen renovirte ich mein ganzes Haus, ließ die Zimmer eintäfeln, kaufte sogleich ein treffliches Fortepiano, das im benachbarten Städtchen feil war, und machte im Hauswesen mancherlei Aufwand, den ich ehemals für überflüssig hielt, denn — ich war ein Narr, und dachte beständig an das Mätchen, als wenn es mich einmal mit dem Spediteur besuchen würde.

„Auch, da ich folgende Woche wieder mit dem Potaschewagen nach Berg fuhr, kleidete ich mich sorgfältiger; und als ich den Berger Kirchthurm hinter dem Birkenwäldchen wieder sah, schlug mir das Herz ohne Maas. Der Spediteur und seine Frau empfingen mich auf gewohnte herzliche Weise, und meine liebe Holde lächelte mich freundlich an, wie einen guten Bekannten. Aus ihrem Errothen hätte ich fast schliessen sollen, es freue sie, mich zu sehen.

„Das Klavier mußte wieder gestimmt werden, und ich sagte ihr, daß ich ein schönes Fortepiano gekauft hätte, auf dem ich sie wohl gern einmal spielen hören möchte. Mehr aber sagte ich nicht. Wir gingen wieder spazieren, und hatten tausenderlei zu sagen, nur von dem ward am wenigsten

gesagt, wovon ich am meisten zu sagen wünschte. Es gab natürlich wieder eine schlaflose Nacht, und ich mußte wieder einen Tag länger bleiben, der eben so angenehm verstrich. Und als ich abreiste, und ihr zum Abschiede die Hand gab — wir waren Beide in der Stube allein — sagte sie: „Kommet Ihr auch künftige Woche wieder zu uns, Herr Schulz?"

„Ich antwortete: „Am Donnerstag gewiß." Welch eine einfältige Antwort auf eine Frage, die mich so tief rührte! Ich machte mir auch deswegen die bittersten Vorwürfe unterwegs, und schwor, es am nächsten Donnerstag besser zu machen.

„Daheim war mir nun durchaus nicht mehr wohl. Zu meinem Paradiese fehlte der Engel. Das fühlte ich wohl. Die Zeit bis zum Donnerstag ward mir länger, als mir die acht Jahre meines Aufenthalts in Hard geworden waren. Endlich kam der Tag, und ich war wieder in Berg.

„Sie begrüßte mich wieder mit ihrer Engelsheiterkeit. Auch hatte ich mehr Muth, als sonst. Denn auf einem unserer Spaziergänge sagte ich ihr sogar, die Zeit wäre mir unleidlich lang geworden, sie wieder zu sehen. Und wie denn ein Wort das andere gab, sagte sie einmal in ihrer eigenthümlichen Unschuldigkeit: „Gewiß, Herr Schulz, es freut mich jedesmal, wenn Ihr kommet. Ich bin hier so fremd. Es thut einem wohl,

einem theilnehmenden Menschen zu begegnen.“ Damit aber waren wir Beide auch fertig. Denn wir konnten lange kein Wort mehr sprechen, vielleicht weil ich, indem sie das sagte, ihre Hand ergriff und ihren Arm in den meinigen legte, was sonst nie geschehen war, weil wir gewöhnlich einzeln gehend neben einander her spazierten.

„Es war nun plötzlich, als hätten wir eine von den Sünden begangen, die zum Himmel schreien. Das Reden wollte sich nicht wieder finden, bis wir Arm aus Arm gelassen hatten. Da sagte ich: „Wo aber können Sie je fremd sein; wo sollten Sie nicht immer Herzen, nur allzutheilnehmende Herzen finden?“ Ich sagte das mit zitternder Stimme. Und weil die Erröthende wieder ihren Arm auf den meinigen legte, ging uns die Sprache wieder aus.

„Als wir heimkamen, lud ich den Spediteur, seine Frau und ganze Familie zu einem vergnügten Tag ins Harder Bad ein. „Das kann geschehen!“ sagte er, und ich war in allen Himmeln: „Denn Jungfer Gustel muß bei uns auch noch ein Vergnügen haben, da sie die andere Woche zu ihrer Pflegemutter zurück soll.“ So sagte er, und reichte meiner Spaziergängerin einen Brief von seiner Schwägerin; ich aber stürzte aus allen meinen Himmeln zurück.

„Am Klavier des Abends sagte ich zu ihr: „Und Sie wollten uns wirklich verlassen?“

„Sie ließ die Hände vom Klavier sinken, und sagte: „Meine Pflegemutter verlangt es.“

„Ich ward still und düster. Das Klavier klang abscheulich. Als ich fortging, nahm ich ihre Hand und drückte sie schweigend an meinen Mund. Ich glaubte Thränen in ihren Augen zu sehen. Daß ich die Nacht nicht gut schlief, versteht sich von selbst; folglich blieb ich auch den Freitag in Berg, und vergaß über der Herrlichkeit der Gegenwart die schwere Zukunft. Am Sonnabend fuhr die ganze Spediteurfamilie mit mir nach Hard.

„Und wie ich in meine Heimath kam, und das schöne, blühende Mädchen vom Wagen sprang und auf meinem Grund und Boden wandelte — immer war mir diese Landschaft ein irdisches Paradies gewesen, nun sah ich deutlich, es war ein überirdisches, und ich hatte den Engel zum Paradiese gefunden.

Der hohe Festtag.

„Meine Gäste wohnten im Wirthshause. Wirth und Wirthin hatten Befehl, den Spediteur und seine Frau auf alle Art zu unterhalten, damit ich den Engel desto ausschließlicher allein hätte.

Die Frau Spediteurin machte über meine ärmlichen und wohlfeilen Hausgeräthe allerlei Glossen, und begriff nicht, warum ich nicht gemächlicher wohne? „Ich kann es wohl haben, gleich Andern," sagte ich nicht ohne Ruhmredigkeit, und sah auf die Einzige, der ich meine Hütte gern empfohlen hätte: „aber ich bedarf dessen zu meiner Zufriedenheit nicht. Ich will die Entbehrlichkeiten entbehren, um für diejenigen Ueberfluß zu haben, denen das Unentbehrliche mangelt." Der Spediteur schüttelte den Kopf und sagte: „Herr Schulz, Ihr seid ein Bruder Wunderlich!" Aber die Einzige sah mich mit freudeschimmernden Augen und röther leuchtenden Wangen an, und war die Einzige, welche meine Schutzrednerin ward. „Wo die Pracht der Reinlichkeit herrscht, wie hier," sagte sie, „wer vermißt da andere Kostbarkeit? Und wer legt zur Glückseligkeit des Genügsamen ein Scherflein bei, wenn er ihm Tische von Mahagoniholz, Teller von Porzellan und silbernes Geschirr gibt?"

„Dankbar führte ich die reizende Schutzrednerin zum Fortepiano. Die süßen Klänge thaten ihr tief im Herzen wohl. Sie besichtigte in meiner Arbeitsstube alle Kleinigkeiten mit seltsamer Theilnahme. Und als ich sie dann wieder hinaus ins Freie führte und sie die ganze Gegend übersah, ward ihr das Herz weit vom Entzücken, und sie sprach: „Es ist doch himmlisch hier!"

„„Und doch wollen Sie dies alles verlassen?“ sagte ich, und gab ihr die Hand. „Und wenn Sie fort sind, glauben Sie denn, das alles werde mir dann noch so himmlisch sein?“ — Sie schwieg, als verstände sie mich nicht.

„„Bleiben Sie hier!“ bat ich bewegt: „Nirgends liebt man Sie so, wie Sie hier geliebt werden.“

„Da fielen aus ihren niedergeschlagenen Augen Thränen. Auch meine Augen verdunkelten sich von Thränen. Ich schlang meine Arme um sie, und küßte ihre mir entgegensinkende Stirn.

„Bleiben Sie,“ rief ich, „denn ohne Sie bin ich unglücklich.“

„Sie sah mir in die Augen, und als sie meine Thränen erblickte, sagte sie: „Herr Schulz, hinge ich von mir selber ab, nirgends auf Erden würde ich lieber bleiben, als hier. Hier wohnt wahres Glück.“

„„Theilen Sie es mit mir!“ rief ich. „Sie sind vater- und mutterlos. Niemand darf Ihnen widerstehen, mir, wenn Sie mir Ihr Herz geben können, auch Ihre Hand zu geben.“

„„Zwar Vater und Mutter habe ich nicht mehr,“ antwortete sie, „und ich bin arm, recht arm. Aber das habe ich gelobt, und das will ich halten: keinen wichtigen Schritt zu thun ohne Einwilligung meiner Pflegemutter und Erzieherin,

so wie ohne Einwilligung des einzigen Mannes, den ich über alles ehre und liebe."

„„Wer ist denn der Einzige?" fragte ich mit bangem Herzen.

„„„Gewiß der edelste Mann auf Erden. Mein Vater starb sehr unglücklich, und hatte, doch ohne seine Schuld, auch diesen wackern Mann unglücklich gemacht. Ich war ein von aller Welt verlassenes Kind. Da war er es, jener tugendhafte Mann nur, der sich meiner erbarmte. Er setzte mir einen Vormund, und gab das Wenige seines ihm bei dem Unglück meines Vaters übrig gebliebenen Vermögens zu einer anständigen Erziehung für mich aus. Ich verehre in diesem Wohlthäter meinen andern Vater. Ob er gleich seinen Aufenthalt für mich verborgen hält — nur mein Vormund weiß ihn —, und ob er sich gleich meiner Dankbarkeit entzieht — schon zwei Briefe schrieb ich ihm, ohne daß er mir antwortete —, will ich doch nichts ohne seinen Willen thun."

„„Wie heißt denn der Mann? Ich will ihn selbst aufsuchen, und wenn er in Amerika wohnte!"

„„Engelbert heißt er."

„Ich verlor in dem Augenblicke Hören und Sehen. „Mein Gott!" stammelte ich: „Nicht so, Sie heißen Auguste Lenz?"

„Sie bejahte es. Da nahm ich schweigend ihre Hand, und führte sie zu meinem Hause zu-

rück; zog aus einer Schublade meines Schreibpultes ihre zwei Briefe, gab ihr dieselben und sagte: „Nicht so, die haben Sie mir geschrieben?“

„„Wie kommt Ihr zu diesen Briefen, Herr Schulz?“ fragte sie bestürzt.

„„Weil ich Engelbert bin, und Ihr unglücklicher Vater mein Vormund war.“

„Da brach das Herz des guten Kindes von Dankbarkeit, Wehmuth und Liebe. Laut schluchzend sank Auguste auf ihre Kniee vor mir nieder, küßte meine Hände, und wollte sich nicht wieder aufrichten lassen. „Erlauben Sie mir nur, so vor Ihnen liegen zu dürfen!“ schluchzte sie: „Ich habe es ja so oft gewünscht: könnte ich nur einmal die Kniee meines Wohlthäters umfassen und ihm meinen Dank weinen!“ — Ich mußte ihr gewähren. Dann endlich hob ich sie auf, und sie blieb in meinen Armen.

„„Werden Sie mich,“ sagte ich flehend, „werden Sie mich verlassen?“

„„Niemand in der Welt hat über mich zu verfügen, als Sie, mein einziger Wohlthäter. Was Sie befehlen, das ist mein Wille.“

„„Und wenn ich nun nichts zu befehlen hätte, wenn ich nicht Engelbert wäre, aber doch Engelbert nicht wider uns wäre — würden Sie mich verlassen?“

„Sie drückte ihre Lippen an meine Lippen.

Da begann der große Festtag meines Lebens, der noch bis zu dieser Stunde fortdauert. Auguste war meine Verlobte.

„Der Spediteur und die Frau Spediteurin machten große Augen, als sie alles vernahmen. „Mein Himmel, es gibt ja wohl mehr Engelberte auf der Welt!“ rief der Spediteur: „Das ließ ich mir nicht träumen.“

„„Und hätte ich zu Berg auch nur einmal den Namen gehört,“ sagte Auguste, „so hätte ich Alles schon wochenlang früher gewußt. Ich meinte immer, Sie hießen Schulz.“

„Nun führte ich meine Braut durch mein ganzes Königreich umher, und sagte: „Hier, Auguste, bist du nun Königin!“ Ich erzählte ihr die Geschichte meines Lebens, machte ihr meine Ansicht der Welt und meine Grundsätze vertraut, und sie heiligte dieselben mit ihrem Beifall, indem sie meine Hand innig und schweigend an ihre Brust drückte.

„Was auch die Frau Spediteurin einwenden mochte, ich setzte mich in das volle Recht ein, welches Auguste mir als ihrem Wohlthäter, der allein über sie mit väterlicher Macht zu gebieten hätte, schwärmerisch eingeräumt hatte. Ich befahl, sie solle Hard nicht mehr verlassen. Pfarrer Bode empfing schon den folgenden Tag Auftrag, unsere Verlobung von der Kanzel zu verkünden. Auguste

meldete ihrer Pflegemutter, der Pfarrwittwe, das Vorgefallene; auch ich schrieb derselben, und weil sie in bedrängten Umständen war, versprach ich ihr die Fortsetzung der jährlichen Summe in gleichem Verhältniß, als wenn Auguste noch bei ihr in der Kost wäre.

„Auguste blieb meine Nachbarin im Wirthshause Den Tag über hatte sie die ganze Woche der Geschäfte genug, in unserm Hause Alles zur Einrichtung der künftigen ländlichen Haushaltung zu ordnen. Schon als Braut erhielt sie die ganze Vollgewalt der künftigen Hausmutter. Wie selige Tage verlebten wir! — Und als der Sonntag wieder kam, trat des Morgens ein wunderliebliches Bauernmädchen erröthend zu mir ins Zimmer. Das war Auguste. Sie hatte den Stadtputz und die Eitelkeit der so genannten feinen, gebildeten Welt abgelegt, und war Bäuerin geworden. Ich hatte noch nicht einmal daran gedacht, daß des Dorfschulzen Frau nicht wohl als Stadtdame erscheinen könne. Nun nannte sie mich zum erstenmal Du. Vierzehn Tage später verband uns der würdige Pfarrer Bode vor dem Altar auf ewig.“

Ein glückliches Unglück.

„Augustens haushälterische, fleißige Hand nahm mir viele kleine Geschäfte und Sorgen ab. Desto

unbeschränkter konnte ich mich meinen wichtigern Geschäften und dem Wohle meiner Gemeinde widmen.

„Ich mochte ungefähr zwei Jahre verheirathet sein, als wir den schrecklichen Tag erlebten, daß das ganze Dorf Hard, vermuthlich durch Unvorsichtigkeit in einem Hause, ein Raub der Flammen ward. Alle Hülfe war vergebens. Unsere Harder Bauern standen während der Feuersbrunst stumm, betäubt, unthätig, und sahen zu, wie die herbeigeeilten Leute aus andern Gemeinden Vieh und Geräthschaften retteten. Nur wenige einzeln stehende Gebäude blieben übrig.

„Es war ein großes Unglück; die Gemeinde arm an sich; die Unterstützung von der Regierung im Verhältniß zum großen Schaden gering. Man wußte nicht, wie helfen. Doch verzweifelte ich keineswegs, und hoffte sogar, eben dies Mißgeschick könne und müsse für die Gemeinde von den wohlthätigsten Folgen werden. Nun waren fast alle Haushaltungen gleich arm; wer reich sein wollte, mußte arbeiten lernen.

„Als es um Wiedererbauung des eingeäscherten Dorfes zu thun war, gab ich der Regierung eine triftige Vorstellung ein, worin ich zu beweisen suchte, daß, wenn man dieses Unglück benutzen würde, die durch einander zerstreut liegenden Besitzungen und Grundstücke der Bauern so zu

ordnen durch Austausch, daß jeder Landeigenthümer seine Felder alle beisammen liegend hätte, und er seine Behausung in der Mitte seines Landes bauen könnte — nicht nur künftigen Feuersbrünsten in der Gemeinde vorgebeugt, sondern auch ein größerer Wohlstand der Verunglückten in kürzerer Zeit bewirkt werden könnte, als sie ehemals besessen hätten. Es erschien bei uns von Seite der Regierung eine Kommission, die Sache an Ort und Stelle zu berichtigen. Mein Vorschlag fand nicht nur Beifall, so sehr auch die Bauern dagegen tobten, sondern ich empfing Aufsicht und Vollmacht zur Vollziehung des Plans.

„Nicht ohne Mühe ward die Austauschung und Zusammenrundung der dem gleichen Eigenthümer gehörenden Grundstücke vollbracht. Nun fehlte überall das nöthige Bauholz. Es konnte nicht anders als mit ungeheuern Kosten aus drei bis vier Meilen entlegenen Wäldern herbeigeführt werden. Erst jetzt klagte man, vor zehn Jahren die Zebra'schen Waldungen nicht angekauft zu haben.

„Ich ließ mein prächtiges Bauholz schlagen, verkaufte es im billigsten Preise, ohne baare Bezahlung zu fordern, sondern ließ es als Schuldkapital auf den Häusern, das in den nächsten zwei Jahren zinsfrei sein sollte. Fast allen Haushaltungen machte ich Geldvorschüsse. Die Regierung that das Ihrige. Von den Badegästen sammelte

ich auch beträchtliche Liebessteuern für die Aermsten. Nach Jahr und Tag stand das Dorf neu da, aber mit zerstreuten Wohnungen, wie du es jetzt siehst. Nun ließ ich den gemeinsamen Weidgang aufheben zur Schonung der allzustark angegriffenen Wälder; nun, zur Sicherung gegen Feuersgefahr, Gemeindsbacköfen, abgesondert von den Häusern, bauen; bessere Feuerspritzen anschaffen, und bei jedem Hause einen Brunnen graben. Ich leitete alle Wasser von meinem und anderm Lande auf der Höhe in einen einzigen Bach oder Kanal zusammen, und gab diesem die Richtung gegen die öden Wiesen der Gemeinde. Hier zersplitterte ich den großen Kanal in viele kleine Gräben, in welchen das Wasser abwärts gegen die Wiesen rann, wo es durch willkührlich geordnete Ueberschwemmungen die Fruchtbarkeit des Bodens verdreifachte. Die Gärten und Aecker jedes Bauers, seinem Wohnhause zunächst gelegen, wurden schon darum mit größerer Sorgfalt gebaut, weil er sie beständig unter Augen hatte, und ihnen viele Zeit, die sonst mit Hin- und Herreisen zu den zerstreuten Landstücken vergeudet ward, widmen konnte.

„Noth und Armuth zwang Viele zur Sparsamkeit. Das Dorfwirthshaus ward seltener besucht. In meinem Wirthshause da oben verbot ich, den Bauern Wein, Bier oder Branntewein zu geben.

Die Wittwe des ehemaligen Schulzen, welche das Wirthshaus im Dorf besaß, schalt unaufhörlich gegen mich. Aber ich erreichte meinen Zweck. Hätte sie nach meinem Rath sich zur Bewirthung fremder Gäste eingerichtet, sie könnte noch wohlhabender sein; denn viele Badelustige werden oft aus Mangel an Wohnzimmern zurückgewiesen.

„Zwar noch jetzt ist mir der größte Theil des Dorfes verschuldet, aber doch haben die Bauern die meisten ihrer ehemaligen auswärtigen Schulden abgetragen. Das war dte Frucht des Unglücks. Unser Dorf ist jetzt im ganzen Lande das blühendste und fleißigste, und hat den meisten Kredit. Von Prozessen hört man bei uns nichts mehr. Schlägereien, ehemals alltäglich, sind jetzt fast unerhört. Sehr viele von meinen ehemaligen Schülern und Schülerinnen sind nun selbst Hausväter und Hausmütter, und mir noch, wie einem Vater, mit der ersten Liebe zugethan. Fast in allen Häusern herrscht die strengste Ordnung und Reinlichkeit.

„Vielleicht trug zu dieser bessern Zucht auch nicht wenig bei, daß ich alljährlich denen, welche das ganze Jahr hindurch in den Häusern und Ställen, in Kleidern und Geräthen die größte Sauberkeit, in Landwirthschaft und Hauswesen die größte Ordnung und Thätigkeit beobachteten, daneben den ehrbarsten, friedfertigsten Wandel

führten, die mir schuldigen Zinsen erließ. Den drei ersten Haushaltungen, welche ihre auswärtigen Schulden ablezahlten, schenkte ich sogar das mir schuldige Kapital."

Ein Sonntag in Hard.

So weit war Engelbert in seiner Erzählung gekommen, als uns Auguste in unserer Unterhaltung unterbrach. Sie kam daher, wie eine aufgeblühte Rose unter jungen Rosenknospen; den Säugling auf dem Arm, den kleinsten Knaben an der Hand; der andere Kleine hielt sich an ihrer Schürze; die beiden Erwachsenen sprangen voran. Das war mir ein Gutenmorgenwünschen! Ich ward unter den Kindern wieder Kind.

Die Kirchenglocken läuteten durchs Thal. Wir gingen mit einander hinab zum Gottesdienst. Der stille, sanfte, vierstimmige Gesang der zahlreichen Gemeinde hatte etwas Ungewohnt-Feierliches. Die Rührung, in die er mich versetzt hatte, vermehrte der ehrwürdige Pfarrer, welcher mit silbergrauem Haar auf der Kanzel betete, dann einfach und herzlich, allgemein verständlich, mit tiefer Lebenskenntniß des Landmanns vom Zusammenhang der Ewigkeit mit dem irdischen Dasein sprach.

Nach vollendetem Gottesdienst versammelte sich die ganze Gemeinde vor der Kirche unter der alten

Linde. Der Schulze des Dorfes unterhielt sich erst freundlich mit Einzelnen, die zu ihm kamen; dann trat er auf die Bank unter der Linde, las einige Regierungsdekrete ab, und erklärte sie, und beseitigte die Einwendungen und Mißverständnisse Einiger, die sich darüber äussern wollten. Nach diesem wies er mit der Hand auf mich, und sagte: „Ich habe hier einen alten, lieben Jugendfreund zum Besuch bei mir. Und weil ich ihm eine Freude machen und diejenigen von unsern jungen Leuten ihm zeigen möchte, die sich besonders durch ihr gutes Betragen seit dem letzten Tanztag ausgezeichnet haben: so lade ich dieselben hiermit zum Tanz und Nachtessen auf diesen Abend bei mir ein.“ Sodann verlas der Schulze eine lange Reihe Namen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die er auf einem Zettel geschrieben hielt.

Es verbreitete sich in der ganzen Gemeinde auf allen Gesichtern ein zufriedenes Lächeln. Da gab es ein Kopfnicken, Zischeln, freundliches Zusammenstoßen, gegenseitiges Händedrücken und fröhliches Funkeln der Augen! Der frohe Schwarm zog aus einander. Der greise, ehrwürdige Pfarrer, ein lebhafter, freundlicher, gutmüthiger Mann, der Schulmeister Lebrecht, ein unbefangener verständiger Bauer von vielem Mutterwitz und großer Wißbegierde, auch dessen Frau und

der Badarzt mit seiner Frau begleiteten uns zum Mittagsmahl, das gar köstlich und von Engelberts gewohnter Einfalt abweichend im Wirthshaus des Bades bereitet stand. Ich verlebte unter vortrefflichen Menschen einen unvergeßlich schönen Tag. Besonders wird mir, so lange ich lebe, das mir von Engelbert gegebene Konzert in angenehmer Erinnerung bleiben. Man denke sich siebenundvierzig Stimmen, Knaben und Mädchen, Männer und Kinder, die von Graun und Händel, Haydn und Rolle Chöre und Mottetten sangen, so rein, fest und klar, daß sie jedem städtischen Konzert Ehre gemacht haben würden. Auch Engelbert, Auguste und der älteste ihrer Knaben standen unter den Sängern. Es geschah im Freien, hinter dem Badegarten. Der Platz schien ganz dazu ausgewählt. Denn ein sanfter Wiederhall von entfernter Felswand brach und warf die harmonischen Klänge zauberhaft zurück, während die Abendsonne ihr Gold über die ganze Welt ausstreute. Ich war aufs innigste bewegt und meiner Thränen nicht mächtig.

„Das Alles hat ein einziger Mann gethan!“ dachte ich. Und dieser Mann, den, wohin er ging, wohin er sah, seine Schöpfungen umgaben, stand da so demuthsvoll und anspruchlos unter den übrigen Bauern, ganz wie ihres Gleichen. Ich konnte mich, nach beendigten Gesängen, nicht

enthalten, ihn mit wahrer Begeisterung an meine Brust zu drücken und zu rufen: „Du bist einer von den Größten der Erde in deinem Zwillichkittel!"

Nun mußte ich im geschmackvoll eingerichteten großen Saal des Badehauses mit Augusten tanzen, und sie tanzte allerliebst; dann der Reihe nach mit den artigen Harderinnen. Welch ein Leben, welche Anständigkeit! Auguste selbst war die Tanzmeisterin des Dorfes gewesen, seit sie die Frau Schulzin war. Und der wahrhaft ehrwürdige Pfarrer ging unter den Tänzern und Tänzerinnen ermunternd umher, wie ein Großvater unter geliebten Kindern und Enkeln. Beim Nachtessen saßen wir alle bunt durch einander, wie es der Zufall gab. Eine junge Bäuerin, die meine Nachbarin ward, unterhielt mich weit angenehmer und verständiger, als ich zuweilen bei einem Souper in Städten von manchen unserer anspruchsvollen, gezierten und ziererischen Damen unterhalten worden bin.

Sobald mein Kunz und mein Wagen hergestellt waren, verließ ich Hard. Engelbert behauptete, ich habe in seinem Hause gewohnt; an Bezahlung war nirgends zu denken. Ich mußte als sein Schuldner abziehen. Aber mit welchen Empfindungen ich Hard verließ, das, ihr Herren, möget Ihr selber ermessen.

Schluß.

„Da haben Sie nun", fuhr der Oberforstrath von Rödern fort, „die Geschichte meines zweiten Millionärs. Ziehen Sie nun daraus nach Belieben für Ihre Streitfrage die erbauliche Nutzanwendung."

Selbst diejenigen von uns, welche vorher Kasimir Morns menschenfeindliche Stimmung vertheidigt hatten, läugneten nicht ab, Engelbert habe zur Menschenfeindschaft wohl eben so viel Veranlassung gehabt, als Morn; und gestanden ein, daß Engelbert in Morns Lage, mit den gleichen Ansichten der Welt, dennoch kein Morn, sondern ein unverdrossener Wohlthäter seines Geschlechts geworden sein würde. Doch wollte man weder Morn noch Rousseau zu nahe treten lassen. Man entschuldigte Beide mit einer eigenthümlichen, allzu empfindlichen Reizbarkeit.

„Sagen wir's doch deutsch heraus," rief der Oberforstrath: „Morn wie Rousseau waren zwei gleich gutmüthige, leicht gereizte, oft betrogene, daher mißtrauische Menschen; hatten beide mehr Eitelkeit, als Demuth, mehr Einbildungskraft, als Verständigkeit, und sowohl von sich als der Welt falsche, selbstgeschaffene, von bloßen Einzelnheiten mangelhaft abgezogene und mit Unrecht auf das Allgemeine angewandte Vorstellungen.

Engelbert dagegen hatte Herz und Kopf am rechtern Fleck, als jene; war überhaupt ein größerer, gewaltigerer Geist, als sie, den kleine Unfälle nicht leicht wanken machen."

„Das war er!" rief ein Anderer aus der Gesellschaft: „Rousseau spielte den Weisen und machte aus sich das verzärtelte Kind, welches immer schmollen und trotzen will. Engelbert aber, über dies weibische Wesen und Träumen hinweg, ein kräftiger Mensch, war ein Weiser! Das ist der Unterschied. Rousseau jammerte und klagte unaufhörlich über das verdorbene und verkehrte Wesen der Welt und ihre Abweichung von der Natürlichkeit. Engelbert haßte diese Unnatur auch, aber klagte nicht, sondern griff verständig an und besserte thätig aus. Er war kein Feind der Menschen, sondern ihr Freund, aber ein Feind der Verkehrheit. Er behandelte Alle nur als Irrende, und brachte sie auf den rechten Weg. Er tastete nicht die Herzen, sondern nur das Formenwerk feindselig an. Es gibt in der Welt viele Rousseau, aber wenig Engelberte."

„Woran liegt es auch?" fragte Einer.

„Daran, daß der große Haufe der Welt-Reformatoren nur die Einsicht, nicht die That hat; Lobreden, aber keinen Muth für die Tugend hat. Diese Herren sind selber von allen den Er-

bärmlichkeiten behaftet und beladen, gegen die sie eifern. Sie sind Schwächlinge, und haben nicht Lust noch Herz, zur Wahrheit und Natur zurückzukehren, die sie so rührend zu empfehlen wissen. Sie verstehen sich um keinen Preis dazu, die unentbehrlichen Entbehrlichkeiten aufzuopfern, wie Engelbert die feinen Sklavenbanden der Menschheit nennt. Und wenn sie noch so viel aufopfern, so wollen sie dafür Gegenopfer. Sie wollen Ansehen, Ehre, Lob von ihrer Sache. Wer möchte denn Dorfschulmeister oder Dorfschulz werden, wie Engelbert, alles Widerliche davon tragen, verlacht und verkannt werden, ohne weiter zu fragen; wird mich die Welt einst deswegen bewundern? — Daran liegt's!"

Das Wein.

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgenden Tages auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben, und alles zu einer Amputation nöthige Geräth mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient; etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmüthigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermuthlich einer unserer Gecken in die blaue Luft hinausschicken!" dachte er, und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige,

es werde Morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der That, mit dem Glockenschage neun Uhr des folgenden Morgens erschien ein zierlicher offener Wagen. Thevenet machte keine Umstände weiter und setzte sich ein.

Vor dem Thore fragte er den Kutscher: „Zu wem führt Ihr mich?"

Dieser antwortete: „things unknown to me I am not concerned for;" was ungefähr so viel heißen soll, als: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Also ein Engländer. — „Ihr seid ein Flegel!" erwiederte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still. „Zu wem soll ich? wer wohnt hier? wer ist hier krank?" fragte Thevenet den Kutscher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort, und der Wundarzt dankte auf die vorige Art.

An der Hausthür empfing ihn ein schöner, junger Mann, von ungefähr acht und zwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verrieths, der junge Mann war ein Britte. Thevenet redete ihn also englisch an, und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen lassen!“ sagte der Wundarzt.

— Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe, mich zu besuchen, antwortete der Britte: wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Chocolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas geniessen wollen.

„Zeigen Sie mir erst den Kranken, Sir. Ich muß den Schaden untersuchen, ob Amputation nöthig sei.“

— Sie ist nöthig, Herr Thevenet. Setzen Sie sich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier ist eine Börse mit hundert Guineen; ich bestimme sie Ihnen, als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie sie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Wünsche zu erfüllen, sehen Sie hier das scharfgeladene Pistol. — Sie sind in meiner Gewalt — ich schiesse Sie, Gott verdamme mich, nieder.“

„Sir, vor Ihrer Pistole fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! Was soll ich hier?“

— Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden.

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?“

— Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle.

„Sir, Sie sind ein Narr.“

— Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.

„Was hat das schöne Bein gesündigt?“

— Nichts! — Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst gesunden und heilen Verstandes.“

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben.“

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber ich wette, Herr, ich wette, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, von diesem Bein befreit zu sein.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart.“

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt

nichts. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzt nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie, als Unbekannten. Ich verstümmle Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Lust, Meuchelmörder eines schuldlosen Hausvaters zu werden: so schiessen Sie."

— Gut, Herr Thevenet, sagte der Britte, und nahm das Pistol: „ich schiesse Sie nicht; aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun: müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?"

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.

Der Britte setzte sich, nahm das Pistol, und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht," sagte der Britte, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf die einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?"

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Britte rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, denn er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust des Beins, und segelte nach England zurück mit dem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet eine Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und fünfzig Guineen auf Hrn. Panchaud, Bankier in Paris. Sie haben mich zum glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.

„Braver Mann, mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie der meinigen, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der Unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männer mich; — verhehlte es nicht, und — verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den

Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen geringachten.

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich ward es!

„Ich kam mit meinem Stelzfuß nach London zurück. Mein erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erstemal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilien dahin geben.

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach Londen; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und

dann sagen Sie noch einmal: „ich sei ein Narr!

Charles Temple.“

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich wohl es nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Brittin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zu viel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen; auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

„Bei dem allen erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unter-

schiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert anzuerkennen.

„Sir, geben Sie Acht! ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen liessen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren die Amputation der kleinen Zehe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mit mir eingestehen, es wäre am Beschneiden der Nägel genug gewesen.

„Alles das sage ich, unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben; in meinem Leben aber kein Bein hingegeben, jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ich's gethan, ich würde noch heute sagen: Thevenet, du warst ein Narr! Womit ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener

G. Thevenet."

Im Jahr 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der alles gleich machenden Guillotine zu retten.

Aus Langerweile, oder um Bekanntschaften anzuspinnen, fragte er dem Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Pallast. Er ließ sich melden, und ward angenommen. In einem Lehnsessel, beim schäumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Ei, willkommen, Herr Thevenet!" rief der dicke Herr, der wirklich kein anderer, als Sir Temple war: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich, um nachzusehen, ob Ihr Rath reif geworden sei?"

„Ich komme als Flüchtling, und suche Schutz bei Ihnen."

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich

nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!"

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen, als ich."

„Nichts davon. Ihr Stelzfuß hinderte sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medisance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib."

„Wie, so hätte ich doch damals Recht gehabt?"

„O vollkommen, lieber Thevenet! aber schweigen wir davon. Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe jetzt nicht den Abschnitzel eines Nagels davon! Unter uns gesagt: Ich war ein Narr! — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich."

Die isländischen Briefe.

1.

Frau Stoben besaß das schönste Landgut in der ganzen Gegend. Sie liebte sonst Einsamkeit; aber seit vier Wochen war ihr Schloß der Sammelplatz der frohen Welt. Ein Festtag verdrängte den andern. Frau Stoben schien sich in dem fröhlichen Getümmel zu verjüngen. Aber nicht Feste, Kränzchen, Bälle waren es, was ihr Herz erquickte. Die hätte sie immer haben können; sie gehörte zu den reichsten Eigenthümern im Lande.

Nein, sie wahr mehr als reich; eine zärtliche und glückliche Mutter. Ihr Sohn Theodor war von seinen Reisen zurückgekommen. Drei Jahre lang hatte sie ihn nicht mehr gesehen, sogar gefürchtet, seine Reiselust mögte ihn verführen, nie wiederzukehren; denn keine andere Leidenschaft schien das Herz des jungen Mannes zu rühren, als der Hang, fremde Länder, ferne Völker zu sehen. Darum erschöpfte sie sich in Erfindungen, ihm den Aufenthalt in den väterlichen Gütern lieb zu machen; ihn mit allerlei Banden an die Heimath zu fesseln. Aber die rauschenden Freuden, die glänzenden Zerstreuungen waren nicht vonnöthen; gewaltiger als Alles zog ihn das

milde Mutterherz an sich. Ein solches Herz hätte er nicht wiedergefunden unter allen Zonen, bei den Menschen schwarz und weiß, olivenfarben und kupferroth.

„O Mutter, liebe Mutter, ich bin ja glücklich!“ rief er manchmal, und küßte mit Inbrunst die theure Hand, welche ihn erzogen hatte: „Ach, wer so geliebt wird, so innig, so rein, der soll nichts mehr wünschen. Ich verlasse Sie gewiß nicht!“

Und ob er ihr gleich es tausendmal versicherte, blieb sie doch immer Zweiflerin. „Noch fesselt ihn der Reiz der Neuheit; aber wenn ihm nun dies Alles alt wird — dann sehnt er sich weiter.“ So dachte sie im Stillen. Und was sie von ihm sah und hörte, vermehrte ihren Verdacht. Wie sollte sie sichs auch erklären, daß er, sonst still und einförmig in der Unterhaltung, lebendiger ward, wenn das Gespräch über unbekannte Völkerschaften rollte? — wie sichs erklären, daß er aus der ganzen Bibliothek des Herrn Magister Habakuk, dermaligen Pfarrers im nächsten Dorf, nur einige Reisebeschreibungen zum Lesen wählte und die besten Predigten, moralischen Betrachtungen, Geschichten aus der alten und neuen Welt unbetastet ließ?

Seit einigen Wochen wohnte auch Therese, ihre einzige Tochter, bei ihr. Diese war an den

Landrath Kulm verheirathet. Die jungen Eheleute hatten der Mutter Gebot gehorcht, und waren aus der Residenz gekommen, fünfzehn Meilen weit, um die allgemeine Freude zu theilen. Beide wetteiferten, der Mutter geheime Sorge zu mildern.

„Lassen Sie ihn heirathen!“ sagte der Landrath: „dann bleibt er gewiß. Nichts fesselt mehr an Herd, Vaterland und Menschheit, als eine glückliche Ehe. Der Hagestolz gehört Niemandem; ist ein Weltbürger, ein ewiger Jude, ohne Rast, immer auf Reisen, und ohne Ziel.“

„Wenn er sich nicht in eine schöne Lappländerin verliebt hat,“ setzte Therese hinzu, „so wird's uns hier nicht fehlen.“

„Aber denkt doch, Kinder!“ seufzte Frau Stoben: „er hat seit vier Wochen alle Jungfrauen der weiten Nachbarschaft gesehen, und an allen ging er wie an Tapetenbildern vorbei. Er ist zuweilen tiefsinnig; will man ihn gesprächig haben, muß man von seinem Norwegen reden.“

„Tiefsinnig ist er?“ fragte Therese: „Weißt du nicht, ob die Lappländerinnen schön sind?“

„Allerdings,“ antwortete der Landrath, „für die Leute, die gern Thran trinken.“

2.

Frau Stoben bewahrte die bedenklichen Worte des Schwiegersohns im Gedächtniß, und rollte die Phrase lang herum, und suchte an diesem Zwirnknäuel den verlornen Faden, und fand ihn nimmer.

„Wer sind aber die Leute, die gern Thran trinken?“ fragte sie: „Sie drücken sich für eine alte unbelesene Frau zu verblümt aus, Herr Sohn.“

„Es sind Lappländer, Frau Mutter!“ entgegnete er, und warf lächelnd den Kopf zurück.

„Müssen's denn aber nur Lappländer sein, die den Thran lieben?“ fragte Therese.

Der Landrath lächelte. „Du hast Recht. Es wandeln der Thransäufer viel unter uns.“

Frau Stoben war nicht beruhigt. Sie begab sich in ihr Zimmer. Sie ließ den Amos holen, ihres Sohnes mehrjährigen treuen Diener und Reisegefährten.

„Sage mir, Amos,“ hub sie an, und legte traulich ihre Hand auf seinen Arm, „du kennst deinen Herrn. Du kennst ihn ganz. Du kennst ihn besser, als ich. Du sahest ihn täglich seit vielen Jahren, in denen er für mich verloren war.“

„Gesehen und gesprochen!“ entgegnete Amos.

— Du warst mit ihm in Lappland.

„Ja, bei Gott, das war dort ein Leben. Ich meinte manchmal, wir wären bei den Unterirdischen.“

— Und was that dein Herr?

„Er war nicht von der Stelle zu bringen. Er kroch in ihre Hütten, woneben unsere Schweinställe herzogliche Schlösser sind; und fuhr in ihren Schlitten, worin ich oft steif gefroren lag, wie ein Baumstamm.“

— Und, das weißt du gewiß, sind die Lappländerinnen schön?

„Daß ich's nicht rühmen könnte, ausgenommen“ . . . .

— Ausgenommen?

„So in ihrem Sündenjahr, wo auch der Teufel Reiz hätte, wenn er jung wäre.“

— Liebte dein Herr den Thran?

„Wie meinen Sie das, Frau?“

— Ob er ihn trinken konnte?

„Ei, behüt' uns Gott! kein Tropfen über seine und meine Zunge!“

— Bist du redlich?

„Setzen Sie ihm zur Probe die Thranflasche vor.“

— Und als er sich zur Heimkehr entschloß, bemerktest du an ihm keine Unruhe, keinen Mißmuth? War er ganz zufrieden? ging nicht seine

Seele zuweilen zurück in das fremde Land, während sein Vaterland ihm näher kam?

„Sie haben's getroffen, Frau Stoben. — Er war manchmal gar unlustig, und war dann kein Auskommens mit ihm. Er bereute, die Insel Island oder wenigstens nicht einmal Grönland gesehen zu haben; Island aber lief ihm besonders im Kopf herum. Da hat ihm ein gewisses Frauenzimmer das Herz warm gemacht."

— Wer war's auch?

„Ich weiß nur, daß es Edda hieß.

— War die Person schön?

„Habe sie eigentlich so nicht von Angesicht gekannt."

— Seufzt er wohl noch zuweilen nach der Insel Island?

„Gerade gestern. Gelt, Herr, sagt' ich, hier ist's doch, unter uns gesagt, besser als in der Insel Island? Und wenn mich die Herren in Island zum Kaiser machen wollten, ich machte ihnen einen Bückling und liesse sie laufen. Da brummte mein Herr verdrießlich und sagte: und es ärgert mich doch Zeitlebens, so nahe und nicht dort gewesen zu sein."

— Du sollst ihn nie an die Insel Island erinnern.

„Ei, wenn ihn nicht die Edda erinnert, ich, für meine Person, hüte mich wohl!"

— Ist die Edda verheirathet oder unverheirathet?

„Das will ich weder mit Ja, noch Nein betheuern. Aber, ich vermuthe, er bekommt zuweilen Briefe von ihr. Sie muß ihm mitunter gar rührend schreiben. Ich kann nicht lesen, aber ich kenne ihre Briefe am Umschlag, und am Siegel. Da ist ein Altar mit einer Flamme darauf, wie in der Bibel, wo Abraham den Isaak opfern will. Und dann, wenn er solchen Brief erhält, sieht man ihm Freude aus allen Mienen glänzen, und treten ihm wohl helle Thränen ins Auge. Hätte ich in der Schule lesen gelernt, ich liesse mir gewiß Briefe aus Island schicken.“

— Erhält mein Sohn auch jetzt noch isländische Briefe?

„Ei, lieber Himmel, freilich. Noch letzten Sonntag hat er einen empfangen. Darum war er den ganzen Tag so vergnügt, als hätt' ihm der Schuster Sprungfedern unter die Sohlen genäht. Ja, meine liebe Frau Stoben, das muß ich nun selbst gestehen, Island ist ein prächtiges Reich; nur auch nach den Briefen zu urtheilen. Könnt' ich lesen, so müßten es mir isländische Briefe sein, oder keine. Und man hat sie hier zu Lande spottwohlfeil. In Karlskrona mußt' ich für einen Brief gerade so viel baare Gulden zahlen, als hier Kreuzer. Es ist bei uns aber auch mit dem

Postwesen bessere Einrichtung, als in Norwegen und Lappland."

Frau Stoben entließ den plauderhaften Amos. Ihre Seele war tief betrübt. Sie hatte nur zuviel erfahren. Die isländischen Briefe zerstörten ihren Frieden.

3.

Therese erfuhr von der guten Mutter zuerst das Geheimniß von der Insel Island. Sie wählte den nächsten Weg, das Räthsel zu lösen. An einem lieblichen Morgen schlich sie zu ihrem Bruder auf's Zimmer. Theodor sprang ihr entgegen. Sie sank an sein Herz.

„Und du bleibst nun gewiß bei uns?" fragte sie.

— Gewiß.

„Bist du frei? zieht dich kein anderer Magnet?"

Theodor wurde roth. Therese hielt ihn fest in ihren Armen. Ihr Blick drang tief in ihn. Er schlug die Augen nieder und lächelte.

„Du hast schon geantwortet!" sagte sie.

— Aber was denn? ich verstehe dich nicht.

„Ich desto besser dich. — Du liebst! — Ich weiß es."

— Du willst spotten.

„Gewiß nicht. — Warum aber nahmst du deine Dame nicht mit dir?"

— Welche?

„Die schöne Briefschreiberin in — wie heißt die Insel? Island glaub' ich. — Beichte nur. Ich bin ja ein Weib. Ich habe auch geliebt, ohne deswegen nach Lappland zu reisen.“

Theodor sah seine Schwester mit großen Augen an.

„Nicht doch, Theodor, spiele mir nicht den Geheimnißvollen. Die Mutter, wir alle wollen dich glücklich wissen. Du liebst. Wohlan, mache dein Mädchen zum Weibe. Ich stehe dir bei. Nur entschlage dich der unseligen Sehnsucht nach Island. Die Mutter stürbe vor Kummer, und ich überlebte ihren Verlust gewiß nicht. Theodor, du warst ein guter Sohn immer, ein guter Bruder! — Sieh mich an; willst du es nun nicht mehr sein? — Sage mir, du liebst? Nicht so?“

— Ich weiß nicht.

„Das wäre mir lustig. Der junge Herr weiß nicht einmal, ob er liebt? — Ich weiß es aber besser. Wenn ich dir zum Beispiel so ein Briefchen vorhielte, gesiegelt mit einem flammenden Altar? — würdest du noch einmal roth?“

Er ward es, indem sie sprach. Sie küßte seine glühende Wange lächelnd.

— Ach, Therese, es ist am Ende eine Posse.

„Was denn?“

— Die Liebschaft, von der du sprichst.

„O, ihr Herren der Schöpfung, was wäre euch nicht Posse, wenn ihr mit uns armen Weibern verkehret?“

— Du wirst mich auslachen, wenn ich dir's sage.

„Ich will fromm sein.“

— Du sollst alles wissen. Du wirst lachen, Therese. Ich selbst fühl' es, das ganze Ding ist abentheuerlich, romanhaft, närrisch.

„Für einen Liebhaber bist du beinahe zu vernünftig. Eine Liebe, die nicht ins Abentheuerliche, Romanhafte, Närrische hineinspielt, ist keine Liebe mehr. Also nur hervor mit der Geschichte! — War nicht meine Liebe mit dem Landrath auch ein Mährchen aus der andern Welt?“

— Ich will dir's erzählen. Du sollst mir Rath geben. Vielleicht kennst du das Mädchen.

„Sie muß nur nicht in Island daheim sein.“

— Nein, Therese, im Städtchen Grauenburg.

„Wo liegt das? — doch nicht in Norwegen?“

— Dreißig Stunden von hier; fünfzehn Stunden von der Hauptstadt.

„Und wo hast du sie angetroffen?“

— Nirgends!

„Nirgends? so kennst du sie nicht.“

— Doch, sehr genau. Sie ist ein Engel!

„Nun, das versteht sich; hoffentlich aber noch

ohne Flügel. Sie wohnt wenigstens noch in unserm irdischen Jammerthale?"

— In Grauenburg. Ihr Herz, ihr Geist entzücken mich. Sie ist übrigens nicht schön, nicht reich.

„Nicht schön? — Du bist nicht bei dir. Du hast sie ja nirgends angetroffen. Und wenn deine Donna nur Ideal ist: so liegt's an dir, oder deiner Phantasie, daß es nicht schön ist. Also weiter!"

— Sie ist blaß, und pockennarbig.

„Um des Himmelswillen, du hast sie ja nirgends gesehen."

— Nirgends. Aber dies hier ist ihr Bildniß.

Theodor zog ein Gemälde auf Elfenbein aus dem Busen.

Therese besah es lange. Der Bruder hatte Wahrheit gesprochen. „Der Geschmack ist verschieden," sagte sie, „und zuweilen wunderlich, Herr Bruder. Schön ist deine Heilige gewiß nicht; aber sie hat doch einen Zug Gutmüthigkeit. — Und da in das Bild hast du dich ohne Umstände verliebt?"

— Nein, nicht in's Bild. Aber = = = setze dich her auf's Sofa. Es ist noch früh. Wir können ungestört reden. Du bist verschwiegen?

„Wie ein Fischchen."

4.

Sie setzten sich. Theodor erzählte.

„Als unser Vater gestorben war, nun sind's vier Jahre, schrieb ich zum Trost der Mutter und unserer das Gedicht: „Todtenopfer“, und die Musik dazu. Es ward gedruckt, nebst den Klaviernoten. Sechs Monate später erhielt ich einen Brief. Er kam von einem Mädchen, unterzeichnet Ottilia Wangen. Du mußt den Brief selbst hören, um das Mädchen nicht falsch zu beurtheilen.“

Theodor holte eine Brieftasche. Er zog das Schreiben heraus.

„Mein Herr!

„Es ist vielleicht unanständig, daß ich Ihnen schreibe. Verzeihen Sie es aber einem Mädchen, welches diesmal das Gebot des Schicklichen über die Pflicht der Erkenntlichkeit vergißt. Sie haben mir mein Leben gerettet. Mein Vater, mein theurer Vater ist mir gestorben. Ich liebte ihn zu sehr. Ich ward krank. Mein Geist litt. Die Aerzte fürchteten, daß meine Gemüthsverwirrung unheilbar bleibe. Meine Seele lebte in schwarzen Träumen. Ich wandelte durch zerstörte Welten gegen ein fernes Morgenroth, welches ich nie erreichte. Ich habe viel gelitten. Was ausser mir geschehen damals, weiß ich nicht. Die Gestalten, so mich umgaben, schwebten wie irrende Geister

vor mir, die mich fesselten, daß ich das heilige Licht der bessern Welt nicht erreichen sollte.

„Und so einsmals in meinen Schmerzen hört' ich Saitentöne und Gesang dazu. Ich will's Ihnen nur sagen, es war Ihr Todtenopfer. Ach, Sie haben auch einen guten Vater verloren, und haben empfunden, wie ich empfunden habe. Die Gewalt der Musik, ich meinte, sie stieg aus dem Himmel, bezwang mich. Ich zerfloß in Thränen; und wie die Thränen fielen, thaute unter der Wärme Ihrer Klage mein erstarrtes Herz auf. Und die Winterwelt meiner Träume lösete sich. Es ward heller, das Morgenroth strahlte näher um mich. Die irrenden Geistergestalten verwandelten sich in meine weinenden Verwandten. Ich verlor mich in heftigen Fiebern, und bin durch leichte Mittel genesen.

„Aber Sie, mein Herr, haben mich gerettet. Ihr Todtenopfer rief meine Seele zurück aus den Mitternächten des stummen, drückenden, verzehrenden Wahnsinnes. Oft hat man nachher dasselbe Lied wiederholt — ich bin in meiner Wehmuth glücklich. Ich lebe nur unter Ihren Tönen, in Ihren Gedanken. Vielleicht ist's ein neuer Wahnsinn. Aber sei's denn auch. Mein Vater verdient nicht weniger. Ach, läge mein Staub gedrängt an seinen Staub!

„Dies sind die ersten Zeilen, die ich seit fast

einem Jahre schreibe. Ich hab' ein Gelübde gethan. Jetzt ist's erfüllt. Ich danke Ihnen. Verzeihen Sie mir nun.

Ottilia Wangen."

5.

„Gar nicht übel!" sagte Therese lächelnd. „Wir Weiber hätten allenfalls bei solch einem Briefe gutherzig mitgeweint. Ihr aber, mit der starken Seele, ihr philosophirt anders."

— Eine Artigkeit lockte die andere. Konnt' ich auf das Schreiben eines so lieben, empfindungsvollen Geschöpfes schweigen? Ich antwortete. Ich klagte mit ihr. Ich tröstete sie und mich. Das veranlaßte von ihr eine kurze Antwort. Ich schrieb zurück. Wir verwickelten uns unvermerkt in so viel Fragen und Antworten, daß wir kein Ende für den Briefwechsel fanden — Ohne uns zu kennen, gewannen wir einander lieb. Jeder neue Brief war ein neuer Schritt zum Vertrauen. Unsere Geister berührten sich, und schlossen eine Verbindung, die mit allen gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens unverwandt war. Für uns war keine Erde, keine Konvenienzenwelt, keine Sinnlichkeit, kein Nebeninteresse, keine Leidenschaft, keine Eifersucht. — Wenn die Bewohner des Himmels sich lieben und ihre Em-

pfindungen einander bekennen: so lieben und empfinden sie nicht reiner, wie wir.

„Es ist wahr, dieser geistige Umgang, diese reine Seelenliebe hat mit dem, was die Welt unter die Rubriken Freundschaft, Liebe, Geselligkeit u. s. w. nimmt, gar nichts gemein. Sie ist etwas Ungewöhnliches, und eben daher, wie du sagen wirst, etwas Romanhaftes. Sei es auch. Kein Name ehrt oder entehrt. Jeder empfindet nach seiner Art, und nennt nach seinem Sinn.

— O Therese, diese unbekannte Ottilia hat mir den Sinn und die Empfänglichkeit für den Reiz alles Bekannten genommen. Ich habe der Mädchen viele kennen gelernt, aber keines mogte einen Augenblick lang mich meiner Niegesehenen vergessen machen. Was fand ich auch überall? — Wesen, mehr Fleisch und Bein, als Geist; ihre Liebe ist, was die Phantasie in Flammen setzt und das Herz verkohlt, wenn Hymen kaum eingekehrt ist. Wesen, die nach der ersten Liebe noch aus Gefallsucht liebeln, und mehr an die Equipagen, als an das Herz des Mannes denken; Wesen, die = = =

„Die um kein Haar schlimmer und besser sind, als die Männer!“ unterbrach ihn die Landräthin: „Ich muß dir nur im Vorbeigehen be-

merken, Theodor, daß du sehr unartig bist; und daß du nicht vergessen mußt, wenn du neben der Schwester sitzest, daß du bei einem Weibe bist. Jetzt erlaub' ich dir fortzufahren."

— Ich sagte aber Wahrheit.

„Ich auch, liebes Kind. Du liebst, und liebst ein Phantasiebild, und keinen Geist. Du schwärmst; und machst eben darum keine Ausnahme von der Legion der Liebenden, die Jahr aus Jahr ein unterm Silbermond ein wenig faseln. Glaub's doch, Theodor, du bist kein Engel, so wenig als deine heilige Ottilia. Die Menschen bleiben sich ewig gleich, treiben sich alle in demselben Ring herum, den die gewaltige Natur gezeichnet hat. Was du dir einbildest, hat sich Jeder eingebildet. Jeder glaubt von sich, er sei kein Gewöhnlicher; nur er mache die große Ausnahme; nur bei ihm sei alles anders. Wir irren allesammt, nur jeder irret anders. — Aber was ich dir da predige, verstehst du nicht einmal, Herr Philosoph. Dazu müßtest du Ehemann sein."

— Auch du verstehst mich nicht. Denke, wie du willst, nur ich kenne Ottilien. Du sollst ihre Briefe lesen; du wirst anders urtheilen lernen. Meinst du, ich werde Ottilien weniger lieben, selbst wenn sie sich verheirathete? — meinst du, ich werde ihr untreu, wenn ich heut mit einer Andern vor den Altar trete?

„Ich meine, ihr schwärmet beide. Schwärmerei ist eine Gluth, die sich selbst verzehren muß, die aber der Regen nur anfrischt, der Wind nur anbläset. Und ihr habt beide nie ein Gelüst empfunden, euch zu sehen?“

— Ich machte die Reise in's nördliche Europa. Wir blieben im Briefwechsel. Wir waren schon damals die innigsten Freunde. Hier ist die Abschrift meines Briefes, worin ich ihr die Abreise ankündigte.

6.

Theodor holte den Brief. „Aber er ist zu lang; ich lese dir nur das Wesentlichste daraus, damit du den Geist unserer Freundschaft erkennest.“

— — „So nehm' ich zu der weiten und langwierigen Reise keinen Abschied von Ihnen, liebe Ottilia. Warum Abschied, da ich Sie nicht verlasse? Wir trennen uns nicht, da wir nie beisammen waren. Ob dreissig, ob tausend Stunden, ob ein Bach, ob ein Weltmeer zwischen unsern Personen fliessen, unsere Seelen bleiben sich gleich nahe. Nur den Tausch unserer Gedanken, unserer Empfindungen im Briefwechsel wird die Entfernung erschweren. Wir verlieren etwas, aber nicht alles. Wir sind dennoch gewiß, daß unsere Geister unaufhörlich beisammen sind; und

das Wichtigste, was sie einander durch todte Zeichen im Briefe deuten können, flüstern sich beide unmittelbar und immer: ich liebe dich!

„Ja, Ottilia, du wunderbares Mädchen, ich liebe dich. — Ach, lassen Sie mich doch das einfache trauliche Du wählen, wenn ich zu Ihnen rede. Zum Sie gehören wenigstens zwei Dinge, weil es eine Mehrheit anspricht. Das Du wendet sich nur an ein Einiges. Ich kenne Sie nicht, denn ich habe die Hülle nicht gesehen, die dich, du holde Seele Ottiliens, umschließt. Ich kann nicht Sie lieben, ich meine nur dich.

„Während ich mich von Ihnen entferne, kette ich mich enger an dich. Ja, Ottilia, sei wer du willst, bleibe nur wie du mir erschienst. Mir ist's, als ruf' es eine weissagende Stimme, einst werd' ich Sie sehen! — wir werden uns sehen! O, geliebte Ottilia, ich zittere vor dem Augenblick. Fast wünsch' ich, daß wir uns nie erblickten. Ottilia, wir sind Menschen. Bis jetzt waren wir glücklich durch einander; aber wehe, wenn uns unsere Aussenseite nicht gefiele! Wenn uns unwillkührlich die Einbildung betrogen hätte, und wir in unsern Personen etwas fänden, was unsern Vorstellungen nicht entspräche. Ottilia, so zerreissen wir selbst unser Glück.

„Wir lieben uns. Wir sind einander verwandt und vertraut, wie Bruder und Schwester

Wir kennen die geheimsten von unsern Empfindungen. Wir erscheinen uns gegenseitig, ohne Schleier, ohne Kunst, ohne Hehl. — Denke dir, Ottilia, wenn wir nun das erstemal persönlich zusammentreffen, wie dann? — Wir haben uns nie gesehen, wir sind plötzlich Fremdlinge gegen einander. Ich werd' es nicht wagen, der unbekannten Gestalt, in der die schöne Seele wohnen soll, die ich liebe, die mich liebt, nahe zu treten. Das trauliche Du, welches unbefangen der Feder entrinnt, wird auf den Lippen ersterben. Es wird ein anderes sein, um Berührung der Hände, als um Berührung der Seelen.

„Ottilia, wenn wir uns jemals persönlich kennen lernen — es wird uns sein, wie verstorbenen Lieben, deren Geister in einer andern Welt unter andern Hüllen sich begegnen. Wir werden uns finden, und nicht erkennen. Spricht aus diesem Munde die Seele, die ich sonst liebte? werd' ich fragen. Wird sie, die mich liebt und kennt, unter meiner Hülle mich wieder finden, wie ich ihr vorher war?

„Gewiß, Ottilia, unser Schicksal, wenn wir es in Verhältniß zu dem aller andern stellen, die sich liebten, ist seltsam. Wir, zärtlich und treu, scheuen mit Recht den Augenblick, welchen alle Andere mit Sehnsucht rufen. Wir sind Geister, die sich zusammenfanden, und zittern, daß

sie Körper tragen. — Ottilia, ich mag nicht mehr daran denken — ich werde nur wehmüthig!“

Theodore schwieg. Therese lächelte ihn an und sagte: „Eure Seelenliebe ist eine ganz allerliebste Narrheit. — Und wie nahm der Geist Ottiliens deine Abreise auf? Wurd' er nicht ein wenig böse?“

— Ich müßte dir da unsere ganze, weitschichtige Korrespondenz vorlesen. Die Zeit ist zu kurz, Schwester. Ich wills dir mit einem Wort sagen, ich will nun hin. Ich will nach Grauenburg. Ich will Ottilien sehen. Sie weiß nicht, daß ich zurück bin. Sie soll's nicht wissen. Sie wird mich sehen, ohne mich zu kennen. Ich nehme einen falschen Namen an. Ihre Briefe, die sie noch immer nach Kopenhagen an mich schreibt, laufen nicht weiter, als nach L**, an meinen Freund Müller, der sie mir zuschickt, wie er ihr die meinigen sendet, die ich noch immer aus Kopenhagen datire.

„Ich merke, eure beiden unschuldigen Geister verstehen sich auch auf Intrigue. Aber, mein Herr, so weit sind wir noch nicht, wie du glaubst. Du hast mich zu Rathe gezogen über deine geistigen Abentheuer. Ich verlange jetzt auch gehört zu werden, und daß du keinen Schritt ohne mein Vorwissen machst. Du bist in meiner Gewalt. Du hast mir die Adresse deiner Ueberirdischen ge-

geben, du weißt, ich bin boshaft, und kann Briefe schreiben."

— Willst du meine Verrätherin werden?

„Du hast das Schicksal aller Großen. Lassen sie sich nicht mehr rathen, so müssen sie sich verrathen lassen. Ich will dir treulich beistehen. Aber geh langsam, um sicher zu gehen. — Das Glück deiner Tage hängt an dem, was du zu thun eilst. Du liebst kein Mädchen, du liebst dein selbst geschaffenes Phantom. Du ehrliche Haut kennst uns Weiber nicht. Unser Herz muß etwas zu tändeln haben, das ist Bedürfniß. Deine ätherische Ottilia ist gewiß daheim ein ganz anderes Ding, als in den Briefen, worin man schreiben und ausstreichen kann. Das himmlische Wesen, das dich mit göttlichem Feuer erwärmt, ißt und trinkt zu Hause, wie wir andere Menschenkinder, und denkt endlich auch ans Heirathen, an den Spiegel, an das Alter, an — — — —"

— Ich bitte dich um Gotteswillen, Therese, ich bitte dich — — ich laufe davon.

„Aber glaubst du auch im Ernst, daß die gute Wangen aus Luft und Licht zusammengewebt ist? Mein Gott, warum soll denn ein Mädchen nicht ans Heirathen denken? Es ist ja so menschlich! — wir wollen nicht zanken. Ich bin aus mehr als einer Ursache neugierig, wie Ottilia die Nachricht von deiner Abreise aufgenommen habe. — Lies mir

wenigstens aus ihrem Brief vor, was sie über den Punkt sagt."

Theodor nahm gehorsam das Portefeuille, aber machte ein finsteres Gesicht.

Er las wie folgt:

„— — Sie gehen auf Reisen, ein, zwei, drei Jahre. Mein lieber Freund, so wird unser kleiner Briefwechsel sehr ins Stocken gerathen. Ich darf dagegen nichts sagen; wenn ich aber dürfte, ich würde es nicht. Gewöhnt ist mein Herz zum Entbehren. Ach, lieber Freund, könnt' ich doch nur Alles entbehren, hätt' ich doch Nichts, wär' ich doch, wo mein guter Vater ist!

„Ich bin ein armes Geschöpf, und habe doch noch zuviel! ich möchte mich von Allem losmachen in dieser Welt, denn Alles steht mir da, mich anzulocken gewaltig, und dann mich zu verwunden. Ich habe nicht mehr Muth genug, etwas lieb zu gewinnen, weil ich nicht Muth genug hätte, es zu verlieren. Ich werde betrogen, oder täusche mich selbst. Das ist mein Loos.

„Reisen Sie glücklich. Sie werden glücklich sein. Ich bete für Sie. Es ist ein Gott. — O mein Freund, Sie waren der Engel, der mich aus der Finsterniß gerissen. Sie haben ihr Werk vollendet. Ihre Briefe waren reich an Trost und Lehren. Sie bleiben mir derselbe, der Sie mir in meinem verdämmernden Wahnsinn erschienen.

Mein Geist lehnt sich müde und schwesterlich an den Ihrigen. Was kümmerts mich auch, wer Sie sind? Schreiben Sie mir ferner, oder nicht — ich weiß doch, daß Sie mein nicht vergessen, und weiß, daß Sie mich noch in Ihrer Todesstunde lieben müssen, weil kein Grund vorhanden ist, daß ich Ihnen gleichgültig werden könnte. — Ich werde Ihre Briefe lesen, die ich habe, und dann träumend in die letzten Stunden meines Wahnsinns zurücksinken, — o wie war mir so wohl da!

„Ob wir uns beide auf Erden sehen, oder nicht sehen, ist wohl doch am Ende sehr einerlei. Wenn wir fern von einander sterben, ohne unsere Personen gesehen zu haben, ist das ein Verlust? — Zwei Seelen im unermeßlichen Weltall begegneten sich, liebten sich, gaben sich ihres Daseins Zeichen, verloren die schöne Macht der Mittheilung, und lieben getrennt fort, ohne von einander zu wissen.

„Es ist besser so. — Sie sind mir jetzt Alles; Sie würden mir nur weniger werden, wenn Sie mehr, als dies sein wollten. Wenn Sie sich einst vermählen, zeigen Sie Ihrer Gemahlin meine Briefe, sie wird auf mich nie eifersüchtig werden.

„Reisen Sie glücklich! — Ich bleibe dir ewig. Es ist ein Gott. Ganz vergehen wir nicht. Erlösch' ich hier, anderswo glänz' ich wieder — und könnt' ich, o Theodor, ewig dir!

„Da sitz' ich weinend. Warum bin ich so

wehmüthig? Nur ein Bedürfniß hab' ich; es ist, immer an dich zu denken. Das kann mir ja niemand rauben. Wenn ich dich nicht mehr denken kann, dann bin ich selbst nicht mehr.

Ottilia W."

7.

„Und wie spann sich der Faden weiter?" fragte die Schwester den Bruder.

— Sehr natürlich. Wir schrieben einander oft. Wir wurden uns immer unentbehrlicher. Nur Ottilia bewies mehr Stärke, als ich. Da ich wiederholt ihr Bildniß forderte, sandte sie mir's endlich nach jahrelangem Weigern. Ich wagte nicht, ihr das meinige anzubieten. Sie selbst erklärte, sie wolle mein Bildniß nicht sehen, selbst nicht meinen Schattenriß.

— Inzwischen blieb mir's kein Geheimniß, daß ich ihr immer theurer ward. Mit der Zeit ist sie heller und froher worden. Die Erinnerung an den Tod ihres Vaters betrübt sie weniger. Und doch zittert sie vor meiner Heimkunft. „Ich beschwöre Sie, Theodor," sagt sie in einem ihrer letztern Briefe, „denken Sie nicht daran, mich zu sehen. Muthig und grausam werden Sie unser Elysium mit eigener Hand zerstören, sobald Sie persönliche Bekanntschaft mit mir machen. Wir

können nur glücklich bleiben, wenn wir bleiben, wie wir sind.“ So ist jetzt unser Verhältniß. Darum ließ ich ihr die Vorstellung, ich sei noch in Kopenhagen. Ich will sie sehen in Grauenburg, ohne mich ihr zu erkennen zu geben. Dann entscheide der Zufall.

„Wahrhaftig,“ sagte Therese lachend, „solch' einen Roman ist's der Mühe werth zu spielen. Ich begreife das Mädchen nicht. Auch muß ich sehr zweifeln, daß ihr beide glücklich sein werdet. Jeder von euch täuschte sich selbst und den andern. Eure Erwartungen, eure Vorstellungen sind allzugespannt. Ihr werdet in einander ein Paar liebe Alltagsmenschen erblicken, und jeder wird sich dann über sich selbst ärgern. Wir wollen es uns doch nicht verhehlen, wir sind bei aller Seelenschönheit doch immer arme Kreaturen von Fleisch und Bein. Ich wette, vor deiner Phantasie blüht ein frisches, liebliches Mädchen in Rosenglanz. Wie, wenn du in deiner Ottilia nun ein sieches, blaßgelbes, nervenschwaches Frauenzimmer fändest, gewandter am Schreibtisch, als in der Wirthschaft — du würdest den Engel segnen und heimgehen. Sei mir nicht böse. Ich liebe dich zu sehr, als daß ich dich nicht wenigstens vorbereiten sollte, der Grille minder anzuhängen, falls du diesmal übel geträumt haben solltest. Und wahrlich, Theodor, sie muß selbst nichts Gutes ahnen. Umsonst ver-

bittet sie nicht die persönliche Bekanntschaft. Mädchen sind Mädchen, und in gewissen Sachen sonst ausnehmend neugierig. Ich halte dir übrigens Wort. In vierzehn Tagen geh' ich mit meinem Mann in die Residenz zurück, du begleitest uns. Damit du nicht entdeckt wirst durch Zufall, nimmst du einen andern Namen an. Wir können in der Residenz leicht Nachrichten von Grauenburg einziehen, und nehmen da unsere Maasregeln. Bist du's zufrieden?"

— Ich bin's.

8.

„Wahrlich, Mama," sagte Therese zur Frau Stoben, „es bleibt uns kein anderes Mittel, als unserm Theodor eine Frau zu geben."

— Eben das ist's, mein Kind! antwortete die zärtliche Mutter: aber die isländischen Briefe vergiß nicht!

„Freilich. Gerade dieser Briefe willen, die ihn am Ende unglücklich machen, müssen wir ihn so bald als möglich in angenehme Zerstreuungen bringen. Daran fehlt's in der Residenz nicht. Er soll auf einen oder zwei Monate mit mir. Ich denke, wir bannen dort seine seltsamen Grillen, und den Reisegeist."

— Ach, mein Kind, wenn du das könntest!

Sobald Frau Stoben in Theodors Reise nach der Residenz gewilligt hatte, eilte Therese zu ihrem Gemahl. Sie weihte ihn ohne Bedenklichkeit in Theodors Geheimniß ein. Der Landrath wußte anfangs kaum, was er zu der abentheuerlichen Liebschaft seines Schwagers sagen sollte, dessen Verstand er sonst schätzte; hatte übrigens nichts gegen den Plan, den guten Theodor inkognito nach Grauenburg zu schicken, um sein Heil zu versuchen, falls die über Ottilien in der Residenz eingezogenen Berichte ihn nicht zurückschrecken möchten.

Vierzehn Tage verflogen. Amos mußte einpacken.

„Ei, mein Herr," rief er, „nur nicht nach Island! Die Briefe sind hier wohlfeiler, die Luft ist milder. Lebendig bringen Sie mich diesmal nicht aus Lappland zurück."

— So weit soll's nicht gehen! entgegnete Theodor: Ich begleite meinen Schwager. Nur eins bind' ich dir auf die Seele, Amos. Du darfst Niemandem sagen in Zukunft, daß wir eine so weite Reise gemacht. Du darfst Niemandem sagen, wer ich sei. Du gibst mich für einen weitläuftigen Verwandten vom Herrn Landrath Kulm aus, und nennst mich Ludwig Hohenheim. Dabei bleibt's, so lange ich meinen Befehl nicht zurückziehe.

Amos sah seinen Herrn verlegen an. Man setzte sich in den Wagen. Nach einigen Tagen befanden sich, mit Ausnahme der Frau Stoben, unsere Freunde in der Residenz, wo der Landrath Kulm sehr geschmackvoll eingewohnt war.

9.

Beinahe drei Wochen verflogen in der Residenz, ohne daß Theodor, oder Ludwig ans Weiterreisen dachte. Es waren da so viele Besuche zu geben und zu empfangen; Bälle und Gastmähler wechselten unaufhörlich; die Gesellschaften waren so mannichfaltig uud dennoch so ausgewählt. Es herrschte in ihnen ein Ton von zarter Traulichkeit, wie in engen Familienkreisen. Nicht Ball und Mahl, sondern die Menschen selbst waren das Angenehmste. Man berechnete die Tage, wo man sich wieder haben konnte. Die Freude des geselligen Lebens war nicht Hauptsache, sondern nur Erholung unter ihnen; sie ermüdete daher nie, sondern erquickte nur.

Dies hatte Ludwig Hohenheim nicht von der Residenz erwartet. Er war bald in allen Zirkeln seiner Schwester heimathlich; bald eins ihrer bedeutendsten Glieder. Kenntniß mit vieler Bescheidenheit, Anmuth und Güte mit großer Anspruchslosigkeit, machten ihn schnell zum Liebling Aller. — Er fühlte sich glücklich, und doch — —

„Was hast du auch, Närrchen?" fragte ihn einst seine Schwester, da sie mit ihm allein war, denn öffentlich duzte sie ihn nie: „Was murrst du? Was fehlt dir, du unzufriedenes Herz? Gefällts dir nicht mehr bei uns? — Finde dich doch einmal in dir selbst."

— Das ists eigentlich, was mir fehlt.

„Mein Mann hat Nachrichten von seinem Korrespondenten in Grauenburg."

— Was schreibt er?

„Du kannst dir den Brief selbst geben lassen. Ottiliens Geist ist nach Leipzig gereist, und man weiß nicht, wann er zurückkehrt. Es steht auch darin von ihren Verhältnissen mit einem sächsischen Offizier; man behauptet, sie sei jetzt mit ihm verlobt. Indessen rath' ich dir doch, sobald du ihre Rückkunft erfahren wirst, nach Grauenburg zu gehen."

— Sie ist gewiß nicht verlobt.

„Ich habe den Brief nicht gelesen. Mein Mann sprach mir davon. Aber Geduld!"

Therese flog davon und brachte nach einer Weile den Brief. Sie fand ihren Bruder auf dem Sessel in melancholischer Stimmung sitzend, die Arme verschränkt, das Haupt auf die Brust herabgesunken.

„Gute Botschaft!" rief Therese: „Ottilia wird in wenigen Wochen hierherkommen in die

Residenz, weitläufige Verwandte zu besuchen; und erst von hier auf Grauenburg gehen. Da, lies nur selbst.“

Ludwig Hohenheim nahm den Brief und lezte ihn ungelesen auf den Tisch.

„Ist dir auch das nicht gelegen? — Du fängst an mir lange Weile zu machen, mit deiner Laune.“

— Ach, Schwester, sei nicht böse. Wahrlich, ich fühl's, ich bin ein Thor. Aber laß mich, ich bitte dich, ungestört. Ich will Ottilien erwarten, will sie sehen — aber ich bitte dich, rede mir nicht von ihr mehr. Könnte sie nach so viel heiligen Schwüren ewiger Treue . . .

„Schwärmer! soll sie deinetwegen ins Kloster gehen?“

— Und ich kanns nicht glauben. Sie liebt mich. Sie verläßt mich nicht! Und könnte sie es — o bei Gott, ich würde keinem Weibe mehr trauen.

„Auch mir nicht, Herr Bruder? Und ich bin Weib in vollem Sinn des Worts.“

— Du quälst mich.

„Auch der schönen, jungen Wittwe, der Frau von Saar nicht? — Ah, du wirst roth. Ludwig, Ludwig! hüte dich vor dir selbst, und schmäle nicht Andere.“

— Was träumst du auch?

„Nein, geträumt hat mir's eben nicht, daß ihr beide gern neckt, oder . . .“

— Du bist irre.

„Oder gilts eigentlich ihrer Cousine Fridoline Bernek? Wär' ich Mann, die Wahl unter beiden würde mir schwer sein. Fridoline tanzt wie ein Engel, und ich glaube zuletzt, sie tanzt mit Niemandem lieber, als mit dir."

— Aber du bist unerträglich!

„So wie du gestern Abend. War's auch artig, daß du mir nicht Wort hieltest, und Fridolinen zur Angloise führtest, zu der du mich gewählt hattest?"

— Aber —

„Aber freilich, sie schielte nach dir herüber, du nach ihr, und da vergißt man sich zuweilen. Nein, mein Herr, eine kleine Züchtigung hast du verdient. Ich will's dir aber verzeihen, wenn du heut den Fehler bei der Frau von Saar wieder gut machen willst."

— Ich gehe nicht hin.

„Ei, das wäre schön. Sie zählt auf dich. Sie erwartet dich schon Nachmittags zum Thee im Garten. Wir andern, wir kommen später. Aber nimm dich in Acht! Sie ist liebenswürdig, und da hilft dir alle Geisterschönheit deiner unsichtbaren Ottilia nichts."

10.

Ludwig Hohenheim war verlegener, als seine Schwester wußte. Er verwünschte, jemals in die Residenz gekommen zu sein, und doch wär' er lieber gestorben, als daß er in die Einsamkeit zur Mutter zurückgekehrt wäre. Er machte Ottilien in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe, und doch war ihm ihre Untreue nicht ganz bitter. Er verlor sich in einem ihm bisher unbekannten Labyrinth von Vorstellungen. Seit Ottiliens Bekanntschaft hatte dieser Name allein sein Herz erfüllt. Drei Jahre lang war er der lieben Heiligen treu geblieben. Ach, es war auch so leicht, unter den Schönheiten von Finn- und Lappland! Und jetzt, bei seiner Heimkunft ins liebe Mutterland, jetzt auf dem Wege, sie zu überraschen, sich an ihr treues, edles Herz zu werfen — jetzt . . . entwickelte der Zufall, oder die Nothwendigkeit, Wünsche in seiner Brust, die ihn nicht schlummern liessen.

Er suchte sich zu zerstreuen, — vergebens las er Ottiliens zärtliche Blätter — das bleichende Gestirn dieses holden Wesens war im Untergehen; keine Kunst hielt es fest. Ein anderer Stern leuchtete und regierte seine innere Welt.

Therese hatte ihn häuslicher Geschäfte willen verlassen. Er warf sich in den Ottoman. Er verhüllte sein Angesicht. Ihm ward's, als schwebe

Ottiliens Geist vor ihm. Er hörte ihre rührende Klage flüstern: „ich möchte mich von Allem losmachen in dieser Welt, denn alles steht nur da, mich anzulocken, gewaltig, und dann mich zu verwunden!"

Nach einer Weile erinnerte er sich des Briefs von Kulms Korrespondenten in Grauenburg. Er ergriff ihn hastig. Er enthielt nichts Bedeutendes. Erst am Schlusse kam die Rede auf Ottilien, in wenigen Zeilen:

„Ew. Wohlgeboren in Betreff der Demoiselle Wangen zu dienen, habe die Ehre zu melden, daß mir dieselbe nicht absonderlich und speziell bekannt ist. Sie gehört zu den gelehrten Frauenzimmern; Ew. Wohlgeboren verstehen mich. Dermalen ist dieselbe annoch in Leipzig, wohin sie von einem ihrer Verwandten, einem ehemaligen Obrist in churfürstl. sächsischen Diensten, berufen worden. In einigen Wochen wird sie zum Besuch ihrer Verwandten in Dero Wohnort kommen. Ich werde Denenselben noch nähere Auskunft darüber mit nächstem ertheilen."

Also kein Wort von Verlobung, von Untreue! das war boshaft von Theresen.

„Sie liebt mich! Sie ist mir treu!" seufzte Ludwig und ging langsam durchs Zimmer.

„Und was will der elende Mensch damit sagen: ein gelehrtes Frauenzimmer! — Ist denn

das Weib verdammt, die erste Magd im Hause zu sein? Wer darf dem unterdrückten Geschlechte Grenzen zeichnen, wie weit ihm geistige Bildung erlaubt sei? So wenig es des Mannes einziger Beruf auf Erden ist, im Schurzfell oder Chorrock, mit dem Pfluge oder der Feder tägliches Brod zu gewinnen, so wenig ist es des Weibes einziger Beruf, den Männern, als Mädchen, zur Puppe, als Gattin zur Kinderwärterin zu dienen. Des Weibes Geist spricht Gott und die Ewigkeit an, wie der Geist des Mannes — warum soll er sich nicht erheben, wenn er seine Schwingen frei fühlt? — Aber es ist ein erbärmliches Ding um den Menschenpöbel. — Die gute Ottilia! — Eine arme, verwaisete Blume steht sie da unter den Distelköpfen, ungesehen und verkannt blüht sie hin unterm Unkraut, ach! und wird mit ihm zertreten!"

Indem der liebe Ludwig so die Phrase des Grauenburger Korrespondenten rezensirte, trat ein Bursch ins Zimmer mit einem leicht umwickelten Päckchen.

„Der Maler schickt die Portraits an die Frau Landräthin zurück!" sagte er, und empfahl sich.

Es waren einige Miniaturgemälde. Erst die Frau von Saar, herrlich getroffen, voller Seele, verführerisch, ganz wie sie; und dann Theresen, die Schwester, und dann — und dann — —

Er erstarrte — er hob es empor, glühend, zit-

ternd — seine Augen wurden feucht — er schwankte, taumelte zum Ottoman, sank mit dem brennenden Antlitz gegen den Polster, und — das unglückliche Bild zufällig an seine heißen Lippen.

Ein Kuß — so dem kühlen Glase gegeben — war verzeihlich. Er wußte es kaum, er wollte es nicht. Sein Herz schlug heftig, wie bei einer Sünde. Ottilia, dein Freund wankt!

Die Landräthin trat in dem Augenblick herein. Ludwig wußte es nicht, hörte sie nicht. Sie glaubte, er schliefe, so leblos lag er da. — Sie klopfte ihm auf die Achsel. Ludwig erschrack. Sie hatte die zwei andern Gemälde vom Tisch genommen. „Was ist dir?" fragte sie und erstaunte ob seinen verwilderten Mienen.

„Mir ist gar nicht wohl!" stammelte er.

— Und doch in so guter Gesellschaft. Hast du die Portraits betrachtet? —

„Nein!"

— Aber das dritte. Wo ist Fridoline Bernek? Hat es der Bursch vergessen? —

„Nimm's!" — Er zog es unter seinem Arm vor, und reichte es ihr, mit abgewandten Augen.

— Zum Sprechen ist sie's, die Fridoline. Unter uns gesagt, deine schmachtende Ottilia, mit ihren goldgelben Locken, die ihren Kopf wie Heiligenschein umweben, kömmt doch dieser lieb-

lichen Sünderin mit dem kastanienbraunen Haar nicht gleich.

Ludwig sprang auf. Die Schwester hielt ihn. „Halt, es war so böse nicht gemeint. Verstehst du keinen Scherz mehr? — Gib mir auf der Stelle einen Kuß!“

Er küßte sie.

„Wähle nun!“ sagte sie, und hielt ihm die Bildnisse der Frau von Saar und Fridolinen hin: „Eine von diesen will ich dir geben.“

Ludwig schüttelte lächelnd den Kopf. „Keine!“ sagte er, und verließ das Zimmer gählings.

11.

Es war ein lauer Junius-Abend, die Sonne nahe dem Untergehen.

Als Ludwig in den Gartensaal der Frau von Saar trat, fand er schon Gesellschaft beisammen. Man las am Thee; die Unterhaltung gaukelte unstät über alles Schöne und Bittere des Lebens hin; Ludwig mischte unbefangen seine Einfälle dazu. Aber seiner Laune sanken allgemach unwillkührlich die Flügel. Er wußte nicht warum? — aber wir wissen es. Unter den schönen Männer- und Weibergestalten mangelte die reizendste; Fridoline Bernek fehlte.

Keiner der Gesellschaft vermißte sie. Ein ältlicher Herr verfiel zuerst darauf, von ihr zu reden.

„Wo sie auch sein mag?“ fragte ein anderer.

— Sie geht mit dem Herrn von Thau im Garten! — erwiederte Frau von Saar.

„Ein liebenswürdiger, junger Mann,“ setzte eine Dame hinzu, die am Spieltisch saß.

— Er hat sich auf seinen Reisen sehr vortheilhaft ausgebildet, bemerkte der ältliche Herr: lassen Sie sich von seinen Gefahren erzählen, die er in Paris bestanden. Er war unter Robespierre dort. Er sah Charlotte Corday fallen. Man kann ihn nicht ohne Entsetzen und Wehmuth erzählen hören.

„Wie spricht er von der Corday?“ fragte eine Blondine.

— Beinahe mit Begeisterung! versetzte der Herr: Und wahrlich, ihr Heldenmuth verdient Bewunderung. Sie ging ihr Vaterland zu erlösen von einem Ungeheuer, und freute sich des Römertodes. Ich kenne alle die Vorwürfe, die tadelnden Bemerkungen, so der That des edeln Mädchens gemacht wurden, aber die Menschheit wird ihren Namen wie ein Heiligthum bewahren.

Der alte Herr gerieth unvermerkt in Wärme. Sein Feuer entzündete die ganze Gesellschaft. Es erhob sich eine furchtbare Opposition, an deren Spitze die Frau von Saar stand. Nur Ludwig blieb ohne Theilnahme. Er stellte sich mit finsterm

Blick und verschränkten Armen zum Zirkel der Streitenden und hörte nichts.

„Also mit Herrn von Thau geht sie? und er ist liebenswürdig!“ dachte er: „Und doch weiß sie, daß ich kommen würde — und sie selbst mahnte mich noch, nicht auszubleiben, und keine andere Einladung zu wählen. Und geht mit ihm! — und während des Tanzes, wie sie da bebte, und mir schüchtern in's Auge sah — und wenn sie stumm vor mir stand, und dann zu ihren Gespielen eilte, und während des Plauderns und Lächelns doch wieder flüchtig zu mir herüber sah — mein Gott, das alles ist nur Gefallsucht, nichts als das? — O, Unschuld, welchen Blick und welchen Ton mußt du nun wählen, wenn Koketten dich verrathen in deiner Gestalt? — Nein, Kokette ist sie nicht — Was ist, denn Böses, mit ihm durch den Garten zu gehen?“

Ludwig hatte bei diesem Selbstgespräch der Gesellschaft den Rücken gekehrt, und stand an der Thür, die in den Garten führte.

„Aber sie scheint sich doch bei ihm nicht zu langweilen. Mag sie! Wahrhaftig, ich will das traute Pärchen nicht stören. Ich käme vielleicht sehr im ungelegenen Augenblick.“

Bei diesen Worten, die freilich nur gedacht wurden, stand Herr Ludwig Hohenheim im Gar-

ten, und ging sehr ehrbar den Weg hinab, zwischen Blumen und Fruchtbäumen.

„Was interessirt sie mich auch? Es fehlt mir wahrhaftig noch, ihr nachzuschleichen, wie ein eifersüchtiger Ehemann! — Nein, liebeln Sie, Mademoiselle, mit wem Sie wollen, das gilt mir wohl sehr gleich."

Hier drehte er sich seitwärts gegen die dunkeln Laubgänge am Spalier, und sah beiläufig rechts und links nach — den Blumen.

Er blieb vor einem üppigen Rosenbusch stehen. Er brach eine der aufgeknospeten Rosen, in deren halboffenem Busen der helle Karmin glühte.

„Sehr schön! ich will sie der Frau von Saar bringen. Es wird sich ein Moment finden, daß Demoiselle Bernek Augenzeuge davon sein kann. Wenigstens wird sie fühlen, daß sie meinem Herzen bei weitem so nahe nicht ist, als sie vielleicht glaubt."

Er gerieth jetzt in eine anmuthige Wildniß, nach englischem Geschack angelegt. Er folgte dem kleinen schmalen Pfad durch's Gebüsch gegen ein hohes Felsenstück, — da saß einsam Fridoline Bernek.

12.

Und, wie sie da saß, auf dem hölzernen Bänkchen, an die Felsenwand gelehnt, umweht

vom hängenden Epheu, und den Zweigen des Fliederbaumes mit den schneeweißen Blüthenbüscheln — wer hätte der lieben Sünderin nicht alles verziehen? Nur Ludwig Hohenheim, der Unbarmherzige — ach, vielleicht dachte sie gerade an ihn! — nur er, ohne alles Gefühl — und doch war keine Spur vom Herrn von Thau zu sehen! — faßte den Entschluß, sich zu stellen, als hätte er sie nicht bemerkt, und seitwärts einen Nebenweg einzuschlagen.

Er thats, und stand — zitternd vor ihr.

Fridoline war im Ernst erschrocken; der gute Ludwig aber verstellte sich auch nicht, als er seine Entschuldigungen hinstammelte, sie gestört zu haben.

„Es ist schön hier. Ich habe mich ganz vergessen!“ sagte sie.

— Gewiß es thut mir weh, Sie vielleicht aus einer noch schönern Welt zurückgerufen zu haben.

„Ja wohl, aus einer schönern Welt! ich dachte . . .

— Sie stocken?

„An einen Freund.“

— Der Glückliche hat Ursache, mir zu zürnen.

„Man soll der Nahen nicht vergessen, um der Fernen.“

— Darf ich auch glauben, hoffen . . . daß ich zu den Nahen gehöre?

„So lange Sie nahe sein wollen.„

— Haben Sie am Wollen von mir je gezweifelt? — Aber — daß ich's beweisen könnte = = =

„Sie sind sonderbar. Wozu Beweise, wenn kein Mißtrauen Beweise fordert?“

— Kein Mißtrauen? So würden Sie mir glauben, daß ich diese Rose nur für Sie gepflückt habe?

„Ich glaub' es; glaub' Ihnen gern, und nehme den Beweis.“

Ludwig reichte ihr die Blume; sie zitterte in seiner Hand. Fridoline streckte die Hand aus, und — sah lächelnd ihrem schüchternen Freund in's Auge. Wer die Schuld hatte, ist schwer zu sagen, aber die Knospe brach vom stachlichten Stengel ab und fiel zu Boden zwischen ihnen.

Fridoline erschrack. Ludwig bog sich hinab und hob die Blume auf.

„Eine traurige Vorbedeutung!“ lächelte ihn das Mädchen an.

— Nicht doch! nehmen Sie nur die Rose, ich will die Dornen für mich behalten.

„Freunde sollen redlicher theilen.“

— Auch das! wenn mich die Dornen verwunden, wolle Sie mich heilen? —

Fridoline blieb die Antwort schuldig. Sie legte ihren Arm in den seinen. Beide gingen schweigend gegen das Gebüsch zurück, das an die

Laubengänge rührte. — Der Weg, sonst kurz, war jetzt zu weit. Sie ruhten oft.

Und wenn sie unter den Gebüschen standen, verloren sich ihre Blicke in einander. Die Espen und die Hangebirken flüsterten vertraulich über ihnen im Abendhauch; nur sie beide blieben sprachlos und flüsterten sich nichts. Aber Ludwigs Augen sagten stillklagend: Ich bin schon verwundet von den Dornen; willst du mich heilen? Und Fridolins Auge sprach: Betrüger, ich habe nicht die Rose nur empfangen, du gabst mir auch die Dornen.

Sie gingen weiter. Aber es war kein Gehen, es war ein Schweben, oder Schleichen, wenigstens kein Flug. Denn die Espen und Hangebirken flüsterten noch lange über ihnen, und sie waren doch schon lange unter ihnen hingegangen. — Sie empfanden auch keine Langeweile, ungeachtet niemand ein Wort sprach. Sie sahen sich an, und schlugen wieder die Augen nieder; ihre Seelen neigten sich zusammen. Um ihnen war kein Himmel, keine Erde, nichts nahe, nichts fern im Raum; für sie hatte die Zeit keine Zukunft, keine Vergangenheit. Arm in Arm geschlungen, mit gehemmten Seufzern schwebten sie durch's Gebüsch. So schweben die seligen Schatten unter den Palmen Elysiums.

Als sie zu dem Rosenstrauch kamen, ruhten sie abermals. Ludwig wollte ihr sagen: „Hier war's,

hier brach ich die Rose für Sie, und fühlt' ich den ersten Dornenschmerz." Fridoline wollte ihm sagen: „Ach, wie der Blüthen so wenige, und der Dornen so viele! Und wenn jene entblättert auf die mütterliche Erde zurücksinken, dann bleiben nur die Dornen, und sie dauern immer, und überleben alle Freuden!"

Ihr schönes Haupt neigte sich schwermüthig; ein Seufzer zitterte über ihre Lippen. Ludwig wollte eine frische Rose nehmen, und nahm Fridolinens Hand. Er bebte, als habe er Hochverrath begangen. Aber ein leiser Druck der zarten Hand verkündete ihm Gnade. Er bog sich herab und küßte mit Inbrunst die Hand.

Da war's ihnen, als blühe der Rosenbusch schöner; sie sahen und fühlten keine Dornen mehr. Ueber ihnen brannte der Abendhimmel, und die Zweige aller Bäume, das Laub aller Stauden und Blumen glühte röthlich. Der weite Horizont, mit Rosen bedeckt, schien sie der Erde zurückzuwerfen, um die Stunde eines glücklichen Menschenpaares zu feiern.

Sie gingen langsam zur Gesellschaft zurück. Wie gern hätten sie sich einsam in der Welt sehen mögen!

„Fridoline!" flüsterte ihr leise Ludwig in's Ohr. — Sie antwortete nicht. Ihr Arm umrankte aber dichter den seinigen; der trauliche Name, von seinen Lippen, goß neue Gluth in

ihr bewegtes Herz. Und immer tönte es vor ihrem Ohr: Fridoline!

Als sie vor der Thür des Gartensaals standen, scholl plötzlich eine mächtige Stimme hinter ihnen her: „Herr Hohenheim! Herr Hohenheim! ein Brief aus Island! ein Brief aus Island!“

Ludwig erschrack. Amos kam odemlos durch den Garten, den Brief emporgeschwungen. Ludwig ging ihm entgegen. „Narr, was treibst du für einen Lärmen?“ —

„Aber sehen Sie doch nur, mein Herr, er kömmt ja direkt aus Island, sehen Sie doch nur.“

13.

Er erkannte Ottiliens Handschrift und Siegel. Unglücklicher hätte der Brief seine Stunde nicht wählen können. Ludwig ward blaß und entfernte sich schnell.

Fridoline war stehen geblieben. — „Von Island?“ fragte sie den ehrlichen Amos, der betroffen seinem Herrn nachsah, dessen Entfärbung er wahrgenommen.

„Ja Mamsell, er kommt allerdings von Island.“

— Hat Euer Herr Bekanntschaften in Island? — Es ist doch nicht in der Insel Island?

„Allerdings in der Insel.“

— Ist Euer Herr dort gewesen?

„Sein Lebtag nicht. Man muß ihm nur nicht davon reden, denn er hat noch die unbändigste Lust dahin.“

— Das glaub' ich kaum. Es ist ein wenig zu weit.

„Hm, das ist für unser eins ein Spaziergang. Wir sind wohl noch weiter gewesen.“

— Was versteht Ihr unter dem Wir?

„Mich selbst.“

— Und Seinen Herrn?

„Keineswegs.“

— Wie hat denn Sein Herr Korrespondenten in Island, wenn er nie dort gewesen?

„Hm, ja, das ist so eine Sache. Aber — mein Herr ist ein großer Gelehrter. In Island hat es an der hohen Schule auch große Gelehrte, und so schreiben sie einander. Ich weiß das. Ich bin bei einem Professor in Diensten gestanden, der schrieb sogar nach Rom und nach Venedig am adriatischen Meer.“

Amos, dem bei dem vielen Fragen der schönen Jungfrau allmälig bange ward, machte eine tiefe Verbeugung und schlich seinem Herrn nach.

Er fand ihn am entlegensten Ende des Gartens. „Erwarte mich an der Gartenthür, Amos!“ Amos ging.

Ludwig warf sich auf eine zerfallene Rasen-

bank. Es las Ottiliens Brief zum drittenmal. — Wir heben nur einige Stellen aus demselben, welche unsern Freund am meisten erschütterten.

— — „Theodor! Theodor! verzeih' es mir. Ich sehne mich nach deiner Heimkunft. Ich bin nicht die Vorige mehr. Ein Traum dieses Morgens hat alles in mir umgestaltet. Ich fühle mich, wie berauscht.

„Verachte mich nicht. Daß ich dich unaussprechlich lieb gewonnen, ist ja keine Sünde. Wie du mir immer erschienen bist, bist du ein guter, vortrefflicher Mensch, bist du besser, als ich. Was kann ich dafür, daß ich dich liebe?

„Du bist mir im Traum erschienen. Ich fand dich am Ufer deines nordischen Meers, unter den schwarzen Trümmern der Felsen, wie du sie mir in deinen Briefen malst. Am weiten Himmel zuckte das bläuliche Roth eines Nordlichts, und die Sterne schwammen im entzündeten Horizont. Ich litt an geheimer Furcht. Ich sehnte mich nach einem lebendigen Wesen. Theodor, ich habe dich gesehen. Du nahmst mich in deinen Arm. Theodor, was hab' ich da empfunden!

„Ach, spotte nicht mein. Ich bin eine Träumerin. Ich war es von Kindheit an; und war glücklicher in der Welt meines Glaubens und Wähnens, als in der wirklichen. In jener fand ich Frieden und Tugend und Liebe; in dieser

aber nur Qual, und todte Namen des Schönen, und todte Kunst.

„Komm zurück! ich will dich sehen. Soll ich sterben, ohne den Mann zu kennen, der mir so theuer ward, und mein Leben rettete? Ich will dich, wie eine Schwester lieben, sei du mein Bruder.

„Ich schaudere und empfinde es wohl. Meine Hoffnungen welken zusammen, meine Wünsche blühen aus, und tragen keine Frucht. Einsam unter den Millionen auf Erden, sehn' ich mich nach einem bessern Stern. Ich werde dich nie sehen — o mein Theodor, nie! — Mögte der Schutzengel meiner Tage die Fackel auslöschen, indem ich träume von dir. — — —“

Ludwig war ausser sich. Er weinte. Er küßte das Blatt. „Nein, Ottilia!“ rief er: „nein, du himmlische Unschuld, ich verlasse dich nicht! — ich will dich sehen — ich will dich nicht verlassen.“

Er eilte zur Gartenthür, wo Amos ihn erwartete.

„Amos, packe meinen Reisekoffer, und bestelle Postpferde. Morgen um vier Uhr reisen wir fort.“

— Morgen um vier Uhr? rief Amos, und machte ein langes Gesicht.

„Das wäre allerliebst!“ sagte die Frau Land-

räthin, die so eben mit ihrem Gemahl in den Garten trat. „Nein, Herr Hohenheim, so schnell geht's nicht.“ Und bei den Worten nahm sie seinen Arm und führte ihn zum Saal.

„Du gehorchst, Amos!“ rief Ludwig zurück.

— Du gehorchst nicht, Amos, auf meine Verantwortung! rief lachend Therese.

„Ich muß, in jedem Falle muß ich! Ich will nach Leipzig!“ rief Ludwig.

— Denken Sie nur, sagte Therese, indem sie zur Gesellschaft kam: Herr Hohenheim will uns morgen verlassen, bestellt Postpferde nach Leipzig!

Die ganze Gesellschaft lief zusammen, und umringte den armen Ludwig, und bestürmte ihn mit Bitten, zu bleiben. Nur Fridoline blieb still in der Ferne, und wagte sich nicht unter die Bittenden.

Da ward keine Liebkosung, da ward kein Drohen gespart. Jeder und Jede wußte ihm so viel Schönes zu sagen. Es ward ein Wetteifer unter allen, wer den Eigensinnigen durch schmeichelnde Beredsamkeit beugen könnte. Umsonst.

„Daran ist der isländische Brief Schuld!“ sagte die Frau von Saar bitterlächelnd: „wer weiß, von welcher geliebten Hand er gekommen?“

„Ein isländischer Brief?“ sagte Therese erstaunt: „Wie so? wann?“

„Amos hat es gesagt!“ antwortete die junge Wittwe.

Jetzt folgte ein neuer Sturm. Ludwig blieb unbeweglich; alles was er zu gestehen wußte, war, wenigstens noch nicht mit Gewißheit zu bestimmen, ob schon morgen abreisen. Alle schalten auf die isländischen Briefe. Fröhlicher Muthwille ward wieder rege. Man brach auf zum Nachtessen, um dort die Sache weiter zu verhandeln.

Jeder der Herren nahm seine Dame, um sie durch den Garten nach dem Hause zu führen. Ludwig blieb trübsinnig am Fenster stehen; Fridoline war die letzte. Er bemerkte es und bot ihr schweigend den Arm.

Und als sie der Gesellschaft folgten, machte sich Fridoline los, und drückte das Schnupftuch an ihre Augen. — Ludwig trat zu ihr. „Sie weinen?“ fragte er mit ungewisser Stimme. Sie antwortete nicht. Er wollte ihre Hand nehmen. Sie wand sich los und sagte: „Ich bitte Sie, Herr Hohenheim, lassen Sie mich.“

— Zürnen Sie mir, Liebe?

„Gewiß nicht.“

— Wollen auch Sie, daß ich nicht reise?

„Reisen Sie! — morgen — heut —“

— Und es ist Ihnen gleichgiltig?

„Nein, Sie müssen reisen. Es ist mir lieb, sehr lieb!“

— Wohlan, ich will denn, da es Ihnen so lieb ist. Ach, Fridoline, und wenn ich reise, ist nichts, was mich schmerzt, als Sie kennen gelernt zu haben. Ich bin unglücklich - - Sie ahnen meine Lage nicht - - sehr, sehr unglücklich bin ich - - ich behalte die Dornen. — Aber ich muß fort. Mein Schicksal ruft. Ich bin durch mich selbst betrogen; ein wunderbares, unseliges Spiel des Verhängnisses richtet mich zu Grunde. — Aber nur eins, Fridoline, nur eine Bitte, beurtheilen Sie mich nicht falsch! Haben Sie wenigstens in meiner Abwesenheit einige Empfindung der Freundschaft für mich.

Sie antwortete nicht.

„Sehen Sie mich an!“ fuhr er mit bittender Stimme nach einer Pause fort: „Sie sind mir nicht böse?“

Fridoline ließ die Hände von ihrem Antlitz fallen. Der Vollmond stieg in demselben Augenblick aus den schmelzenden Wolken hervor, und goß milden Glanz durch die dämmernden Bäume, Gebüsch' und Blumen, und über die schöne Gestalt Fridolinens. Wie ein stiller Engel stand sie vor ihm, mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth.

„Reisen Sie immerhin," sagte sie nach einer Weile, „sein Sie glücklich!"

— Ich bin's nun nicht.

„Und ich . . " sie wollte mehr sagen.

— Ich bleibe. Ich reise nicht! rief er mit Thränen im Auge, und hielt Fridolinen in seinem Arm.

Sie sah ihm in's Gesicht, sah seine Thränen. „Lieber Hohenheim, Sie sollen, Sie müssen reisen! Ich bitte Sie darum. Oder können Sie nicht, wollen Sie nicht: so . . ."

— Reden Sie aus, Fridoline.

„So reis' ich fort."

— Und warum wollen Sie meinen Umgang nicht? Wollen Sie nur mich nicht sehen? Hab ich Sie beleidigt?

„Nein. Doch noch eins. Es ist nun gleich. Bleiben Sie bis Sonntag Abends. Es sind bis dahin nur drei Tage. Dann verreis' auch ich. Fragen Sie nicht, warum? Sagen Sie der Gesellschaft nicht davon. Können Sie mir das versprechen?"

— Ich will.

„Und Sie bleiben bis Sonntag Abends?"

— Gewiß.

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie an sein Herz. Sie kamen zur Gesellschaft.

14.

„Ist es dein Ernst?“ fragte am folgenden Tage die Frau von Saar Fridolinen.

— Mein voller Ernst. Ich schätze den jungen Menschen. Es ist wahr, er ist angenehm im Umgang, lebhaft, witzig, alles was du willst. Aber ich könnte ihn unmöglich lieben.

„Du sprichst doch vom Ludwig Hohenheim.“

— Von ihm und von keinem andern.

„Du bist mir unerklärlich, Fridoline. Sieh, wär' ich ein Mädchen, Hohenheim böte mir seine Hand, ich ...“

— Wohlan, was das Mädchen nicht kann, ist der fünfundzwanzigjährigen Wittwe erlaubt. Er wird kaum dreißig Jahre haben.

„Aber du begreifst doch, daß er mich nicht liebt; daß du es bist, die er anbetet.“

— Du irrest dich. Und sei es auch, daß ihn die Laune angewandelt hätte, mich ein wenig zu lieben: du wirst zugeben, daß das noch nicht hinreicht, mich ihm zu überlassen? — Genug, als Freund und Gesellschafter ist mir Hohenheim willkommen; als Liebhaber wär' er mir unerträglich.

„Du schwärmst, liebes Kind. Welcher Unterschied ist denn zwischen einem Liebhaber und einem angenehmen Freund? Wahrhaftig, du wirst doch von Männern nicht erwarten, daß sie so lieblich,

so, Gott weiß, wie? sind, wie in den Romanen? — Und hast du auch in deinem Leben nur einen einzigen Roman gelesen, worin die Historie eines Ehemannes stand? Ich kenne keinen erträglichen der Art. Du mußt daraus schliessen, daß Männer, als Ehemänner, sehr bedeutungslose Wesen sind. Nur als Liebhaber interessiren sie durch die Mannigfaltigkeit ihrer Narrheiten. — Den angenehmen Freund und Gesellschafter vor der Hochzeit wirst du auch immer nach der Hochzeit wiederfinden. Der romantische Liebhaber hingegen legt sein Narrenkäppchen nieder, sobald du den Brautkranz abnimmst. Das will aber noch nicht sagen, daß der gestrenge Ehepatron nicht auch noch Narr ohne Narrenkäpchen sein könnte. Zuweilen, Gott sei bei uns, wird aus ihm ein sehr unleidlicher, fader, langweiliger Sünder."

— Sprichst du aus Erfahrung?

„Leider! mein alter Herr, Gott hab' ihn selig, war in seinem neunundfünfzigsten Jahre ein so närrischer Adonis, wie irgend einer, trotz seines Hustens. Meine Aeltern schwatzten mir viel Schönes vor, und machten mir große Erwartung. Lieber Himmel, ich war ein gutes Kind und gehorchte. Aber ach, Gott hab' ihn selig! nach der Hochzeit, da sah der alte Herr ganz anders aus. Den Husten hätt' ich ihm wohl noch verziehen, aber . . . ."

— Sei es. Du sollst in allem Recht haben. Nur verlange von mir nicht, was ich nicht kann. Und ich kann und will Hohenheim unmöglich lieben. Noch mehr, doch laß ihm nichts merken davon, ich gestehe dir, er ist mir wirklich zuwider. Ich kann ihn nicht ertragen, es wird mir weh, schonend gegen ihn zu sein. Und noch gestern Abend that ich mir alle Gewalt an.

„Du scherzest.“

— Ich habe nie ernsthafter geredet, als jetzt. Ich zeige dir zugleich an, daß ich heute nicht in's Kränzchen gehe. Vielleicht wär' er da. — Für den Sonntag Abend hab' ich's der Landräthin Kulm nicht abschlagen wollen. Ich will dem Himmel danken, daß ich ... wenn nur erst der Sonntag Abend vorüber sein wird!

„Und so hätt' ich mich wirklich betrogen?“

— Ich weiß nicht worin? Ich habe dir aber, als meiner Freundin, heilige Wahrheit gesprochen. Nur um den einzigen Gefallen bitt' ich dich, verschone mich, von Hohenheim zu reden. Ich tr te dir die Eroberung gern ab.

„Aufrichtig, liebe Fridoline, dein Herz gehört also einem Andern?“

— Ja! sieh, ich rede dir freimüthig; und jetzt von allem dem kein Wort mehr. Ich liebe, und liebe unglücklich.

„Nur eins noch. Und wenn du keinen Andern liebtest, würde Hohenheim dir dann . . .“

— Nein!

15.

Als Fridoline auf ihr Zimmer kam — sie wohnte im Hause der Frau von Saar — fand sie unter ihrem Spiegel Hohenheims Portrait, und — die verwelkte Rose, so sie von Ludwig gestern Abends erhalten hatte.

Der Muthwille ihrer Freundin erreichte den Zweck nicht. Fridoline blieb erschrocken vor dem Bilde stehen. Sie nahm es ab, und die zerfallene Rose dazu, und wankte zitternd gegen die Thür. „Soll ich denn hier schlechterdings verkuppelt werden?“ dachte sie, und die Thür flog auf und die Frau von Saar, um Fridolinen zu überraschen, trat lachend herein.

„Nimm dies!“ sagte Fridoline mit schwerer, gebrochener Stimme.

— Was ist dir? rief die Frau von Saar im Schrecken, beim Anblick Fridolinens: Du bist todtenbleich! hat dir mein Scherz . . . dir ist nicht wohl.

„Nimm dies!“ wiederholte Fridoline, und sank auf einen Sessel. Sie läutete dem Kammermädchen, und befahl frisches Wasser.

„Das hättest du mir nicht thun sollen!" sagte Fridoline.

— Mein Gott! entgegnete Frau von Saar: konnt' ich glauben, daß eine solche Antipathie, oder wie soll ich's nennen? unter euch beiden Leuten . . . es ist ja unerhört. Ihr scheint euch einander zu gefallen. Seit drei Wochen sahet ihr euch fast täglich. Ihr schient euch einander gegenseitig zu beobachten, und, während ihr euch vermiedet, zu suchen. Noch gestern . . .

„Du hast mir versprochen, nicht mehr von Hohenheim mit mir zu reden."

Die Frau von Saar verlor alle Heiterkeit. Sie ging unruhig und schweigend im Zimmer auf und nieder; sah Fridolinen mit Augen des Mitleids, wollte zu ihr reden — drehte sich wieder ab, läutete dem Kammermädchen, und befahl den Wagen, um sogleich zur Landräthin Kulm zu fahren.

Fridoline hörte den Befehl, und warf den Kopf unwillig auf die Seite. Ihr Verdacht bestätigte sich nur zu sehr, daß man darauf ausgegangen feit, zwischen ihr und Hohenheim eine Verbindung zu stiften. Erst jetzt ward ihr so manches in dem Betragen der Frau von Saar und der Landräthin deutlich. Erst jetzt begriff sie, warum man sie dem Hohenheim immer, wie durch Zufall, entgegengespielt hatte. Ihr weiblicher

Stolz empörte sich. Sie konnte kaum den Unmuth bergen. In Thränen entfesselte sich ihr gepreßtes Herz.

Die Frau von Saar ging noch immer voller Gedanken auf und ab. Eine Viertelstunde lang waren sie so beisammen, ohne daß eine von ihnen die Stille unterbrach. Der Wagen rollte herbei. Frau von Saar näherte sich Fridolinen, und nahm deren Hand in die ihrige.

„Du weinst, liebes Kind," sagte sie: „ich beklage es, dich wider Willen betrübt zu haben. Du wirst es in Zukunft einsehen, wie gut ich's mit dir meinte."

— Ich danke dir wenigstens für die gute Absicht, entgegnete Fridoline — und aller Unwille war wieder von ihr gewichen.

Frau von Saar schien sehr bewegt. Ihre Augen netzten sich. Fridolinens weiche Stimmung gaben ihr noch einmal Muth, das Wort über den verhaßten Gegenstand zu nehmen.

„Ich beschwöre dich, liebes Mädchen," rief sie in einem durchdringenden Ton, „ich beschwöre dich bei unserer schwesterlichen Freundschaft, sei redlich gegen mich. Ist's dein entschiedener Sinn? du kannst den guten Hohenheim nicht lieben?"

— Ich kann es nicht! — schluchzte Fridoline.

„Unglückliches Kind, so beklag' ich dich. Er wäre der Mann gewesen . . ."

Fridoline unterbrach sie. „Kein Wort unter uns mehr von ihm!“ Sie warf sich weinend auf das Ruhebett.

16.

Einen ähnlichen Stand hatte die Landräthin mit ihrem Bruder fast zu gleicher Stunde; sie war nicht glücklicher bei ihm, als die Frau von Saar bei Fridolinen gewesen.

„Du magst nun wollen oder nicht,“ sagte sie, „ich muß dir von Fridolinen reden. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß sie dir gefiele. Es ist ein gutes Kind. Sie weiß alle Herzen zu gewinnen. Ich wette, sie liebt dich.“

— Ich weiß das Gegentheil! rief Ludwig: Und wenn sie mich liebte, mir ist's unmöglich... ich flehe dich um alles in Welt an, laß mir Ruhe.

„Nein, Ludwig, du täuschest dich selbst. Fridoline hat gewiß so viel Geist, so viel Empfindung, als deine Ottilia; und wenn du willst, sie ist schöner als deine Unsichtbare. Sieh', ich könnte die Vergleichung weiter treiben zwischen beiden, und noch mehr, es soll geschehen — nur Geduld, ich erfahre heute noch vieles.“

— Woher?

„Von der Frau von Saar.“

— Kennt sie Ottilien? kennt sie sie?

„Sie wird Nachricht von ihr erhalten. Ottilie wird erwartet. Sie wird in unsern freundschaftlichen Zirkeln erscheinen.“

— Wohlan, Schwester, dann und nicht eher geb' ich dir entscheidende Antwort.

„Es ist umsonst. Du lebst in eiteln Einbildungen. Du erwartest einen Engel, und findest ein so gewöhnliches Mädchen, daß du mit Unwillen ihm den Rücken kehrst. Wie ist's auch möglich, daß ein Mensch von Bildung, von Menschenkenntniß und Erfahrung sich so grob betrügen kann? Wie viele Mädchen hätten sich nicht in diesen oder jenen Schriftsteller oder Dichter verlieben müssen, wenn sie Närrinnen genug gewesen wären? Man weiß ja, daß ihr Dichter nicht immer in Versen plaudert; daß eure Lippen nicht immer die Sprache der Musen tönen; daß ihr im gemeinen Leben prosaische Menschen seid, und nur Götter am Schreibtisch. Es gehört zum glücklichen Leben in der Ehe mehr, als Einbildungskraft und Geistesschwung. Gesundheit des Leibes und der Seele, helle Laune, die sich immer gleich bleibt, sanftes Ertragen der Fehler des Andern, feine Gabe, über das Einförmige des häuslichen Lebens den Zauber des Schönen, den Reiz ewiger Neuheit zu verbreiten, aus den trockenen Felsen Wasserquellen zu schlagen; Thränen

hinwegzulächeln — das ist's, was in der Ehe vonnöthen ist."

— Hört mir doch die Philosophin! — sagte Ludwig lächelnd.

„Spotte immerhin. Ich weiß, du kannst das alles besser sagen, als ich. Wenn aber der geschickte Arzt krank ist, kennt er weder sich, noch die Arznei, und er nimmt sie auch aus der Hand seines Schülers. Ich habe nicht viel gelesen; aber ich glaube die Erfahrung an Andern gemacht zu haben, daß Vielleserei Herz und Kopf verdirbt. Alle Vielleser verlieren ihr Eigenthümliches. Sie sind sich unbewußte Nachäffer ihrer Romanhelden. Sie sind in ihrem Kreise nie, was sie sein sollen, weil sie mehr sein wollen, als wir Alltagsmenschen. Kraftlos im Guten, wollen sie mit Fehlern glänzen. Sie finden die Welt schlecht, und für sich nicht gebaut, weil es darin nichts, als eines reinen Herzens und eines gesunden Mutterwitzes bedarf, um froh zu sein. Ich kenne Mädchen, die sich rothe Augen weinen wegen der Seelen-Schönheit in ihren Romanen, und sich schämen würden, auf der Straße einen übergefahrenen Bettler auf die Seite zu ziehen. Ich kenne Mütter, die süße Wiegenlieder schreiben, während ihre Kleinen in Unreinlichkeit verderben."

— Willst du nicht näher rücken?

„O ja, ich kenne Männer, die sich, aus Liebe

zum Romantischen und Sonderbaren, um Ruhe und häusliche Glückseligkeit betrügen."

— Und ich kenne Weiber, die recht artig, geistvoll und liebenswürdig sind, die dennoch beständig keifen und zanken, weil sie fordern, daß alle Schuhe über einen Leist geschlagen sein sollen, die sich gar nicht darin schicken wollen, daß man auch anders denken und empfinden könne, als sie; die jeden rechtschaffenen Mann für einen Romanhelden halten, der nicht das A B C hersagt, wie sie es gelernt haben.

„Du machst mich nicht böse. Aber, Ludwig, sei ehrlich gegen dich selbst! — Du liebst Fridolinen, und willst sie nicht lieben, um Ottilien treu zu bleiben. Ist's nicht so?"

— Ich erkläre dir, Therese, feierlich und zum letztenmal, Fridoline ist mir gewiß sehr gleichgültig. Mein Herz fühlt nichts für sie. An Liebe ist nicht zu denken; an Heirath noch weniger. Und damit Basta!

Therese wurde abgerufen. Frau von Saar ließ sich auf einen kurzen Besuch bei der Landräthin melden.

In Herzensangelegenheiten, besonders zweier Liebenden, soll sich unaufgefordert nie der Dritte mischen. Liebende haben gefährliche Launen, weil sie Seelenkranke sind. Sie wollen das Gegentheil von dem, was man von ihnen will. Dies hätten

Frau von Saar und Therese wohl wissen sollen; aber die Gesunden denken selten daran, wie ihnen vor der Genesung war. Und eben darum, weil die beiden Damen alles recht gut zu machen glaubten, verschlimmerten sie alles.

17.

Inzwischen hatte der arme Ludwig, geäfft von seinen Einbildungen und Empfindungen, beiweitem nicht den Sieg so sehr über sich errungen, als er vielleicht selbst glaubte. Es war ihm ernstlich darum zu thun, Fridolinens Bildniß aus seinem Gedächniß zu tilgen. Er verschwendete alle Kunst, sich zu überreden, daß sie ihm sehr gleichgültig sei, daß die Anmuth ihrer Gestalt ihn nur überrascht und einen Augenblick geblendet habe. Er fand es seiner männlichen Würde, seiner Karakterfestigkeit unangemessen, geprüfte Liebe und Treue eines Mädchens, welches ihn seit drei Jahren beselikt hatte, aufzuopfern bei der ersten, flüchtigen, kaum vierwöchentlichen Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer, das sich vor andern seines Geschlechts allenfalls durch äussern Reiz auszeichnete.

Allein des Herzens Mühe war umsonst. Vergebens nahm er Ottiliens Gemälde von seiner Brust, und hielt es sich in den gefährlichsten Augenblicken vor die Augen. Ihr blaues Auge

lächelte noch so fromm, wie sonst. Ihre Goldlocken glichen noch immer dem Heiligenschein, wie sonst. Aber unvermerkt verdunkelte sich sein äusserer Blick, und vor seinem Innern schwebte Fridolinens Bild, mit all' der namenlosen Anmuth, welche Lieb' und Jugend geben. Ihr schwarzes Auge sprach tiefes Gefühl; ihr dunkelbraunes Haar löschte den Glanz von Ottiliens Heiligenschein. — Bald erschien sie ihm wie damals im Garten, umflossen vom Licht des Mondes; bald wieder als Tänzerin, neben ihm schwebend, im blendenden Glanz von hundert Kerzen, ihr ganzes Wesen Freude athmend.

„Und sie liebt mich, o sie liebt mich!" rief er dann im Entzücken und Schmerz. Er nahm Ottiliens Bildniß wieder. Er las in den unschuldsvollen Augen den stillen Vorwurf seiner Untreue. Er klagte sich selbst an. Er fand die Qual unleidlich, und wünschte tausendmal in Lapplands Winterwelt geblieben zu sein. Ach, da schlief er harmloser auf Thierfellen in der armen Hütte, als jetzt auf weichen Dunen!

Therese, mit weiblicher Schlauheit, belauschte nicht ohne Vergnügen den geheimen Kampf. „Wohlan," sagte sie zu ihm, „wohlan, Brüderchen, ich sehe, du bleibst wie ein ächter Ritter von der Tafelrunde deiner Schönen getreu. Ich will in

deinem Zaubermährchen nicht die Rolle der boshaften Fee spielen, und die zwei zärtlichen Herzen trennen. Behüte mich Gott dafür! — Mein Plänchen ist freilich vereitelt. Aber dein Glück soll meinen Wünschen vorangehen. — Sei ruhig. Auch Fridoline, du hast Recht gehabt, und ich war der betrogene Theil . . ."

— Was ist? Fridoline? — rief Ludwig hastig.

„Sie liebt dich nicht. Sie ist, aber du darfst nicht wieder plaudern . . ."

— Sie ist — stammelte Ludwig.

„Sie ist heimlich mit einem Andern versprochen."

Ludwig verlor in dem Augenblick Gesicht, Gehör und Gefühl; er wußte nicht, ob er stand, saß oder ging. Therese sagte noch viel, aber ihr Bruder war eine leblose Statue; er verstand von allem, was sie sagte, kein Wort.

„Du bist unleidlich!" rief sie plötzlich und schüttelte ihn bei der Achsel, als wollte sie ihn vom Schlaf wecken: „Ist das der Dank für die frohe Botschaft? Ich wünsche Ottilien Glück. Sie mag sich des tauben Liebhabers freuen. Ich erwartete wenigstens, du würdest mir in der Freude zu Füßen fallen, mir die Hände küssen, aufspringen, dich spornen und stiefeln, und fragen: wo ist sie?"

— Fridoline? — Was geht mich denn das Mädchen an?

„Du bist ungerecht gegen das gute Kind und beleidigend. Pfui! aber das wollen wir zu anderer Zeit ausmachen. Ich sprach nicht von ihr.“

— Du sagtest ja, sie sei heimlich mit einem Andern vermählt.

„Ich sagte aber auch, Ottilia sei angekommen; sei in der Residenz, und ich hoffe den unbekannten Engel in einigen Tagen kennen zu lernen.“

— Ottilia hier?

„Nun, was das ein kalter Ton ist! — Ich werde irre an dir. Wahrhaftig, Liebhaber deinesgleichen sind für ein einziges Mädchen ein Dutzend zu leicht.“

— Wo wohnt Ottilia?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts, mein Herr. Du sollst sie künftige Woche in Gesellschaft von zwanzig andern sehen, ohne es zu wissen. Und wenn du sie dann auf den ersten Blick aus den zwanzigen herausfindest, dann will ich glauben an Simpathie der Seelen, an Geister-Korrespondenz, und an Ehen, die im Himmel geschlossen sind.“

18.

„Ich hoffe,“ sagte die Frau von Saar zu Fridolinen, „du wirst doch nur scherzen mit deinen Reiseanstalten?“

— Nein, mein Oheim will schlechterdings, daß ich heimkomme! antwortete Fridoline.

„O was den Oheim betrifft, ich will ihn schon besänftigen. Du wirst mich kränken, wenn du so plötzlich verschwindest. Ich werde glauben müssen, du seiest mir der kleinen Neckerei willen böse geworden. Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt von Hohenheim weiß, ich hätte den Spaß nie so weit getrieben.“

— Was weißt du denn?

„Ich habe die Landräthin gestern gesprochen, so ganz im Vertrauen.“

— Nun, sie wird doch nichts Böses von ihm sagen können?

„Gewiß nicht. Ich aber bildete mir ein, Hohenheim liebe dich. Ich nahm Artigkeit für Empfindung, und behagliches Wohlgefallen für Spur tiefer Leidenschaft. Es ist aber was ganz anderes. Hohenheim liebt dich nicht.“

— Desto besser. Im Grunde sagst du mir, was ich schon lange weiß. Die Männer, die alles lieben, lieben nichts.

„Nein, liebes Mädchen, dies ist der Fall beim Hohenheim nicht. Er hat schon gewählt, und ist seiner Donna treu.“

— Wirklich.

„Es soll ein bildschönes Mädchen sein. Eine Blondine mit himmlischen Augen.“

— So? — Mir gilt's gleich.

„Gilt's dir gleich?“ sagte die Frau von Saar lächelnd, und trat vor sie hin, und legte die Hände vertraulich auf Fridolinens Schultern.

— Ganz gewiß. Erwartest du etwas anderes? entgegnete Fridoline, und sah düster vor sich nieder.

„Ich bin doch neugierig, seine goldlockigte Magdalene kennen zu lernen. Sie wird nächstens zu uns in die Residenz kommen. Du mußt hier bleiben; wenn auch nur, um Hohenheims Geschmack kennen zu lernen.“

— Wahrhaftig, es lohnte der Mühe nicht! Ich reise auf jeden Fall übermorgen. Mag er meinetwillen zehn Blondinen anbeten. Ich wünsche Glück.

„Dein Gesicht, liebes Kind, sieht keinem Glückwunsch ähnlich. Hu, welche Falten da zwischen den Augenbraunen! — Ist's auch dein Ernst? Ist dir Alles so einerlei, wie du sagst?“

Fridoline schwieg, und wollte sich von den Armen der Frau von Saar loswinden.

„Bist du mir böse?“ sagte die Frau von Saar.

— Gewiß nicht.

„Sieh mich an — mir in's Auge!“

Fridoline schlug die Augen auf. Thränen verdunkelten ihren Blick. Sie riß sich los. Sie schluchzte heftig, und eilte fort, um sich in ihrem Zimmer zu verschliessen.

Sie ging, und nahm die Ueberbleibsel der verwelkten Rose, welche sie wie ein Heiligthum in ihrem Schmuckkästchen verwahrt hatte, neben den Juweelen. Sie zerriß die armen verblaßten Blätter und streute sie zum Fenster hinaus, den Lüften ein Spiel.

19.

Ludwig begleitete am Sonntag seine Schwester zum Gottesdienst. Er ging selten, aber nie ohne fromme Empfindungen zur Kirche; am liebsten jedoch, wenn sein Herz tief bewegt war. Die feierliche Dämmerung unter den Pfeilern und hohen Schwibbögen und gothischen Gängen des Tempels, die Majestät des Kirchengesangs, der dem Allvater emporstieg, die Träume der Kindheit, welche sich da unter den heilig-ernsten Tönen

der Orgel wiederholten, Alles was ihn umgab, erfüllte ihn mit wohlthätigen Gefühlen. Und er verließ des Tempels Schwelle nie, ohne daß sein Herz beruhigter ward, und die ganze Natur ihm festlicher und stiller schien.

Während des allgemeinen Gesanges zog ein unerwarteter Gegenstand alle seine Andacht an sich. Auf der andern Seite der Kirche erschien in einem Fensterstuhl unter mehrern wohlgekleideten Frauenzimmern eins, dessen Gesicht ein schwarzer über die Achseln herabhängender Schleier verhüllte. Nur zufällig band seinen Blick die abstechende Farbe des Flors. Als aber die Unbekannte den Schleier zurückwarf, glaubte er ohnmächtig zusammenzusinken. Er sah ein blasses Gesicht, von goldfarbenem Lockengekräusel umgeben. Die Ferne ließ ihn nicht die feinern Züge des Antlitzes erkennen; aber die Haltung und Gestalt des Ganzen war Ottiliens Haltung und Gestalt.

Er starrte sie lange an. „Sie ist's!“ rief eine Stimme in ihm, und ein unwillkührlicher Schauer ergriff ihn: „Sie ist's!“

Seine Unruhe vermehrte sich, als er gewahr ward, daß auch die Unbekannte ihn öfters anzusehen schien, und dann mit ihren Nachbarinnen redete, und diese endlich die Köpfe der Gegend zuwandten, wo er sich befand.

„Kennst du die dort drüben?“ flüsterte er Theresen zu.

— Wen? fragte die Landräthin.

„Die dort im Fensterstuhl am letzten Pfeiler, im schwarzen Flor.“

Therese lächelte: „Ich kenne sie nicht.“

Dies: „Ich kenne sie nicht!“ konnte Ludwigs Vermuthung nur stärken. Es ward bei ihm Ueberzeugung. Er verließ die Goldlockigte mit keinem Auge. Er fühlte, ich weiß nicht was? eine Mischung von Liebe, Ehrfurcht, Vergnügen und Bangigkeit.

Nur in einem Umstande entsprach Ottilia seinen Erwartungen nicht. Sie war allzulebhaft. Bald stand sie auf, lehnte sich in den Fensterstuhl und musterte die Kirche; bald plauderte sie mit ihren Nachbarinnen; bald lächelte sie einem jungen Herrn zu, der hinter ihrem Sitz stand und bald dies, bald jenes zu flüstern hatte; bald sah sie in das Gesangbuch; bald hatte sie kleine Geschäfte mit ihrem zurückgeworfenen Schleier; bald hatte sie wieder dem jungen Herrn Aufträge zu geben, und so blieb sie in unermüdeter Thätigkeit.

Ludwig hatte sich so Ottilien nicht vorgestellt. Ihm schwebte sie in stiller Madonnenanmuth vor, mit der Miene der Dulderin. Dies lebhafte, tändelnde, und selbst für die Heiligkeit des Ortes

beleidigende Wesen war mit den reizenden Klagetönen ihrer Briefe im Mißklang.

„Hätt' ich mich so täuschen können? ist das die himmlische Schwärmerin?" sprach Ludwig bei sich selbst: „Denkt sie, wie sie schreibt, und denkt sie so an mich!"

Während des Selbstgesprächs glitten seine Augen unwillkührlich von ihr ab, und auf jenen Stand, wo Fridoline und Frau von Staar in stummer Andacht saßen. Mit klösterlicher Strenge hingen der schönen Fridoline Augen nur am Gesangbuch. Sie schien ihre zarte Stimme mit süßer Inbrunst in den weiten Strom der Töne zu giessen, welcher brausend gegen die Gewölbe hallte. Man begann so eben das Hauptlied. Die Strophen:

Es ist noch eine Ruh' vorhanden,
Auf, müdes Herz, ermanne dich! u. s. w.

erweiterten noch manches Herz, und löseten manchen verhaltenen Seufzer. Fridoline senkte ihr Haupt tiefer, ach, vielleicht um den Sängern umher die fallende Thräne zu verbergen. Aber das weiße Tuch an ihre Augen gedrückt verrieth sie an Ludwig.

Er war erschüttert. Sein Odem flog schneller. „Sie leidet. Sie ist nicht glücklich — ach, und

bin ich's denn? Sie liebt einen Andern, liebt unglücklich, und ich? Welch eine Welt, wo vergebens gleichgestimmte Seelen nach einander sich sehnen, und das Schicksal uns gefühllos hinweg flutet, und wir getrennt in den Wogen vergehen, und kaum uns zuwinken können: ich liebe dich!"

Dann sang man:

Bald ist der schwere Kampf geendet,
Bald, bald der saure Lauf vollendet,
Dann gehst du ein zu deiner Ruh.

Ihm ward, als sänge die Gemeinde ihm allein die heiligen Worte zu. Er sank in sich zurück und sein Blick erlosch in Thränen.

Er hörte wenig von der Predigt. Ottilia und Fridoline beschäftigten ihn unaufhörlich. Er verglich sie mit einander, indem sie so fast in gleicher Entfernung von ihm saßen, und beide nicht ahneten, welchen Einfluß jede auf des Mannes Herz behauptete. Ottilie sah öfters, und wie es schien, immer ernster zu ihm herüber. Fridoline hingegen schlug kein Auge auf.

Diese unzerstörbare Andacht kränkte ihn beinahe mehr, als Ottiliens Aufmerksamkeit ihn schmeichelte. „Nur keinen Blick herzuwerfen, da sie doch weiß, daß ich hier bin, das ist noch weniger, als freundschaftlich!"

Er suchte sich zu bereden, sie sei ihm ebenfalls sehr gleichgültig; er hasse sie sogar wegen ihres wunderlichen Betragens. Er zwang sich, nur die blonde Ottilia zu sehen; er wußte ihre Lebhaftigkeit zu entschuldigen; er fand sie liebenswürdiger, als Fridolinen, und dann — sah er wieder auf Fridolinen, und, wie bitterlich schmerzte es, sie hatte keinen Blick für ihn.

Als der Gottesdienst zu Ende war, lächelte ihn Therese an, und sprach: „Schlägt dein Herz nicht? — Ottilia ist in der Kirche.“

20.

Das hatte noch gefehlt. „Also ist sie's?“ rief Ludwig, und sah in der gleichen Zeit, daß die Blondine sich erhob, mit ihrer Gesellschaft, um die Kirche zu verlassen. Neugier, Liebe, Hoffnung und vielleicht auch eine kleine Rachsucht gegen Fridolinen spornten ihn, die Unbekannte an der Kirchthür zu erwarten, zu belauschen.

Er flog dahin. Die Menschenmasse stockte an den Pforten im Gedränge. Er mischte sich mit Ungeduld hinein. Ein schwarzverschleiertes Frauenzimmer war in dem Gewühl ihm nah. Die Dämmerung unter den dicken Pfeilern und Kreuzbögen ließ ihm nicht deutlich durch den Flor die Mie-

nen der Unbekannten sehen. Aber sie drehte ihr Gesicht nach ihm. Er fühlte plötzlich seine Hand genommen von einer zarten Weiberhand. Ein sanfter Druck, ein Gegendruck. Er wußte kaum noch, ob er lebe.

„Ist's möglich?“ dachte er: „Sie ist's! Sie hat mich schon in der Kirche erkannt, daher ihre Freude, ihre Unruhe, ihre Lebhaftigkeit. — Aber wie hätte sie mich erkannt? Niemand kennt mich hier. Mein Name ist verstellt. Sollte vielleicht Therese ...?“

So kamen sie im Drange zur Kirchenpforte hervor. Er hielt noch immer die weiche, kleine Hand in der seinigen. Eine Kutsche erwartete sie. O Himmel, welche Täuschung! der fatale Flor hatte ihn um sein Glück betrogen. Es war nicht seine Blondine, sondern die Frau von Saar. Er führte sie zum Wagen. Er sah betäubt und erröthend Fridolinen vor sich einsteigen, Frau von Saar folgte, und er, gern oder ungern, mußte einsitzen, denn zum langen Ueberlegen gebrach die Zeit.

Niemand schien sich des Zufalls mehr zu freuen, als die Frau von Saar. Fridoline saß mit stillem Ernste ihrem Feind gegenüber, und dieser, um seine Verwirrung zu verhehlen, warf zehn kleine Fragen hin, und empfing zehn noch kleinere Antworten zurück.

„Kinder,“ sagte die Frau von Saar boshaft lächelnd, „ich bin etwas schadenfroh. Ich weiß es, ihr seid einander spinnefeind — Gott, was für fürchterliche Blicke sie einander zuwerfen! — beinahe wird mir bange bei euch in dem engen Wagen. Sparet euern Zorn wenigstens, bis wir wieder im Freien sind.“

— Aber, Madame, stotterte Ludwig: wie glauben Sie von — mir, daß ich . . . vielleicht, daß Demoiselle Bernek . . . ich wäre sehr unschuldig . . .

„Ach, seht mir doch die Unschuld! Sind Sie nicht feuerroth geworden von Ingrimm, als Sie Fridolinen erblickten? Mußt' ich aus Ihren Bewegungen an der Kirchthür nicht schliessen, Sie würden Händel mit ihr beginnen vor der ganzen Christengemeinde? Hab' ich nicht meine Noth gehabt, Sie nur festzuhalten?“

— Können Sie das von mir glauben? fragte Ludwig Fridolinen.

„Sie kennen ja den Muthwillen der Frau von Saar!“ antwortete Fridoline sehr ernsthaft, und sah vor sich nieder.

Die Kutsche hielt. Man stieg aus. Ludwig mußte die Damen noch einen Augenblick begleiten in's Haus. Frau von Saar, als wäre sie von Geschäften gerufen, entschuldigte sich, und Lud-

wig stand mit Fridolinen im Zimmer wieder allein.

Fridoline fühlte die Bosheit ihrer Freundin, und sich eben dadurch von neuem gekränkt. Sie sprach kein Wort. Ludwig war ohne Muth. Er fühlte nie bestimmter, nie lebhafter, wie theuer ihm das Mädchen geworden sei. Er verbarg es sich nicht länger, daß er es liebe, mehr als die heilige Ottilia. Er wollte sie einigmal anreden; aber die Stimme versagte ihm jedesmal.

„Sie waren also auch in der Kirche?" fragte endlich Fridoline, um doch etwas zu fragen.

— Sie sahen mich nicht? Sie wollten mich nicht sehen — Sie wollten mich jetzt noch nicht sehen? Was hab' ich Ihnen auch Leides gethan?

„Gewiß nichts!"

— Und ohne Ursache hassen Sie mich?

„Ich hasse Sie nicht. Wer sagt Ihnen das, Herr Hohenheim?

— Sie selbst, wenn auch mit Worten nicht. Ach, Fridoline, wenn ich Sie noch so nennen darf, bei dem schönen traulichen Namen, es war wohl böse Vorbedeutung, als die Rose brach, und ich die Dornen zurückbehielt! — Und doch bewahre ich diese Dornen auf, wie mein schönstes Kleinod.

„Herr Hohenheim, erinnern Sie sich an

Ihre Verhältnisse — so dürfen Sie nicht reden. Eine andere, bessere Freundin bewahrt Ihnen Rosen auf, was kümmern Sie noch Dornen anderer Art?

— Für mich sind keine Rosen mehr. Fridoline, es ist heut unser letzter Tag, lassen Sie mich nur heute offenherzig sein — ich bin sehr unglücklich . . .

„Das verhüte Gott! Sie werden wieder glücklich werden, wenn Sie es jetzt nicht sind. Vergessen Sie, daß wir einen Augenblick beide schwach waren. Ihr Herz gehörte einer Andern. Es ist der letzte Abend, welchen wir heute beisammen sie werden. Wir wollen alle Erinnerungen an einander auslöschen. Weg mit der Schwärmerei und Ihren Dornen. Auch Ihre Rose gehörte nicht mir. Ich habe Sie nicht mehr."

Fridoline sagte dies alles mit stillem Ernste. Ludwig zitterte beschämt. Er drückte einen heißen Kuß auf Fridolinens Hand, wandte sich sich schnell und verließ sie.

21.

Nach solch' einer herben Erklärung war für Ludwig keine Freude mehr in der Welt. Er kam zu Hause mit verstörten Mienen. Er verschloß

sich in sein Zimmer, und schlug es ab, zum Mittagessen zu kommen.

„Ich liebe sie!“ rief er, „und nur sie! Unseliges Gaukelspiel der Einbildungskraft, was mich an eine heilige Ottilia zog, die ich nicht kannte. Mit Fridolinen wäre ich glücklich geworden; ich weihte meine Ruhe einem Schatten, — ach, was sag' ich einem Schatten — elenden, armseligen Hirngespinnsten, selbstgeschaffenen Thorheiten. — So muß ich denn Verzicht thun auf den Himmel, indem er mir seine Pforte öffnete? So darf ich denn auf Erden keine Seligkeit hoffen, als die, daß endlich und endlich diese Wunden einmal verbluten werden? Ich werde nicht wieder glücklich durch Liebe, denn einmal nur und nicht wieder läßt sich ein Herz binden. Nur einen Frühling hat das arme Leben, alles andere ist nur matter Nachsommer, der mehr traurig bewegt, als erquickt! — Ottilia, ich habe dir ewige Freundschaft gelobt; ich will mich dem vermessenen Schwur opfern. Ich bin der Deine — um so unglücklicher man selber ist, um so lieber macht andere glücklich.“

Schon am Nachmittag versammelte sich die Gesellschaft bei der Frau Landräthin. Nur Fridoline erschien erst spät. Sie war mit dem Einpacken zu ihrer Reise beschäftigt; wenigstens mußte

dies den Vorwand leihen, unter welchem sie die bittern Stunden verminderte, die sie heut noch erleben sollte. Ludwig blieb ebenfalls aus. Er ward vergebens von seiner Schwester gequält, sich zu zeigen. Er fürchtete Fridolinens Anblick. Er fürchtete die Stunde des Abschiedes.

22.

Beide erschienen endlich fast zu gleicher Zeit. Beiden war die Trauer in den Mienen zu lesen, von der ihre Seelen befangen waren. Sie mischten sich immer unter die Fremdesten, und näherten einander nie. Aber ihre Gedanken begegneten sich überall. Geheim stahlen sich ihre Blicke durch die Haufen der Versammlung zu einander.

Die Kerzen wurden angezündet. Therese und die Frau von Saar waren mehr ausgelassen lustig, als vergnügt. Der Geist der Freude theilte sich allen Anwesenden mit. Nur Ludwig und Fridoline blieben stumm, als gehörten sie nicht zu den fröhlichen Menschen.

Die Landräthin zog ihren Bruder endlich zum Fortepiano. „Willst du nicht plaudern, so gib uns wenigstens Töne zu hören."

„Spielen Sie das Klavier?" rief Frau von Saar: „Wahrhaftig, Sie machen aus Ihren Vollkommenheiten große Geheimnisse. Ohne Umstände also. Wir wollen Sie hören. Wir gebieten. Denn Sie sind heute sehr unartig; darum müssen Sie bevogtet werden."

Ludwig setzte sich zum Forteplano. „Auch Fridoline hört dich — vielleicht zieht das Spiel sie näher!" flüsterten ihm Liebe, Eitelkeit und Hoffnung.

Er fantasirte einige Augenblicke in den düstersten Molltönen. Die ganze Gesellschaft zog einen Kreis um ihn. Nur Fridoline blieb einsam stehen, durch sein Spiel ungelockt.

Seine traurige Stimmung führte ihn unwillkührlich zu einigen Ideen aus seinem „Todten-Opfer", durch welches er Ottiliens Bekanntschaft gewonnen hatte. Er spielte den Eingang, und dann das Lied selbst. Unaufgefordert sang er. Sein Herz ergoß sich frei in die rührenden Klagen, worin eine edle Seele die verblühende Welt betrauert, und Religion den goldnen Schleier von der Ewigkeit zieht.

Eine feierliche Stille durch den Saal verkündete die Theilnahme der Zuhörer. Ludwigs Gesang und Saitenspiel fand den Weg zum Herzen.

Ein milder Ernst bereitete der allgemeinen Wehmuth die Bahn.

Aber niemand empfand tiefer, als Fridoline. Man hörte sie bald heftig weinen und dann sich leise aus dem Saal entfernen.

Dies störte den Sänger nicht. Aber ein anderer Umstand nahm ihm alle Fassung. Er hatte den Gesang vollendet. Noch einige Töne hallten verschwebend nach. Da drängte sich Amos durch den Kreis der Horchenden.

„Mein Herr, rief er: ein Brief aus Island!"

„Schon wieder ein isländischer Brief!" rief Frau vor Saar lachend.

„Wie, ein isländischer Brief?" murmelte verwunderungsvoll die ganze Gesellschaft.

„Ist auch die Addresse isländisch?" fragte ein Professor, und sah dem Amos über die Achsel.

Ludwig zitterte, ohne zu wissen, warum. „Aber heute ist kein Posttag. Woher der Brief, Amos?"

„Ei, man hat in hier in's Haus gebracht!" antwortete Amos: „Und er kömmt aus Island, da will ich meinen Kopf drum geben. Briefe von da muß man mich nicht kennen lehren!"

Ludwig nahm den Brief. Er erkannte Ottiliens Hand. Der Umschlag war ohne alle Postzeichen; die Zuschrift nach Kopenhagen.

Therese zog ihren Bruder auf die Seite. „Deine isländischen Briefe“, sagte sie, „machen dich selten fröhlich. Gehe also hier in's Kabinet, und zeige den Gästen wenigstens keine finstere Stirn!“

Sie schob ihn muthwillig bei diesen Worten in das Nebenzimmer. Es war dunkel. Nur eine Wachskerze brannte ziemlich trübe auf dem Spiegeltisch. Er öffnete mit bebender Hand das Schreiben, und fand Ottiliens unverkennbare Handschrift. Der Brief lautete also:

„Ich bin in der Residenz, lieber Theoder. Morgen reise ich wieder ab. Ich kam hierher, um von dir zu hören, und deine Schwester kennen zu lernen. Eine meiner Jugendfreundinnen führte mich bei ihr ein, unter einem angenommenen Namen, damit deine Schwester mich dir nicht verrathen sollte. Jetzt verrathe ich mich dir selbst. Vor dir will ich kein Geheimniß tragen. Nur dich will ich nie, auch nicht auf die unschuldigste Weise, betrügen. So zwing' ich dich, auch Edelmuth gegen mich zu erwiedern.

„Ich bin unglücklich, geliebter Theodor. Ich will es versuchen, dir von meinen Empfindungen Rechenschaft zu geben. Verurtheile mich nicht, ohne diese in tiefer Gemüthsbewegung geschriebe-

nen Zeilen mehr als einmal, und mit kaltem Blute und prüfend gelesen zu haben.

„Mir selbst und niemals dir that ich das Gelübde, keinem Manne meine Hand zu geben, bevor ich dich nicht persönlich kennen gelernt haben würde. Ich schwor es mir, dir meine Hand zu geben, wenn du mich deiner würdig finden solltest. — Du fordertest einst mein Portrait. Ich sandte dir ein falsches, damit ich das Vergnügen hätte, dich einst, unerkannt von dir, kennen zu lernen. Theodor, ich bekenne dir alles — jede kleine unschuldige List! — ach, ich habe dir mehr, als das zu bekennen.

„Ein edler, junger Mensch, schon mit einer Andern versprochen, lernte mich kennen. Ich erfuhr zu spät seine frühere Liebe — er ist ein guter Mensch. Ich sah seinen geheimen Kampf — er blieb seiner Verlobten getreu, aber sein Herz nicht ihm. Er ließ mich seine Leidenschaft sehen - und ich — Theodor, ich war schwach genug = = = ja, Theodor, ich habe ihn geliebt. Er aber blieb seiner Verlobten treu, Theodor, und ich blieb es dir. Ich selbst bekenne dir alles = = = ich selbst = = du kennst ihn gewiß. Er ist einer deiner weitläuftigen Verwandten. Luwig Hohenheim ist es. — — — —

„Er kennt mich unter dem erdichteten Namen Fridoline Bernek, er hat = = = =“

Theodor konnte nicht weiter lesen. „O mein Gott, es ist Ottilie!“ lallte er und sank besinnungslos nieder über einen Sessel. Therese und die Frau von Saar, welche die Thür des Kabinets leise geöffnet hatten, um ihn beim Lesen zu beobachten, sahen ihn stürzen. Sie schrieen laut auf. Sie eilten hinzu. Theodor war ohne Leben; sein Antlitz bleich, wie das Antlitz der Todten.

Die ganze Gesellschaft drängte sich erschrocken in's Kabinet. Therese warf sich weinend über den Leib ihres Bruders.

„Theodor! Theodor!“ schrie sie: „o mein Bruder!“

Ihr Geschrei rief seinen Geist zurück. Man hatte ihn aufgerichtet; er hing in den Armen einiger Freunde. Therese umklammerte ihn weinend, und rief nur seinen Namen.

Fridoline war unterdessen in den leeren Saal zurückgetreten. Sie fand niemanden, als die Frau von Saar, welche angstvoll die Hände rang. Sie hörte Theresens Klage und den wiederholten Ruf: „Theodor, mein Bruder!“

Ein tiefer Schauer ergriff sie. „Um Gotteswillen!“ rief sie und faßte mit Heftigkeit die Frau von Saar: „Was ist das? ...“

„Ach, es war ein Scherz, liebe Ottilie — ein

mißlungener — gehe hinein! Ottilie, es ist — Theresens Bruder ist Hohenheim — ist Theodor — —"

Mehr konnte Frau von Saar nicht stammeln. Ottilia erbleichte, und wankte gegen das Kabinet.

In verworrenen Gruppen, mit emporgehaltenen Lichtern, umringten die Gäste den Bruder Theresens — in den Gesichtern Aller kehrte die Freude zurück, Theodor fühlte sich besser. Nur Therese weinte noch immer an seiner Brust.

„Führt mich zu Ottilien!" sprach er mit matter Stimme: „führt mich zu ihr."

Therese fuhr auf, und flog gegen den Saal. Da stand einsam und kraftlos Fridoline. „Oh!" rief Therese: „Ottilie, liebe Ottilie, verlasse meinen Bruder nicht!" und warf sich schluchzend um ihren Hals.

Erstaunt traten alle Gäste zurück und begriffen von der ausserordentlichen Begebenheit nichts. Therese führte Ottilien durch die Reihen der Zuschauer. Theodor erkannte die geliebte Gestalt. Er wankte ihr entgegen, und stammelte: „Ich bin Theodor!"

„Ottilie, verlasse meinen Bruder nicht!" rief Therese.

„O Theodor!" lallte Fridoline mit gebrochener Stimme, und sank schluchzend an das Herz des Geliebten. — „Ottilie! — Theodor!" dies waren

die einzigen Worte, welche die Seligen stammelten. „Du willst mich nicht verlassen, Ottilie?“ — „Ewig bei dir!“ — Der Himmel umgab sie.

Thränen im Auge und jauchzend umarmte Therese die Frau von Saar: „Nie solche Komödie wieder!“ schrie sie.

„Aber ich,“ sagte der treue Amos, der sorgenvoll in der Ferne gestanden, „ich bringe ihm mein Lebtag keine isländische Briefe wieder.“

Herrn Quints Verlobung.

1.

Das Thal, in welchem Herr Quint wohnte, sein Landgut lag fast im Mittelpunkt desselben, ist gewiß eins der schönsten im Lande. Im Lenz besonders, wenn rothe und weiße Blüthen von allen Bäumen leuchteten, wenn am Ufer aller Bäche, im Schoose aller Wiesen, am Busen aller Mädchen Blumen prangten, dann war's, als hätte das Thal einen ewigen Sonn- und Festtag, und Homers Götter würden hier gewiß ihre kleinen Händel, von denen Ovidius mehr sagt, als er verantworten kann, gespielt haben, wenn es ihnen in ihren jungen Tagen bekannt gewesen wäre.

Besagtes Thal ist ein drei Stunden langes Oval, und mag ein Stündchen breit sein, von Hochgebirgen umzäunt, an deren Brust reizende Dörfer ruhen und deren Höhen weite Alpen umgrünen. Am Fuß der Berge hängen auf einzelnen Klippen alte Schlösser aus den Fehdezeiten, und wohlbewohnte, tiefumbüschte Dörfer liegen da, wo Ruh' und Einfalt heimathlich sind.

Durch die Länge des Wunderthales hin strömt

ein wilder Strom, der seine Ufer oft in übler Laune zerwühlt, und der einzige Friedensstörer ist, welchen die Dörfler kennen. Der Weg durchs Thal zieht sich auf beiden Seiten des Flusses hin. Er kriecht furchtsam an den Berghalden hin, und wagt es nur dann sich gegen die Ebene zu senken, wann ihm ein Dörfchen winkt.

Drei Brücken über dem Strom, eine in der Mitte des Thals, die zwei andern auf den Enden desselben, vereinigen die Ufer und die Bewohner vom Diesseits und Jenseits.

Das Thal ist hiermit geographisch richtig beschrieben, und wer es kennt, weiß selbst dessen Namen.

2.

Ich habe schon gesagt, das Landgut des Herrn Quint lag ohngefähr in der Mitte desselben.

Herr Quint, um auch von ihm zu reden, war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der hier erst seit zwölf Monaten lebte; vor ihm hatte das Landgut seinem Oheim gehört.

Einen so guten, stillen Menschen, wie Herrn Quint, kannte man weit und breit nicht. Hätten ihn nicht seine Nachbarn täglich mit Leibes-Augen gesehen, sie würden geschworen haben, er sei überall, nur nicht in ihrem Thale. Er galt dabei für sehr wohlhabend und für sehr gelehrt; nur

warf man ihm doch vor, man könne ihm seine Gelehrsamkeit weder ansehen, noch abhören.

Nach unserer Meinung war er der beste Mensch von der Welt, nur die Welt nicht ganz für ihn, oder er nicht recht für die Welt. — Er liebte die Menschen, aber floh sie, ich glaube aus bloßer Schüchternheit. Er hätte gern Alles glücklich gemacht, nur von keinem weder Bitte noch Dank anhören mögen, weil er nicht wußte, wie sich bei Bitte und Dank der Menschen betragen, ohne anstößig zu werden. Nichts war ihm widerlicher, als Verkünstelung; er zeigte selbst ein unverstelltes, offenes Wesen, verbunden mit dem feinsten Zartgefühl im Umgange mit denen, die er schon sehr genau kannte. Alle Arten bedeutungsloser Höflichkeiten, leerer Komplimente, hohler Feierlichkeiten waren ihm verhaßt und ekelhaft. Noch nie war er freilich der Genoß eines öffentlichen Gastmahls gewesen; er war auf keinem Hochzeitsfeste, und auf keiner andern Kindtaufe gewesen, als auf seiner eigenen.

Er mied alles Aufsehen, und war darin bis zur Aengstlichkeit wachsam. Im schlechtesten Wetter und bei einsamen Bergreisen trug er neue Kleider, um sie schnell alt zu tragen. — Er war Verfasser mehrerer interessanter Schriften, aber selbst die Verleger erfuhren nie seinen Namen. Meusels literarische Kundschafter zerrissen daher

:ie den Schleier der Anonymität, welcher ihn eckte. Er ist Verfasser jener vortrefflichen Karakerschilderungen, in welchen sich die geheimsten Zugen des menschlichen Herzens aufschliessen, ein Werk, welches durch Uebersetzungen selbst bei den Ausländern Theilnahme erregte, und doch ward Niemand von den Menschen mehr hintergangen, als Herr Quint, der aus bloßer lieber Blödigkeit, und durch sein Einsamleben verzogen, jeden Fremden mied.

Herr Quint lebte in seinem schönen Gute, wie ein Einsiedler. Er besorgte Haus und Feld, dichtete, bonatisirte, zeichnete, las die Alten und Neuen und war nie allein, aber nicht mit Lebendigen.

Im südlichen Winkel des Thales wohnte sein guter Freund, Herr Pyk, beinahe wie er; ebenfalls unverheirathet, aber doch Wittwer; ebenfalls auf einsamem Landgute, weiland einem alten Ritterschloß, mit Laufgräben und Schießscharten und Thürmen wohl versehen. Herr Pyk, ein wohlgerundeter Mann, mit rosenfarbener Laune, liebte hingegen Gesellschaft, war daher oft bald im Flecken, bald im benachbarten Städtchen, besonders im Winter, der ihm Langeweile machte. Herr Pyk sprach gern, und gern über Alles. Man sah es ihm wohl an, daß er zum Redner geweiht zu sein glaubte. Er war sehr gutmüthig von

Natur, und dennoch spann er sich überall Prozesse an, um nur seine Sache öffentlich plaidiren zu können. Einst gewann er einen Prozeß, den er selbst für ungerecht auf seiner Seite hielt. Er ging lachend zum Gegner, gab ihm was ihm gehörte, und zahlte die Prozeßkosten.

Diese Handlung erregte die Aufmerksamkeit des Herrn Quint. Er fand leicht Gelegenheit, mit Herrn Pyk bekannt zu werden; beide wurden in kurzer Zeit vertraute Freunde. Herr Quint ehrte die landwirthschaftlichen Kenntnisse des Herrn Pyk, und dieser Quints Gelehrsamkeit. Es ging von da an keine Woche vorüber, daß nicht einer den andern besuchte, und doch wohnten sie eine Stunde weit aus einander.

3.

Eben der wenige Umgang mit mannigfaltigen Menschen veranlaßte wahrscheinlich zum Theil die linkische Schüchternheit des Herrn Quint im gesellschaftlichen Leben. Demungeachtet konnte niemand läugnen, er sei ein angenehmer Mann. Das Leben in der Einsamkeit, und das Glück derselben bedarf keiner Lobrede; sie macht zwar einseitig, zu viel Gesellschaft hingegen oft allzuvielseitig und abgeschliffen. Die Menschen in der Einsamkeit gleichen den Pflanzen in den hohen Alpen;

sie sind einfältig, schmucklos, aber kernhaft, dauerhaft und kräftig.

Daß Herr Quint und Herr Pyk so herzliche Freunde bei ungleichem Karakter wurden, war wohl natürlich. Beide hatten ein gutes, reines Gemüth; die übrigen Verschiedenheiten gaben die wahre Würze und den Reiz ihrer Unterhaltungen. Menschen von gleicher Denkungsart und gleichem Temperament vereinigen sich selten innig. Wir sind gewohnt, an andern dasjenige zu schätzen, was wir selbst nicht besitzen. Darum gibt die Brünette gewöhnlich dem Blondin, und die Blondine dem schwarzlockigten Helden den Vorzug. — Herr Quint aber hatte kastanienbraunes Haar; er konnte mithin die Brünetten so heftig, als die Blondinen lieben. Allein der gute Mann schien beide zu fürchten.

Unter zehn Männern sieht nicht einer auf das Aeussere, auf Anzug, Bewegung, Händespiel, Nase, Gang, Fußwerk und Haarzopf. Herr Quint hätte daher die Gesellschaft von zwanzig Männern (ausgenommen die Tanzmeister) der Gesellschaft eines einzigen gebildeten Frauenzimmers vorgezogen. Er glaubte sich immer lächerlich zu machen, und in Verlegenheiten zu gerathen, sobald ihn das Schicksal zu einer viertelstündigen Unterhaltung mit jungen Frauenzimmern verdammte. Zudem hatte er bemerkt, daß je seiner

er sich benehmen wollte, je steifer und schiefer er sich betrug.

So lange er mit Herrn Pyk bekannt war, hatte er in dem Schlosse desselben, ausser Haushälterinnen, Mägden und Bäuerinnen, keine andere weibliche Person gesehen. Dies trug nicht wenig dazu bei, daß er an Herrn Pyks alter Burg mehr Wohlgefallen, als an neuen Gebäuden welschen Geschmacks in und ausser seinem Thale fand.

Auch nahm er sich's vor, künftigen Dienstag, falls das Sonnenwetter getreu bliebe, wieder dahin zu gehen.

4.

Zwar war es ein heißer Dienstag; doch führten angenehme Schattengänge am Ufer des Flusses hin, durch mannigfach abwechselnde Szenen der landschaftlichen Natur. Rechts und links wilde Gebüsche; einzelne Hütten, umringt von ihren Fruchtgärten; kleine herabströmende Gebirgsbäche, mit einfachen ländlichen Brücken; weidende Heerden; spielende Kinder, arbeitende Hausväter, fleißige Mütter unter dem überhangenden Schattendach ihrer kleinen Wohnung.

Vom Flusse hinweg, links gegen den Fuß der hohen Bergwand, zog sich ein steinigter Weg gegen die Burg des Herrn Pyk, von welcher nur ein

viereckigter Thurm, der aus den krausen Gebüschen aufstieg, sichtbar in der Ferne war. Hier empfing eine erquickende Kühle den Wanderer zwischen grünen Hügeln und unter den breiten, weitgeschwungenen Zweigen der Kastanien und Eichen. — In diesem romantischen Winkelchen pflegte Herr Quint gewöhnlich zu rasten; denn der Weg erhob sich nun ziemlich steil gegen das Schloß. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er diesmal seiner Gewohnheit untreu wurde. Aber seine Gestirne wollten es so.

Desto müder war er und erhitzter, als er nun die Höhe, und die geräumige Grasebene vor der Burg erreicht hatte. — Herr Quint bemerkte hier, daß sein Freund an dem heutigen Tage großes Waschfest haben müsse, denn der ganze Platz war mit Seilen links und rechts übersponnen, woran schneeweißes Linnen flatterte, daß kaum ein Durchweg zu entdecken war.

Herr Quint, ohne sich lange zu bedenken, fand für gut, sich auf ein Augenblickchen ins weiche Gras zu lagern, im Schatten eines großen Tischtuches, welches über ihm am Seile schwebte. Mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, betrachtete er träumend die Gegend im Grase. Seine Phantasie ließ ihn hier Hügel und Thäler sehen; im Schatten der breiten Halme des Graswaldes, die stolz, wie Palmen des Orients emporstrebten über

den niedern Moosgebüschen, irrten einsame Thierchen. Bald verfolgte sein Blick die kleine Mücke, den Vogel dieses unbekannten Wäldchens; bald die suchende Ameise, welche bis zur spelzichten Krone emporlief am Halm, droben die weite Gegend übersah und stracks zurückkehrte. Plötzlich wurde Herr Quint durch ein bedeutenderes Insekt, welches gewiß nicht für die Landschaft im Grase geboren wurde, in seinen Träumen gestört.

5.

Es erschienen vor ihm, und gewiß nicht über fünf Viertel Spannen von seiner Nase entfernt, zwei Füße einer menschlichen Gestalt, die in der stillen Grasgegend entsetzlichen Unfug trieben. -- Man mußte aber gestehen, daß es ein Paar niedlicher Füße war. Herr Quint sah aufwärts; aber das tief herabhängende Tischtuch verbarg ihm die Person, zu welcher die Füße gehörten.

Herr Quint, welcher sich in seiner gegenwärtigen Lage gefiel, blieb ruhig in derselben, und erwartete, daß die neue Erscheinung sich wieder entfernen würde. Inzwischen untersuchte er ganz unbesorgt mit seinen Augen Form und Bekleidung der Füße. Er fand dieselben sehr klein, die Strümpfe schneeweis, die rothen Saffianpantoffeln ziemlich nett und neu. — Sie konnten unmöglich einer andern Person, als einem Knaben von zwölf

bis fünfzehn Jahren, oder einem Mädchen von fünfzehn bis zwanzig Jahren angehören. Letzteres wäre für Herrn Quint der allerschlimmste Fall gewesen. Er versank in eine kleine Verwirrung. Wer hätte es auch sein können, da die altväterische Burg keinen so jugendlichen Insassen hatte?

Unter solchen Umständen wäre dem kaltblütigsten Philosophen eine kleine Neugier zu verzeihen gewesen. Aber schon der Gedanke, daß es ein Frauenzimmer sein könnte, jagte dem guten Quint peinliche Furcht ein. Er beschloß, sich ohne Verzug aus der Verlegenheit zu winden, weil es noch Zeit war. Er erhob demnach den Zeigefinger der rechten Hand, lüpfte das Tischtuch ein wenig, dukte den Kopf, schielte aufwärts, und sah — unselige Entdeckung! — sah den Saum einer Schürze von rothgestreiftem Linnen, und den Saum eines Weiberrocks von feinem Kattun.

Zitternd zog er den verwegenen Zeigefinger zurück. So gefaßt er auch auf alles gewesen war, hatte ihn dieser Anblick doch in das unbehaglichste Verhältniß zurückgestoßen. Hier lag er zum erstenmale zu den Füßen eines Frauenzimmers, welches noch dazu, allen Beobachtungen gemäß, die sich an Strümpfen, Pantoffeln, Rock- und Schürzensäumen machen liessen, in die Klasse der feinern Wesen gehören mußte. Hier hätte zur Vermeh-

rung der öffentlichen Noth niemand gefehlt, als der Spottvogel Herr Pyk mit seiner Redekunst.

In dieser kritischen Lage blieb nur auszumachen, ob man aufstehen, oder ruhig am Erdboden harren müsse? Ersteres war allerdings nicht ganz ohne Gefahr. Die schöne Unbekannte konnte durch die jähe Erscheinung eines unbekannten Menschen erschreckt werden; nothwendig hätte Herr Quint sogleich etwas Artiges über seine vorige Lage, über die neue Bekanntschaft, über, Gott weiß was? sagen, und sich auf vortheilhafte Weise von allem Verdacht reinigen müssen. Aber woher sogleich Gedanken und Worte, ohne allen Verstoß gegen den guten Ton? Niemand in der Welt hätte sich dazu weniger einverstanden, als Herr Quint. — Er beschloß demnach, so lange, als möglich, jede Bewegung einzustellen, um unentdeckt zu bleiben.

Doch der Zorn seines Schicksals war noch nicht gesättigt. Es entstand unvermuthet bei ihm leichter Reiz zum Niesen, der mit jedem Augenblick stärker wurde. Herr Quint hatte aber die alte Unart oder alte, gesunde Uebung angenommen, recht von Herzen zu niesen. Dabei war er jetzt unfehlbar verloren. Die allgewaltige Natur ward unabweisbar seine Verrätherin. Wer konnte widerstehen? Welch' ein Schreck für das arme Mädchen, wenn plötzlich ein bisher unentdeckter Mann zu seinen Füßen genieset hätte! Oder welch'

eine nachtheilige Stellung für Herrn Quint, wenn er sich erhoben, und seine obenerwähnte Entschuldigung mit einem dazwischen tönenden Niesen begonnen hätte?

Indem Herr Quint in wachsender Angst seine verzweiflungsvolle Lage überdachte, und unschlüssig mit den Augen unverwandt die niedlichen Saffian-Pantoffeln betrachtete, ereignete sich ein neuer, etwas wunderlicher Zufall, und zwar noch vor dem öffentlichen Ausbruch der Krise in dem gereizten Nervensystem seiner Nase.

6.

Die oft besagten beiden kleinen Füße setzten sich jetzt in lebhafte Bewegung. Sie trippelten eine Weile seitwärts her und hin am Tischtuch, erhoben sich auf die Zehen, und trieben mancherlei Gaukeleien. Herr Quint schloß daraus, daß die Unkannte nicht die Höhe des Seils erreichen konnte, über welches das Tuch geschlagen und mit hölzernen Klammern befestigt war. — Er hatte nicht Unrecht. Die wankenden Gabelstangen, welche das lange Seil in gewissen Zwischenräumen stützen mußten, waren etwas hoch. Die Unbekannte aber, voll Eigensinns, ließ ihren Vorsatz nicht fahren. Sie hüpfte so lange, bis sie die Höhe mit ihren Händen erreicht hatte. Da ver-

lor sie, sammt den Gabelstangen das Gleichgewicht. Stützen, Seile, Wäsche, alles bog sich vor und sank, — Herr Quint hätte diesmal lieber den Einsturz des Himmels gesehen — das Tischtuch fiel ausgebreitet über ihn hin, und mit dem Tischtuch in gerader Linie auf ihn auch die unbekannte Schöne.

Unbarmherziges Verhängniß! — Mit welchen Zügen soll ich die Verlegenheit des lieben, guten Mannes schildern? Er lag da, ohne Regung. Kaum hatte er Geistesgegenwart genug, unter dem Druck dieser unvermutheten Bürde sich ganz leidend zu verhalten, ja, sich aus Höflichkeit schlafend zu stellen, um der unbekannten Dame in ihrer bedenklichen Lage alle Verlegenheit zu ersparen.

Eine bessere Partie hätte er kaum wählen können, wenn ihm nicht seine vorwitzige Nase ohne Rücksichten einen Querstreich gespielt hätte. Diese nämlich hatte lange genug angehalten, und hob nun an zu niesen nach bestem Vermögen.

Die verunglückte Pantoffelträgerin spürte bald nach ihrem Falle, daß unter dem Tischtuche ein anderer Unglücklicher verborgen sein müsse; als sie aber das herzhafte Niesen unter sich vernahm, glaubte sie ihm wenigstens Arm und Bein gebrochen zu haben.

Mit einem lauten Schrei sprang sie auf; sie

hob mit zitternden Händen das Linnentuch vom Herrn Quint. Herr Quint richtete sich sprachlos auf, und wurde feuerroth.

„Verzeihen Sie!" sagte er stammelnd, und wollte ehrerbietig den Hut vor dem schönen Mädchen abziehen, welches in gleicher Verlegenheit, wie er, vor ihm da stand. Seine Hand griff aber vergeblich in die Luft; der Hut lag noch unter dem verwünschten Tischtuch.

„Verzeihen Sie," stammelte er, „ich hatte mich da ins Gras gelagert, denn — ich bin entsetzlich — es thut mir sehr leid!"

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?" fragte sie erröthend, und wagte kaum ihn anzusehen.

„Es thut mir gewiß leid, — ich habe keinen Schaden genommen! —" antwortete er schüchtern stotternd.

Gern hätte er noch mehr gesagt, aber nun war's vorbei. Alle Versuche, dem Frauenzimmer etwas Verbindliches zu sagen, waren umsonst. Die Lippen regten sich, die Hände desgleichen, nur die Stimme fehlte ein- für allemal.

Auch einen geübten Weltmann hätte wohl ein solches Abentheuer aus der Fassung bringen können; und wäre es nicht das Abentheuer gewesen, so würde es der Anblick dieses Mädchens vermogt haben.

Vor ihm stand es, ein lebendiges Bild freund-

licher Unschuld, einfach und häuslich gekleidet; die Blicke schamhaft zu Boden gesenkt, die Wangen mit höherm Roth gefärbt. — Herr Quint vergaß über das Anschauen Hut, Tischtuch, Entschuldigungen und die ganze Welt. So oft die Unbekannte ihre Augen zu ihm aufhob, schlug er die seinigen nieder; so oft er sie ansah, senkte sich ihr Blick. So wechselten sie lange mit einander ihre Seherrollen, und schienen es nicht müde zu werden.

7.

Man muß zwar gestehen, daß Frauenzimmer in derlei Fällen bei weitem Gewandtheit und Geistesgegenwart der Männer übertreffen; allein diesmal geschah es nicht, und Herr Quint übertraf sich selbst.

Das gute Mädchen war und blieb stumm; Herr Quint dachte zuerst daran, wieder Worte und Töne in die Unterhaltung zu bringen. Denn einmal mußte doch das Schweigen gebrochen werden; endlich einmal mußte man doch die Stelle verlassen; aber so ganz stillschweigend davon zu laufen, wäre die himmelschreiendste Unart gewesen.

Als nun gerade die Reihe an Herr Quint war, die Augen niederzuschlagen, denn die Unbekannte sah ihn an: so bemerkte er, daß sie beide Wan-

toffeln verloren hatte, und mit den schneeweißen Strümpfen im Grase stand.

Er ging seitwärts, hob die kleinen rothen Pantoffeln auf, und überreichte sie der Besitzerin mit dem besten Anstand von der Welt.

„Ist es Ihnen gefällig?" sagte er mit leisem Ton, und sah sie muthig an.

„Ich danke Ihnen!" antwortete sie, streckte ihre Hände aus und sah ihm ebenfalls, wie verabredet, in die Augen.

Das war nun ein beiderseitiges Anschauen zur unrechten Zeit; denn Herr Quint, etwas verwirrt, vergaß darüber das Geben, und seine Gesellschafterin in der Blödigkeit das Nehmen. Ihre Hände waren beiderseits, ohne ausdrücklichen Auftrag und Befehl, an einander gerathen. Zwei Finger von des Mädchens Hand lagen auf der seinigen. Diese Berührung schien ihn zu entnerven; er ließ unwillkührlich die Pantoffeln fallen; und indem er ihnen nach haschte, ergriff er die Hand der Unbekannten, doch alles wider seinen Willen.

Eine solche Hand nun, die offenbar das Schicksal in die seinige gelegt hatte, fahren zu lassen, und statt deren die ledernen Bedeckungen des Fußes zu wählen, schien ihm allerdings ein sehr ungalanter Tausch. — Er blieb also in statu quo, ob sich gleich die Sache damit auffallend verschlim-

merkte, das Verhältniß von beiden Theilen kritischer, die Entwickelung des Auftritts immer schwieriger wurde.

Plötzlich, als wehe ihn ein Fieberschauer an, befiel ihn die gewohnte Furcht wieder, sich durch seine Unbeholfenheit lächerlich zu machen. Er sah, wie im Spiegel, sich selbst und die schöne Anonyma, Hand in Hand, ungefähr in der Stellung, als wolle er seine Dame zu einer Menuet aufführen. Er fand sich höchst abgeschmackt.

„Was in aller Welt," dachte er bei sich, „was treibst du auch? — Ein wildfremdes Frauenzimmer, — nimmst ihre Hand — gaffst sie an — setzest sie in die bitterste Verwirrung — wie wirst du mit guter Art dich wieder auslösen? Es ist nur zum Erstaunen, daß sie dich nicht zurückschleudert, — noch nicht . . ."

„Seid ihr schon so gute Bekannte?" rief plötzlich eine mächtige Stimme zwischen beiden, daß beide weit aus einander fuhren.

Es war Herr Pyk in eigener Person.

8.

Der Autor bekennt, daß ihm Herr Pyk etwas zu früh erschienen ist, weil der ihn in einer wichtigen Bemerkung gestört hat, die er so eben zu machen Gelegenheit hatte.

Es ist ausser allem Zweifel, daß Herr Quint neben dem schüchternen Landmädchen seines Vortheils vergaß. Es gibt gewisse Dinge, die durchaus nicht mit Ernst behandelt sein wollen; dahin gehört auch die Eröffnung einer Bekanntschaft, sei es mit einem Gelehrten, oder einem Frauenzimmer — mit welchen beiden Menschenarten das Bekanntschaftschliessen übrigens bei weitem beschwerlicher, als mit jeder andern Menschenart ist. Man fährt am besten, solch ein erstes Zusammentreffen so lange als Scherz zu nehmen, bis die Natur selbst Ernst daraus machen will.

Herr Pyk, dieser deus ex machina, hatte übrigens durch seine Dazwischenkunft alle Dinge wieder in ihr ordentliches Geleis, die verlornen Pantoffeln an ihre Füße, und den flüchtigen Hut zu seinem Kopf gebracht. Nur eins war und blieb, wie es schien, ausser der alten Ordnung, — das Herz der beiden jungen Leute.

Herr Pyk war in dem Punkt erfahrner, als man glauben sollte Er ließ es sich nicht ausreden, daß die beiden Abentheurer einander geblendet hätten, daß sie den offenen Weg bei hellem Tage nicht mehr sahen. — Der Hut und die Pantoffeln unterstützten seine Bemerkung. Er lächelte, nahm Herrn Quint beim Arm und führte ihn in's Haus.

„Und du, Bätely," sagte er zu dem ängst-

lichen Mädchen schmollend: „weißt du noch, daß unsere Erdbeeren im Gartenhause stehen? Ich dächte, du trügst sie uns in's Zimmer; da ist's kühler."

9.

Als sich die Herren Pyk und Quint an den Tisch gesetzt hatten, nahm Herr Quint voll kühler Weisheit das Wort, um seine Verlegenheit zu verheimlichen. Am liebsten hätte er nach Bätely gefragt, und wer sie sei? und wie sie hierher gekommen? und was sie gelte und bedeute? — Statt dessen aber hub er also an:

„Man muß eingestehen, daß die Kenntniß des gestirnten Himmels jede andere Wissenschaft an Interesse übertrifft. Nur allein die Erinnerung an die seltsamen, ungeheuern Schwingungen der Welten in dem unermeßlichen Raum . . ."

„Ei, rief Herr Pyk, was beginnet Ihr auch da? Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr am hellen Tage mit meiner Nichte nach den Sternen gegafft habet?"

Herr Quint wurde feuerroth. „Also Eure Nichte ist sie?" sagte er.

„Ei, Herr Nachbar," rief Pyk „Ihr sollt mir nichts aufbinden, wie meinem Saumthier. Ich habe ungebeizte Augen, wenn ich gleich nicht die

ungeheuern Schwingungen Eurer Welten anhero observirt habe. — Ihr aber seid geschossen, wie ein Fuchs, und wollet es nicht Wort haben. Geben wir nur mit einander ganz einfältiglich Gott und der Wahrheit die Ehre; Ihr seid geschossen."

„Was redet Ihr auch?" erwiederte Herr Quint: „Ich verstehe Euch nicht!"

„Ihr mögtet Euch gern," fuhr der beredte Herr Pyk sehr unartig fort, „hinter dem Feigenbaum verbergen, wie der Großvater Adam nach dem Sündenfall. Aber, Herr Nachbar, ich lasse mit mir nicht Versteckenspielen; das ist aus und Amen! — Bätely hat Euch zur Erkenntniß des Guten und Bösen gebracht, ich aber will Euch darum nicht aus dem Paradiese bannisiren. Verlaßt Euch auf mich!" —

Bätely unterbrach zum Glück oder Unglück dies Gespräch. Sie brachte die Erdbeeren und frischen Wein. Herr Pyk hielt seine schöne Nichte fest: „Willst du nicht bei uns bleiben, Bätely?"

Hocherröthend schützte sie die dringendsten Geschäfte vor.

„Kennst du den Herrn hier?" fragte er weiter.

„Ich habe den Herrn Quint einigemal gesehen, wenn er durch unser Dorf ritt!" antwortete sie verschämt.

Hier öffnete Herr Quint den Mund, denn er fühlte, es sei Zeit, irgend eine Artigkeit anzubrin-

gen. Wirklich hatte er einen höchst glücklichen Gedanken; aber er ließ es bei dem offenen Mund bewenden, weil er durchaus sprachlos ward.

Schnell drehte sich Bätely um und entschlüpfte aus der Gesellschaft; Herr Quint aber hatte nun allen Muth verloren.

10.

Sobald, als immer möglich, rüstete er sich zum Abzug aus der Burg. Er schwor in seinem Herzen, diese Gegend nie wieder zu betreten; verloren für die Welt, wollte er sich in seiner Einsamkeit vergraben, und mit den einfachen Freuden sich genügen, welche er selbst, wie Blumen auf eigenen Beeten, ziehen könnte.

Herr Pyk fand seinen Nachbar diesmal sehr wunderlich. Er bemühte sich, ihn auf alle Art zu ermuntern, umsonst. Man machte einige Lustgänge im Schatten der Kastanienreihen; in der Ferne wandelte Bätely; Herr Quint schielte seitwärts dahin und klagte über Schmerzen am linken Auge.

„Meine Nichte," antwortete Herr Pyk, „versteht sich besser auf die Medizin, als ich. Sie hats von ihrer Tante, von welcher sie erzogen wird. Die Weiber taugen vortrefflich dazu, und besser, als die Männer. Wir Männer handeln immer en gros, die Weiber immer en détail. Wir beurthei-

len die Dinge im Ganzen, sie aber nur in einzelnen Theilen. Wir sind fähig, etwas Neues, Großes, Ganzes zu schaffen; sie hingegen sind geschickter zum Verzieren, Flicken und Ausbessern. Man sollte den Weibern die Wundarzneikunst ganz überlassen. — Kommt mit Euerm linken Auge, Bätely wird Rath dafür wissen."

„Es gibt sich von selbst," sagte Herr Quint mit wachsender Angst: „der Schmerz ist so groß nicht."

„Desto besser," entgegnete Herr Pyk, „aber sehet künftig weniger nach den Sternen. Die Sternseherei mag ihre Vortheile haben, so lange man unverheirathet ist. Ich dächte aber, Ihr hinget mit Euern Augen allgemach zuweilen lieber am Bett-Himmel, als am Sternen-Himmel. Doch ich schreibe Euch nichts vor."

„Ihr redet," seufzte Herr Quint, „so dunkel, daß ich Euch nichts zu antworten weiß. Uebrigens ist es für mich ein arges Ding ums Heirathen; ich bin nicht schön, ich bin nicht reich genug, ich bin nicht verwegen genug, ich mag's auch nicht einmal sein, und so werd' ich niemals zu einem Weibe kommen."

„Ei, Possen!" versetzte Herr Pyk: „meinet Ihr, daß unsere Väter alle Engel und im Besitz von Baronien waren, um uns Mütter zu verschaffen? Es gibt sich in der Welt kein Ding leich-

ter, als die Hochzeit. Und wiewohl unsere Even thun, als wär' unterm Himmel keine Kreatur entbehrlicher und gleichgültiger, als der Mann — verlaßt Euch auf mich, sie meinen es nicht so. — Sie nehmen die Miene an, um sich nicht allzusehr zu verrathen, und wenn Ihr, statt nach den Sternen zu sehen, Eure Ohren zuweilen ans Schlüsselloch legtet, würdet Ihr erfahren, daß, wo drei Weiber beisammen sind, ihre Rede zuletzt immer vom Mann anfängt, und mit der Kindtaufe endet. — Und ich verdenk's den armen Kindern nicht. Sie haben keine Staaten zu regieren, keine Schlachten zu liefern, keine Bücher zu schreiben, keine Predigten auswendig zu lernen; und etwas müssen sie doch thun. Sie spielen mit Puppen, dann mit Männern, dann mit ihren Kindern. Ihre Bestimmung ist, erzogen zu werden und zu erziehen."

Obgleich Herr Quint nicht ohne Genuß das Gespräch seines Nachbars anhörte, fürchtete er doch, etwas darauf zu erwiedern; denn — sie standen nicht weit von der Burg, und vor der Thür, im Schatten der Weinranken, saß Bätely. —

Herr Quint sah gen Himmel, zeigte mit der linken Hand auf die untergehende Sonne, indem er mit der Rechten den Hut abzog, um sich dem Nachbar zu empfehlen. — Da war kein Haltens mehr. Herr Quint wurde zu Hause von allzu-

dringenden Geschäften erwartet. Er mußte diesmal scheiden. —

Pyk entschloß sich, ihn zu begleiten. Er drehte sich um, und rief Bätely. Bätely, als hätte sie nichts gehört und gesehen, statt näher zu kommen, ging ins Haus zurück. Herr Pyk hatte gut rufen und pfeifen; sie kam nicht wieder.

„Ich bitte, mich ihr zu empfehlen!“ stammelte Quint, und ihm war, als sollt' er sich hinstellen und bitterlich weinen.

„Das Mädel ist närrisch!“ sagte Herr Pyk: „aber laßt es gut sein. Ich will ihr schon das Evangelium und die Epistel lesen. Sie geht erst übermorgen nach Hause zurück.“

Damit wanderten beide von der Burghöhe hinab in die Ebene. Herr Quint war voller Mißmuth. Er überhäufte sich selbst mit den unglimpflichsten Vorwürfen, sich gegen Bätely so hölzern, so albern, so ungelenk betragen und eine Verachtung verdient zu haben, die sie offenbar an den Tag gelegt hatte, indem sie nicht einmal das Adieu sagen wollte.

„Eure Nichte,“ sagte er, „scheint mir böse zu sein. Vielleicht mit Recht. Ich bin heut eine Art Tölpel.“

„Ach, schwatzet doch nicht so!“ entgegnete Herr Pyk: „warum denn böse? ich hab's ihr ab-

gemerkt, das baare, klare, wahre Gegentheil. Aber dazu muß man Erfahrung haben. Und ich sag's Euch noch einmal, Herr Nachbar, und vergeßt's nicht: wer die Welt kennen will, muß mehr durch's Schlüsselloch, als durch die Fern- und Stern-Gläser sehen.

Der Burgherr hatte diesmal gewiß Recht. — Bätely hatte kaum bemerkt, daß Herr Quint sich zum gänzlichen Abzuge rüste, als sie an ihrer muntern Stimmung verlor. Sie stand auf, sie wollte unter einem Vorwand sich dem Onkel nähern, um dem Gaste noch einmal nahe zu sein. Aber der Oheim verdarb alles, indem er sie rief. So offiziel sich zeigen, wollte sie nicht. Es lag ihr darin etwas Entwürdigendes, oder sie glaubte, Quints Aufmerksamkeit mehr zu fesseln, wenn sie ihm auswich, als wenn sie ihm auf allzugewöhnlichen Wegen begegnete. — Genug, sie lief, so viel sie konnte, um dem Oheim zu entgehen, zwei, drei Treppen hoch, bis zum Dachfenster, von wo aus sie die Thal-Landschaft, und den Weg am Strom, und die beiden Freunde erblicken konnte.

Ihr Herz schlug laut. Sie sah Herrn Quint, und sah nur ihn. „Was wird er von dir sagen?" dachte sie: „o wie unartig bist du gegen ihn gewesen! Er kann dir's nicht verzeihen, daß du auf ihn fielst. Nicht einmal abgebeten hast du. Und nun beim Abschiede so davon zu laufen! Er muß dich

verachten. Er wird nicht mehr hieher kommen. Du verdienst es. — O Herr Quint, leben Sie wohl! tausend, tausendmal! — ich habe Sie nicht kränken wollen! Und Sie haben Recht, mir nicht zu verzeihen."

Indem sie so in Gedanken zu ihm redete, waren ihre schönen Augen mit Thränen bedeckt.

11.

Am folgenden Tage sah man den Herrn Quint sehr nachdenkend. Die Begebenheiten in der Burg glichen ihm einem Traum. Bätely's Gestalt, Mienen, Anzug hatten sich seinem Gedächtniß allzutief eingeprägt. Er wollte sich zerstreuen. Er wollte schreiben, und zeichnete Bätely's schönen Kopf zwanzig Mal auf's Papier hin; er trat an's Klavier, und alle Saiten hallten ihm unbekannte Empfindungen zurück; er besuchte seine Spaziergänge, und hielt förmliche Unterredungen mit Bätely, als wenn sie ihm zur Seite wandelte.

Ohne darüber böse zu werden, fühlte er, wie sehr sein Inneres durch das Abentheuer eines Augenblicks umgestaltet worden war. Alle Grundsätze, alle Lieblingssätze, aller Stoizismus, alle alten und neuen Scribenten, alle Weisheit hoher und niederer Schulen — alles was ihm bisher Reiz und Werth hatte, alles worauf er bisher einigen

Stolz setzte — alles lag auf die Seite geworfen wie ein abgenutzter Hausrath, wie ein fades Spielzeug. —

„O du schöner, heiliger Rausch, laß mich in dir sterben!" seufzte er, als er am Abend des ganz durchträumten Tages auf der hölzernen Bank vor dem Hause, im weiten Schatten des im röthlichen Sonnenlicht spielenden Kastanienbaumes saß. — „Was hilft auch all unser Groß- und Herrlichsein, und unsere Gelahrtheit und unser Können? — Wir werden doch nie Götter; laßt uns einfältige, gute Menschen bleiben. — Und die großen Massen unserer Brüder, sind sie denn glücklich, weil sie viel haben, viel wissen, viel mögen? — Gewiß nicht; glücklich sind sie nur, weil sie sich im Arme von erquicklichen Täuschungen wiegen. Was haben wir davon, wenn wir alle unsere Lust zergliedern? — Ist ein Tag voll kalter Untersuchungen einen einzigen warmen Moment des Genusses werth? —

„O Bätely, Bätely, empfändest du, wie ich! mögtest du eintreten mit deinem Herzen in den Zaubertraum, den du bewirktest! — Bei dir, mit dir währt er ewiglich. Das ist nun nicht mehr die Welt, die ich noch gestern sah. Die Wolken tändeln am Himmel und suchen sich, und fliehen und finden sich, um in einander zu zerrinnen. Und die Halmen der Wiese neigen sich, um, Bätely! deinem Fußtritt einen weichen Teppich zu weben.

Das ist die Gewalt der Schönheit, daß sie immer Königin ist, wo sie ist; daß Alles in der Natur sie erkennt, sie erwartet, ihr vertraulich angehört; daß an ihrer Seite die Dinge besser, bedeutender, lieblicher werden."

Man sieht aus allem hell und baar, Herr Quint stand bei sich selbst nicht mehr auf dem alten Fuß. Er dachte Viertelstunden über seine Verwandlung und seine seltsamen, vorher nie gehabten und nie gekannten Träumereien nach, und konnte mit dem besten Willen nicht ergründen, ob er jetzt klüger worden sei, oder närrischer?

Drum nahm er sich vor, seine Gedanken und Einfälle genau aufzuzeichnen, in der Meinung, er müsse doch auch einmal wieder nüchtern werden, gleich andern seiner Brüder.

„Das Mädel geht erst übermorgen nach Hause!" hatte gestern Herr Pyk sich ziemlich deutlich verlauten lassen. — Daraus folgte ganz natürlich, daß Bätely morgen eine Reise durch die Länge des Thales, vom Onkel, dem Beredsamen, bis zur wirthlichen Tante machen werde. — Man konnte Bätely sehen ohne Mühe, und sie anreden ohne Furcht, und alles Vergangene vergessen machen durch feine Reden, und ihr zartes Herz prüfen, und vielleicht — hoffen — — Herr Quint schwindelte, wenn er den Gedanken weiter spinnen wollte.

Mitten in seiner Seligkeit blieb ihm aber noch eine große Bürde von Angst und Furcht zu tragen. — Es ließ sich unter allen möglichen Voraussetzungen nicht hoffen, daß Bäteln jemals seine frommen Wünsche erhören würde; denn er fühlte lebhaft, daß es ihm leichter sein würde, in einer halben Stunde aramäisch, als binnen vier Wochen eine wohlgesetzte Liebeserklärung zu lernen.

12.

Die ersten Sonnenstrahlen, welche über das in falbem Duft verschwommene Hochgebirg herüberflogen am folgenden Morgen, fanden Herrn Quint dem Spiegel gegenüber. Er machte hier die unschuldige Bemerkung, daß die Frühlingsschaft seiner Tage hinter ihm lag. — Achtundzwanzig Jahre alt! — ein schönes Alter. Noch zehn Jahre machen achtunddreißig. Auch noch nicht so fürchterlich. Noch zehn Jahre, dann: achtundvierzig! — „O Bäteln, Bäteln, da weht der Wind das Laub ab, und die Säfte versiegen, und die Zweige verdorren!“

Er hatte sich wirklich diesmal zierlich gekleidet, über Gewohnheit. Schwarzseidene Unterkleider und ein meergrüner Frak. Die Haare wohlgekräuselt, schneeweiß gepudert; der Haarbeutel schmal und zierlich nach der neuesten

Form. — Hier blieb kein Zweifel weiter. Herr Quint legte es auf Herzenssturm an.

Alle seine Hausleute verwunderten sich des; besonders die alte Haushälterin Anne-Marie gerieth ausser sich. Weiber haben in solchen Angelegenheiten feinen Takt. Anne-Marie lachte heimlich vor sich hin, und flüsterte Allen vertraulich in's Ohr: „Es wird große Aenderung im Hause geben.“ Die Andern meinten, es wäre in der Welt nichts unmöglich, und wo es Gelegenheit gab, schielten sie durch Fenster und Thür, und durch Hof und Haus ihrem verwandelten Herrn nach.

Herr Quint, welcher weder auf den Glanz der schwarzseidenen Unterkleider, noch auf die geschmackvolle Form des neuen Haarbeutels bei seinem vorhabenden Angriff zählte, glaubte für jeden Nothfall noch anderer Waffen vonnöthen zu haben. — Ein schönes Buch aus seiner Bibliothek, ein duftiger Straus aus seinem Blumengarten mußten mit ihm. — Beide konnten wenigstens, als unschuldige Gelegenheitsmacher und Kuppler, Dienste thun.

So gewaffnet und mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen, verließ er das Haus, ging er gegen den brausenden Strom, und über die Brücke, und über die Au bis zur großen Straße, welche

von einem Ende des Thals zum andern führt, und von Bätely nicht gemieden werden konnte.

Die Natur erwachte unter dem Triller der Lerchen; die Gewölke entwanden sich dem Schoos der Gebirge und schwangen sich golden der Sonne zu. Ein heiliger Schauer durchbebte die Waldung; — Verklärung strömte vom glänzenden Himmelsgewölbe herab über die gewaltigen Felsentannen und über die Moossteine und Kräuter.

Herr Quint faltete in stiller Verzückung die Hände zusammen. Er sah hinaus in die blühende, schimmernde Thalwelt, wie in ein neues Leben, dessen Engel Bätely war. Alle Herrlichkeit und Pracht der Frühstunde war für ihn der feierliche Eingang zur Epopöe seiner Zukunft; das Einläuten seines großen Sonn- und Festtags!

Träumend ging er auf der Straße hin, gegen das große Dorf Thosa, von woher die Geliebte kommen sollte. Der Weg stieg am Ufer des Stroms über Bergschutt und Felsen empor; rechts und links von alten Eichen, Fichten und Lerchenbäumen besetzt und verworrenem Dickigt.

Auf der Höhe faltete sich ihm über den Wipfeln der unten vom Strom-Ufer aufragenden Tannen eine liebliche Landschaft drüben auf, in dessen Mitte sein Landgut wunderschön gelegen war. — Auch übersah man von hier aus des Wegs eine gute Strecke, der sich nun wieder in die

Tiefe zwischen Waldung und mit kleinen Blumen bestreuten Felsen hinsenkte.

Hier beschloß Herr Quint Position zu nehmen, und Bätely zu erwarten. Denn es ließ sich ihr doch nicht so entgegenlaufen, ohne alle Vorbereitung. Die Bekanntschaft war allzufrisch; und die mit ihr verknüpften Unfälle — — das Tischtuch — —

Dies war Entladung aller Elektrizität; Amor ließ die Flügel sinken, Herr Quint das Blumenbüschel; ein trübender Hauch ging über den Glanz der Natur, wie der Seufzer eines bösen Geistes.

Die unselige Erinnerung wüthete mit winterlicher Hand im Frühlingsgarten seiner Phantasie. Alle Freuden und Hoffnungen erstarben; er stand da, wie einer der Niemandem angehört; wie ein Pilger aus der Fremde im plötzlichen Nebel; oder wie ein Trinker, der mitten unter Thorheiten nüchtern wird.

Er stampfte mit dem Fuße ärgerlich gegen die Erde. — „Da läuft der Narr hin, bei Gott, um sich noch einmal vor dem liebenswürdigsten Geschöpfe unterm Himmel lächerlich zu machen! Schämen wird sie sich in deiner Seele und in deinem Namen. Und du so plump, so tölpisch! — o, warum war ich nicht recht unglücklich, warum nur lächerlich!“

Herr Quint warf mit Heftigkeit seine Blumen zu Boden.

„Es ist vorbei! Es ist gewiß, sie liebt mich mich nicht; und wenn sie wollte, sie könnte nicht! — Da wäre der Klotz einmal wieder sauber angeprallt, wenn er ihr sein Kompliment geschnitten, wie einer alten und sichern, aus- und abgemachten Bekannt- und Freundschaft! — Troll' Er sich ganz sachte davon, laß Er erst Gras wachsen über seine Albernheit, dann klopf' Er wieder an und meld' Er sich!“

So mißhandelte sich selbst, mit kartheuserhafter Strenge, der arme Quint. Er sah in dem Augenblick seine Fehler in Riesengestalt, die ihn zu Boden drückten, und seine Tugenden schienen ihm Zwerge. — Er verzweifelte so sehr an sich, verkannte sein Gutes so sehr, daß er sich von ganzem Herzen verachtete. — Schönheit, Reichthum, Grazie, Witz, Ruhm, glänzende Aemter, glänzende Handlungen, nnd was sonst wohl ein schönes Mädchen ankirren dürfte — —

„Ach, es fehlt mir Alles, — Alles — Alles! um vor der Liebenswürdigen liebenswürdig zu sein!“

Er drückte sich den Hut tiefer in's Gesicht; schwenkte halb, und wollte so eben den Rückzug in die Heimath antreten, als, sein Unglück zu mehren, Satan ihm schadenfroh in's Ohr blies:

„Und ehe du klug und liebenswürdig wirst, hat Bätely schon den Mann gefunden!“

Der Einfall machte ihn schaudern. Er stand still. Vor seinem innern Blick liefen, wie Schattenspiel der Zauberlaterne, die Gestalten aller seiner möglichen Nebenbuhler aus dem Thale vorbei. — Schöne Männer, geistvolle Männer, angenehme Gesellschafter, reiche Jünglinge, bedeutende Familien — und Quints Selbstgefühl, statt ganz aufgelöset zu werden, erwachte wieder unter dieser Musterung. Unwillkührlich wog er sich mit Mann um Mann, und fand, daß er so ganz verächtlich, so ganz werthlos nicht sei. — Die Nebel des Mißmuthes brachen sich; der Hoffnung Sonnenstrahl schoß über seine innere Welt hin, und zeigte wieder in der nächtlichen Wüste einzelne lichte Stätten.

In fortgesetzten, angenehmen Ueberlegungen hob er sich stufenweis vom Trost zur Beruhigung, von der Ruhe zur Hoffnung, von dieser zur Erwartung, von der Erwartung zur Freude, von der Freude zum Entzücken. „Und denk' ich noch an Pyk's Worte, an Bätely's Blicke!“ rief er im neubeginnenden Hoffnungs- und Liebesrausch: „o Alles ist noch möglich! Wir wollen es versuchen! Bätely wird errungen! Das Paradies erobert! trallalla, trallallera, tralla, trallorium!“— Die letzten undeutschen Worte dachte er nicht,

sprach er nicht, sondern er sang sie mit heller, vernehmlicher Stimme, und tanzte dabei von einer Seite des Wegs zur andern hinüber und eben so wieder zurück.

Wahrscheinlich hätte er diesen Jubeltanz, welcher viel Aehnliches mit dem königlichen Davidischen vor der Bundeslade gehabt haben mag; wahrscheinlich hätt' er ihn noch lange fortgesetzt, es war ein Mittelding zwischen Menuet und Walzer, wenn nicht — — — genug Herr Quint sprang mit einem Male von der Seite, wie ein scheues Roß, während es courbettirt. Er schlüpfte in's Dickigt zwischen der Heerstraße und dem unten in der Tiefe laufenden Strom.

Und den Weg daher gegen die Höhe kam Bätely in hochsteigener schöner Person. Sie war allein.

13.

Wer einmal geliebt hat, wird sich den schnellwechselnden Gemüthsstand des zwischen Furcht und Hoffnung, Angst und Entzücken umhergeworfenen Herrn Quint sehr deutlich erklären können. Auch will ich wetten, daß der größte Theil meiner Leser den Freudentanz des Herrn Quint irgend einmal schon mitgetanzt habe; nur war jeder vielleicht glücklicher, als unser Philosoph, der in seinem Jubilo überrascht wurde, und leider ge-

rade von derjenigen Person, welcher zu lieb dieser geheime Ehren- und Lusttanz bei einfacher Vokalmusik angestellt war.

Herr Quint, welcher in seinem Leben nicht als Solotänzer zu figuriren im Schilde geführt hatte, war von Bätely's Erscheinung dermaßen betroffen und aus der Fassung gehoben, daß er an allen Gliedern bebte. Hatte ihn Bätely droben auf der Höhe mit seinen Kreuz-, Quer- und Luftsprüngen erkannt: so war's unfehlbar auf ewig um ihn geschehen. Was hatte auch ein Mädchen zu denken, wann sich ihm ein wohlgekleideter Mann plötzlich im Walde tanzend präsentirte, ein Mann, sonst so schüchtern, ehrbar, sittig und von aller Welt für vernünftig gehalten? — Und wenn dieser ihm nun sogar mit Liebeserklärungen entgegengerückt wäre! — Um Gottes willen, Herr Quint, wo hatten Sie den Verstand?

Der gute Mann büßte in diesem Augenblick seine kurze Lust auf die empfindlichste Weise. Er mußte mit beiden Händen fest an den nebenstehenden Bäumen halten, weil es unter ihm, bis zum Ufer des Stroms hinab, ziemlich tief und steil lief, und die Füße sich nur auf Kies und Sand stützten, der bei jeder Bewegung nachließ.

Jedes Falls mußte er in so grausamer Lage wenigstens verzögern, bis Bätely vorüber sein würde, und doch schien er sich keinen Augenblick

länger aufrecht halten zu können. Der Boden sickerte allmälig unter seinen Fußsohlen. Er konnte links, er konnte rechts vielleicht fester stehen, aber nicht vor Bätelys Blicken bedeckt, wie hier. Zudem war mit jeder Abänderung seiner Stellung ein verrätherisches Geräusch, ein Prasseln des herabrollenden Gesteins und Sandes unausweichlich.

Ausgenommen qualvolle Träume, wo der Beängstete entrinnen will, inzwischen ein fataler Zauber seine Füße an den Boden fesselt, oder schreien will um Hülfe, ohne eine Stimme zu haben — ausgenommen solche Höllenmährchen, welche uns zuweilen ein böser Engel im Schlaf erzählt, hatte Herr Quint nie Peinlicheres der Art empfunden.

Der Boden sickerte indessen nach dem Naturgesetz der Schwere langsam unter seinen Sohlen fort — eine weite Fahrt am Berge über Kies und Grien hinunter war es — schwindlicht anzusehen — und Jungfer Bätely hatte so eben die Höhe des Bergwegs erreicht, und stand zwei Schritte vor Herrn Quint, dem im Schreck der Odem entging, — stand still und betrachtete erstaunt die schönen Gartenblumen auf dem Wege zerstreut.

Auch jeder Andere würde mit stillem Vergnügen die kleine Reisende betrachtet haben, sauber, ländlich-einfach und doch zum Vortheil des lieblich-

geformten Wuchses gekleidet, wie sie da stand vor den Blumen, sinnig und mit einem Angesicht, wie das Angesicht eines frommen Engels vom Morgenroth angeschimmt. — Herr Quint zitterte vor Liebe und — Angst.

Sie bog sich hinab, sammelte die Blumen auf, und ging seitwärts, sich auf ein Felsenstück zu setzen. Die Blumen im Schoos, ordnete sie dieselben zu einem Straus, doch ohne Eile; denn ihr Blick irrte in der gegenüberliegenden Landschaft, wo im Morgenduft Herrn Quints Landgut und Wohngebäude nebst Gärten ruhten.

„Er hat auch Blumen in seinem Garten, dachte sie: und wie man sagt, soll es ein schöner Garten sein.“ —

Ihre Hände sanken in den Schoos auf die kühlen Blüthen hin; ein zitternder Seufzer hob langsam ihren Busen.

Unwillkührlich, denn wer nimmt sich dergleichen vor? gedachte sie sich die Hausfrau da drüben, und meinte: die werde dann auch für die Küche pflanzen, wie für die Augen. — Die Lage der Hausthür, der Fenster, des Schornsteins deuteten ihr physiognomisch das Innere des Wohngebäudes, und das Verhältniß der Zimmer und Kammern, der Küche und des Kellers, der Treppen und Säle. Da, meinte sie, sei doch viel zu putzen und zu schmücken; schön wäre es, Winter

und Sommer schneeweiße Umhänge vor den Fenstern zu haben, denn sie zieren auch von aussen das Haus. Und des Abends im Sommer müsse man in einer heitern Gartenlaube zu Nacht speisen; und im Winter sollte das Stübchen mit Aussicht gegen die Landstraße gewärmt werden; da müsse auch das Klavier stehen. Herr Quiat konnte es trefflich spielen; die Hausfrau würde dann dazu den gelben Flachs spinnen.

„Und an wen denkt er?“ dachte sie weiter: „O ich weiß es wohl, an ihn denkt Manche. Er ist reich, jung und artig. Daß mich armes Kind doch immer das Unglück verfolgen muß. Wäre nur das Tischtuch nicht gewesen! Wie war ich doch so ungeschickt! Ich werde mich zeitlebens schämen. Nie darf ich die Augen wieder zu ihm aufschlagen. — Aber, wahr ist's doch, er warf zuweilen einen sehr freundlichen Blick auf mich; ein Blick, so wunderlich, so hell und durchdringend, daß ich ihn kaum ertragen konnte. Und ich mögte viel darum geben, zu wissen, was er Oheim Pyk gesagt hat. — O der Oheim! ich kenn' ihn gar wohl. Glaube ihm nichts, armes Bätely, er hat dein nur gespottet. Mag ein so reicher Mann, ein so Glücklicher, den Alle lieben, an dich armes, unwissendes Mädchen denken? Er soll ein so gelehrter Herr sein; er wird sich

eine gelehrte Frau suchen, vielleicht ein Mädchen aus der Stadt. Denn du bist sein nicht würdig. Und er kennt dich nicht, — hat dich längst seit vorgestern gewiß vergessen.“

Mit diesen Worten fiel eine ägyptische Nacht über ihre Träume.

Sie faltete die Hände zusammen, streckte sie mit wehmüthigem Blick gegen das Wohnhaus des Herrn Quint und sprach (denn sie glaubte sich unbelauscht) mit bebender Stimme: „Ach! Herr Quint ...“

Herr Quint hatte, obgleich unter tausend Besorgnissen wegen seiner schlechten Haltung, mit Vergnügen die Geliebte sich gegenüber gesehen. Er war voller Entzücken. Und als sie die schönen Arme gegen seine Wohngegend hinstreckte, und als über ihre kleinen Purpurlippen der verrätherische Seufzer: Herr Quint! hinflog ... da riegelte sich der Himmel vor ihm auf; da wollte er zu Bätelys Füßen; nie lächelte das Glück holder; er breitete ihr seine Arme entgegen, unbekümmert um die Gefahr ...

Mit dumpfem Geräusch lösete sich unter ihm der Kiessand; der lockere Boden kollerte prasselnd hinunter; Herr Quint unaufhaltsam, mit allem was ihn aus dem Mineralreich umgab, folgte verzweifelnd nach. Er fluchte unterwegs; vergebens. Es hätte ihm nicht geholfen, wenn er auch

mit Andacht gebetet haben würde. Die Gefahr ward ärger, als je. Erd' und Schutt rollten ihm, da die Grundlage gewichen, von oben her sausend nach, und drohten ihn zu begraben. Er sah besorgt hinauf, hinunter. Es blieb keine andere Maasnahme, als dem Willen des Verhängnisses zu folgen, und die Reise in die Tiefen zu vollenden.

14.

Wenn unter poetischen Umständen, welche den Menschensohn vergöttern und die Erde verhimmeln können, plötzlich ein so prosaischer Zufall tritt — wo ist der Lammessinn, welcher darüber nicht in Wuth geriethe? — Und doch ist das arme Leben des Menschen nichts, als ein Roman mit Versen vermischt, ein Singspiel ohne Musik, ein Ding, aus dem man nicht ganz klug wird. Und eben daher geschicht es, daß auch die sanftesten Seelen zuweilen verwildern, und ihre Seidenwolle wie eine Löwenmähne schütteln.

Das that nun auch Herr Quint, als er unten am Berge stand, und sich von seinen Vieren erhoben, und durch künstliche Sprünge den Angriff verschiedener nachrollender Steine vermieden hatte. Doch mitten im Zorn wußte er nicht, ob er seinem Mißgeschick mehr fluchen, oder seinem Glücke mehr

danken, die vermessenste Bergfahrt ohne Bein- und Halsbruch zurückgelegt zu haben.

Es durfte nicht mehr daran gedacht werden, bergauf zu klimmen, und Bätely zu suchen. Wahrscheinlich hatte sich das gute Kind bei dem entsetzlichen Getöse klüglicherweise durch Flucht gerettet. Zudem konnte Herr Quint auf keine Weise verhehlen, daß seine schwarzseidenen Unterkleider ausser Stand gesetzt waren, sich dem Auge einer Geliebten zu zeigen. Er mußte froh sein, deren Flecke und Risse also verbergen zu können, daß er, ohne Aufsehen, bei hellem Tage die Heimath erreichen konnte.

Er weinte vor Wuth! — Auch Philosophen verlieren unter gewissen Umständen die Philosophie. Es ist noch kein Mensch gefunden, der weise war zu allen Stunden des Tags. Herr Quint, der Brüyere und Theophrast seines Thales, Herr Quint, der feine Menschenkenner, hätte gewiß diese Thränen nicht in Anschlag gebracht, wenn er seinen eigenen Karakter hätte schildern sollen. Und doch bezeichneten sie ihn so treffend! — Aber man weint nie solche Thränen auf dem Markte, oder am Theetisch.

Den Menschen kennen zu lernen, muß man ihn sehen, wenn er sich allein glaubt. Jeder ist gefallsüchtig nach seiner Weise. Jeder macht, ehe er auf die Straße tritt, oder in's Gesellschafts-

zimmer, vorher in der Geschwindigkeit seine moralische Toilette. Daher hat Herr Pyk noch einmal Recht: „Wer die Welt kennen will, muß sie mehr durch's Schlüsselloch, als durch Fern- und Sterngläser sehen."

15.

Am folgenden Tag erschien bei ihm Herr Pyk. Es war ein Regentag; dicke Wolken trieben sich unterwärts am Gebirge von Schlucht zu Schlucht und die Koppen der Berge lagen im niedergesunnen, schweren Regenhimmel verloren. Dergleichen Tage waren Herrn Quint immer willkommen. Die weite Stille, die einförmige Trübe der Landschaft, der Mangel an Zerstreuung im Aeußern, schränkten ihn auf sich selbst ein. Er glaubte dann mehr zu leben, als sonst, und nie war er fruchtbarer an muthigen Entwürfen, als zu solchen Zeiten.

Seines Unsterns vergessend, trieb er sich mit Plänen umher, wie Bätely zu gewinnen sei? — Schon seit er erwacht war, brütete er darüber. — Die Entwürfe standen in reifer Vollendung, als Pyk erschien, und sein Pferd unterm Fenster anband.

Nie war der Nachbar erwünschter gewesen. Er kam gerade von Nottheim. In Nottheim

wohnte Bätely bei der Schwester des Herrn Pyk. — Es war jetzt Nachmittag. Das Pferd mußte in den Stall. Herr Pyk warf die genäßten Kleider ab, und nahm mit Quints Schlafrock und Pantoffeln vorlieb. — Auch beschloß er hier zu übernachten, dieweil es Abend, der Weg sehr schlecht und der Regen gewaltiger geworden war.

Als sie nun beisammen saßen, zündete Herr Pyk die Tabakspfeife an, und sprach: „Nehmt es mir nicht übel, Herr Nachbar, ich mache mir's gern bequem, und bin gern bei Euch. Hättet Ihr aber eine liebliche Hausfrau, die uns mit freundlicher Miene eigenhändig den Tisch zum Nachtessen deckte, und auch dabei aus lauter lieber Freundschaft ein wenig mit mir schmählte, — worüber? ist gleichviel: — so wäre ich noch um fünf Prozent zufriedener. Ich höre ein junges Weib gern zanken mit mir; denn ich pflege wohl unartig zu sein. Und daran erkenne ich gleich, ob die Frau Geist und Herz, und zur Freundschaft Gefühl hat. Junge Weiber, die gern lächelnd schmählen den Männern, lieben treu und zärtlich und sind einst holde, ehrwürdige Mütter. — Aber, um von vornen anzufangen, wenn da Euer Bediente kömmt, oder Eure Magd, und das Licht anzündet, oder das Tischtuch bereitet — lieber Gott, das ist, als wenn's gar nicht geschähe, und

lockt auch nicht zum Mahle. Wenn's Herz nicht warm ist, sind die Speisen kalt."

„Ihr habet wohl Recht!" entgegnete Herr Quint, und sein Antlitz brannte: „Ich fühle auch, daß Ihr wahr redet. Aber schwer ist's heut ein braves Mädchen zu finden, welches zum Altar durch's Herz des Mannes gezogen wird. — Und ich kenne kein Mädchen, mit dem ich glaube glücklich werden zu können, als, offenherzig gesprochen — — eben Eure schöne Nichte, Jungfer Bätely."

Herr Pyk lachte schelmisch. — Er zündete die Pfeife noch einmal an und sprach: „So schnell?"

Quint bückte sich, und hob ein Papierschnitzel vom Boden auf. — Das Bekenntniß war gemacht; rückwärts durfte es nicht mehr gehen.

„Hab' ich's doch wohl bemerkt!" setzte Herr Pyk seine Rede fort: „Das Mädel und Ihr — Ihr seid keine Komödianten, sonst müßtet Ihr Euch besser verstellen. Ihr waret wie verhext, beide verhext — das hatte ich auf den ersten Blick. Kurz und bündig, alles zusammen genommen ... " Herr Quint unterbrach ihn: — „Meinet Ihr, Herr Nachbar, daß .. erinnert sich Bätely, daß .. ich wollte sagen, glaubet Ihr, daß Eure Nichte; wenn ich — und es käme dabei lediglich auf Eure Freundschaft an ... ich will's Euch nur offenherzig gestehen, denn wozu hilft auch vor

Euch alles Verstellen, denn heraus muß es doch einmal . . ."

„Ei!“ rief Herr Pyk: „so lasset mich doch nur ausreden. Ich betrachte das Ding wie eine abgemachte, vollendete Geschichte.“

„Desto besser!“ sagte Herr Quint: „Ihr seid fein, und sahet wohl in der ersten Stunde, daß ich Euer Bätely unaussprechlich lieb hatte . . . allein, lieber Himmel, ich darf nicht glauben, nicht hoffen — Bätely kennt mich ja nicht!“

„Pub! da geht Ihr irre!“ rief lachend Herr Pyk: „Weiberlein haben Luchsaugen, und ist ihnen die Physiognomik angeboren, wie den Bienen die Botanik. Ihre Blicke, die sie in aller Beiläufigkeit auf den Mann werfen, sind wahrhafte Leuchtkugeln, die ihnen unser Allerinnerstes zum hellen Mittag machen. Ihr erstes Urtheil, welches sie über uns fällen, ist daher auch immer das richtigste; die guten Kinder sind nachher meistens so bescheiden, daß sie unsern Worten mehr glauben, als ihrem Ahnungssinn. Zum Beispiel: Bätely hat euch geschildert und konterfeiet, wie eine fünfzigjahrige Bekanntschaft.“

„So hat sie doch noch von mir gesprochen?“ fragte Quint mit angenehmem Erstaunen.

„Ei, so redet doch, wie Ihr denkt! — habt Ihrs denn dem Bätely nicht angesehen, daß es durch Euch halb verwirrt worden? Sie hat es

zwar abstreiten wollen mit aller Gewalt, sie denke nicht an Euch, aber sie hat bis zum letzten Augenblick, da sie heimging, von nichts, als Euch gesprochen, und um nichts, als Euch, gestritten. — Bei ihrer Tante macht sie es zweifelsohne kein Haar besser. Die Tante hat's ihr auf den Kopf zugesagt diesen Morgen: du bist verliebt! und ich habe hinzugefügt: er ist's desgleichen!"

„Um Gotteswillen!" schrie Herr Quint, und war ausser sich: „was habt Ihr auch gethan? Ihr macht mich unglücklich. Was wird Bätely von mir denken?"

„Narrenpossen!" entgegnete der Oheim: „was wird sie denken? Ihr seid, wie sich's gebührt, wird sie denken, und das ist ihr schon gelegen. — Und ich gestehe es Euch, Ihr beiden jungen Leute seid mir lieb. Es ist ein Plänchen von mir gewesen, Euch zusammenzubringen. Und würdet Ihr einander gefallen haben: so hätt' ich den Handel gleich in Richtigkeit gebracht. Bätely hat ein ganz artiges Vermögen und ist ein gutes Kind Der Himmel hat's gewollt, da er Euch zu mir führte, daß ihr früher mit ihr zusammentrafet, als ich dachte. Jetzt ist es im Reinen. Da habt Ihr meine Hand darauf."

Herr Quint war ausser sich vor Entzücken. Er ergriff die Hand des wackern Pyk; er warf sich

um dessen Hals; er küßte ihn mit Inbrunst und Heftigkeit und seine Augen wurden thränenfeucht.

„Nun, nu, nu!“ schrie Herr Pyk: „was habt Ihr? seid Ihr verblendet? Verwechselt Ihr den Oheim mit der Nichte?“

Quint zog sich zurück — der Felsen war von seinem Herzen — —

„Ich habe mit meiner Schwester“, fuhr der Oheim fort: „langes und breites Gespräch geführt. Sie ist mit der Partie wohl zufrieden. Ich liebe das Kurze und Bündige. Uebermorgen haben wir Sonntag. Bätely mit ihrer Tante kömmt zu mir dann; der Herr Pfarrer und Notarius mit einigen Zeugen speisen bei mir. Die Verlobung geht vor sich, und dann ein- für allemal in der Kirche ausgekündet . . .“

„Ich bitte Euch,“ unterbrach ihn Quint, und rückte auf seinem Stuhl voller Unruhe durch die Stube, „ich bitte Euch, fein langsam, nur langsam; Ihr redet zu schnell, Ihr redet zu viel; Ihr wollet zu viel und wollet zu schnell. — Sonntag, Verlobung, Pfarrer, Gastmahl, Notarius, Verkündigung . . .“

„Halt!“ schrie Herr Pyk: „da seid Ihr links. — So etwas muß schnell abgethan sein, ich sage schnell, doch in aller Ordnung. Erst Verlobung, dann Hochzeit, dann Kindtaufe. Es gibt Dinge in der Welt, die müssen schnell genommen sein,

wenn's gut damit gehen soll, z. B. eine Arznei, eine Batterie, eine Frau. Eben so Taufe, Heirath und Begräbniß. Das sind drei Kapitel unsers Lebenslaufes, oder Titel zum Kapitel, die sich um so schöner ausnehmen, je bündiger sie sind. Durch die Taufe entsagen wir dem Teufel, durch die Hochzeit dem alten Adam, und durch den Tod allen Thränen und Sorgen. Amen. Es steht aber bei Euch. Die Verlobung macht sich auch über's Jahr."

„Nein!" fuhr Herr Quint auf: „bei Leibe nicht. Macht's, wie Ihr wollt. Ich überlasse mich Euch ganz. Ich bin der Glücklichste unter der Sonne. — Auch hab' ich in der Welt nichts gegen die Verlobung, sondern gegen den ganzen Kram von Notarius, Pfarrer und Zeugen. Ich hasse den Prunk; das Komplimentiren; das Zeremonienwesen. Kann ich mir denn kein Weib nehmen, ohne all den Lärmen?"

16.

Hier war neue Verschiedenheit im Karakter der beiden Philosophen. Herr Pyk liebte Pracht und Geräusch. Er war ein Aristokrat, und wäre gern ein Adelicher gewesen. Sein Haus war mit alten Heldengemälden austapezirt, die er in öffentlichen Versteigerungen eingekauft hatte, um der Ordensbänder willen, die sie, nebst großen

Wolkenperücken, trugen. Von den dreihundert und fünfundsechszig Tagen des Jahrs gehörten ihm die Werkeltage zu den gemeinen Bürgern; Geburts- und Namenstage waren Roturiers; Sonn- und Festtage wahrhafte, von Gott ernannte Edelleute, deren Patente und Diplome das alte Testament verwahrt. — Er tanzte nur Menuetten, mit Begleitung von Trompeten und Pauken, und zog die langen Handmanschetten, wenn's hätte zur Wahl kommen müssen, dem Unter- und Oberhemd vor.

Unter solchen Umständen bleibt es kein weiteres Räthsel, wie dem blöden, guten Quint zu Muthe sein mußte, als Herr Pyk schlechterdings zur Verlobung, ausser dem Notar und Pfarrer, auch die nächsten Verwandte von Seiten des Herrn Bräutigams und der Jungfer Braut gezogen wissen wollte, als Zeugen.

Spät in die Nacht hinein wurde dieser Gegenstand verhandelt, und endlich bis zum folgenden Morgen versagt. Die Summe der Gäste bei der Verlobung, belief sich, Braut und Bräutigam inclusive, auf zweiundzwanzig Personen. Für den Schmaus und die übrigen Feierlichkeiten wollte Herr Pyk unmittelbar selbst sorgen, weil die Verlobung in seinem Hause gehalten werden sollte.

Herr Quint blieb schlaflos. — „So ist doch keine Rose ohne Dornen!“ seufzte Herr Quint,

und warf sich unruhig umher auf seinem Lager. Der Himmel, von den Strahlen des Mondes überflossen, leuchtete hell durch die Scheiben der Kammerfenster: „Keine Rose ganz ohne Dornen! — Nicht einmal das einfache Bekenntniß der Liebe, der Schwur, sich ewig anzugehören, ein Schwur, der schöner und würdiger in der Einsamkeit und unter Thränen abgelegt werden würde! — O ihr armen Menschenkinder, warum quälet ihr euch so gern selbst? Warum lasset ihr keine Freude in euer Herz schleichen, ohne sie durch eure Thorheit mit einem Schmerzenszoll zu belegen?“

Das Alles half nun freilich nichts. Herr Pyk ließ sein System nicht fahren. Er reisete des Morgens in hoher Frühe ab. Die Gäste wurden eingeladen; Notarius und Pfarrer verschrieben; das Gastmahl bereitet — kurz am Sonntag Morgen war Alles angeordnet, was zu einer Verlobung, und zu einem kleinen häuslichen Feste, aus dem Stegreife, vonnöthen sein konnte.

Um zehn Uhr Vormittags erschien im Hause des Oheims, von der Tante begleitet, Bätely, obwohl das gute Kind, das man zu überraschen gedachte, nicht wußte, daß der Tag seiner Verlobung sei. Oheim und Tante waren darin übereingekommen.

Um halb eilf Uhr erschienen Pfarrer, Notarius und Vettern und Muhmen in Feierkleidern,

mit lautem Geträtsche, schaarenweis. — Nur der Bräutigam fehlte noch.

17.

Herr Pyk fühlte sich an diesem großen Tag ganz in seiner Würde. Indem er das Glück zweier tugendhaften Seelen, die ihm theuer waren, gründen wollte, hatte er zugleich Gelegenheit, seinen Wohlstand, der an Reichthum grenzte, zu entfalten. Die kleine List, den Zweck des Festtags zu verheimlichen bis zur entscheidenden Minute, kitzelte ihn besonders. Er ging von Zimmer zu Zimmer, sagte allen Gästen etwas Schönes, hörte den Schmeichelspruch von Allen, gab Befehle in Küche und Keller, und drückte dem schüchternen Bätely zuweilen mit bedeutendem Lächeln die Hand.

Aber keine Rose ist dornenlos. Zwei Dinge stöhrten die Laune des Herrn Pyk.

Seine Schwester, Bätely's Tante, hatte in der Wonne ihres Herzens, mit geschwätziger Freundlichkeit einer alten Gevatterin das Geheimniß des Tags vertraut. Die Gevatterin wäre lieber gestorben, als daß sie das Geheimniß, das auf ihrer Zunge brannte, einen Augenblick dem lieben Nachbar, dem Herrn Barbier von Thosa, verschwiegen hätte. Der Herr Barbier glaubte aus Amtspflicht es allen seinen anwesenden Kunden entdecken zu müssen. Die Kunden veroffenbarten es ihren Ehe-

liebsten. Genug, binnen drei Minuten durchlief das Geheimniß alle vierzig vorhandene Ohren; alle Gesichter wurden wichtig und feierlich. Die betagte Frau Pfarrerin, der es um das Seelenheil der kleinen Bätely zu thun war, ging mit abgemessenem Schritt auf diese zu; hob eine förmliche Gratulation an ob der glücklichen Wahl des Liebsten, und der Verlobung, und breitete sich nun in einer wahren Standrede über die christlichen Pflichten einer verlobten Braut aus. Der Pfarrer, welcher nicht gern Andere sein Handwerk treiben sah, eilte hinzu, mit aufgehobenen Augen und Händen, und unterbrach den Sermon seiner gottesfürchtigen Hausehre. Die übrigen Gäste wollten nicht in Artigkeiten zurückbleiben. Ein wogender, schnatternder Haufe umringte das arme Mädchen, welches schamroth wegen verrathener Liebe (sie glaubte, nur Gott und die Tante wüßten darum) mit gesenkten Blicken, in sich selbst verloren, oder vielmehr wie vernichtet da saß.

Mit weitgeöffneten Augen und Ohren trat Herr Pyk ins Zimmer und sah und hörte den komplimentirenden Haufen. Sein Plan war verrathen, zerstört; er runzelte die Stirn; er blieb stehen; er zupfte unwillig seine Halskrause mit der rechten Hand, inzwischen er mit der linken in der Westentasche den weiten, großen, rothseidenen mit gelben Blumen gestickten Schoos derselben auf- und

niederbewegte, wie einen Fittig, auf welchem er sich vor Verdruß hätte in alle Lüfte schwingen mögen.

Kaum aber ward er gesehen, so strömte kosend, drohend, schmeichelnd, gratulirend der plappernde Haufen von Bätely's Stuhl hinweg, gegen ihn an. Von zärtlichen Vorwürfen überschüttet, eine wichtige Sache so lange geheim gehalten zu haben, blieb ihm nichts übrig, als lachende Miene zum verderbten Spiel zu machen. — Er ergab sich in sein Unheil, beantwortete graziös die Komplimente, und ging zu Bätely, welche noch immer in Bestürzung und Schämen versunken, da auf ihrem Sessel saß.

Der Oheim drückte umsonst ihre Hand, und fragte umsonst mit schalkhaftem Lächeln.

„Was sagst auch du zu dem Spaß?" — Sie erholte sich so bald nicht.

Ihre beklommene Seele, von Angst und Liebe und Scham angefallen, erlag unter schmerzlichen Empfindungen. Ein Traum faltete sich plötzlich, wie unter einem Feenspruch, zur Wirklichkeit auf; der Mann, für den allein sie sich in die Welt gerufen fühlte, und den sie doch selbst nicht zu nennen wagte, ward laut und feierlich, als ihr Bräutigam proklamirt. — Sie sollte ihn sehen, um ihm ewig anzugehören. Ach, nicht vergebens hatte die Tante ihr heute den goldenen Rosettenring

auf den Finger gezwungen! — Nicht vergebens hatte sie im Ton der Weissagung gesagt: „Ein Anderer wird ihn dir wieder abziehen! —“

Sie fühlte ihr Glück. Das Herz, allzuzart, den jähen Sturm auszuhalten, lösete sich in Thränen auf.

Herr Pyk erschrack. Der Menschenkenner kannte die Thränen nicht. — Im Grunde waren es nicht die Thränen selbst, oder Bätely's Unwillen, daß sie in so bedeutender Angelegenheit zuletzt befragt worden sei, — alles Das war's nicht, was ihm den Schauder anjagte: sondern die Furcht, sich, von seiner Physiognomik betrogen, durch das Fest und leere Verlobungsgetümmel zum Thalmährchen werden zu sehen.

Er entschloß sich kurz, führte Bätely durch's geräuschvolle Zimmer in die stille Nebenkammer, setzte sich schweigend an ihre Seite und ließ sie — weinen.

„Was fehlt dir?“ fragte er einigemal. Er blieb unbeantwortet.

„Ich glaubte, das Fest würde dir willkommen sein — du würdest freilich —“

„Ach!“ seufzte die Jungfrau, und schlug zum erstenmal die von Thränen spiegelnden Augen auf; denn sie verehrte den Oheim, wie man den Vater verehrt, und hatte vor ihm kein Geheimniß.

„Ist dir Herr Quint also zuwider? sagte er, „du willst ihn nicht? — Gesteh es mir nur, ich zürne nicht. Es ist nur ein erzdummer Narrenstreich, daß ich dir's nicht vorläufig sagte, oder besser bei dir auf den Strauch klopfte. Deine Mutter hat's falsch verstanden, und nicht gewußt, was die Glocke geschlagen. — Es ist ganz und gar meine Schuld nicht."

Bätely, als sie des Oheims Worte und seinen Irrthum vernahm, in welchen ihre Thränen ihn geführt, wollte antworten. Aber die Stimme verschwebte in einem Seufzer; sie erröthete unter Thränen, sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

„Ja, es ist eine verdammte Geschichte!" rief der verlegene Oheim, und rieb sich in der Angst die Hände; für ihn war jetzt nur die Frage: wie man den fehlgeschlagenen Operationsplan mit bester Manier vertuschen, und den Zeugen und Ehrengästen einbilden könne: er habe ein Späßchen treiben wollen mit der Verlobung? — Die Sorge umdunkelte seine Stirn: „Sei nur ruhig, Bätely. Das Ding läßt sich noch ändern; man muß bei großen Unglücksfällen nie den Verstand verlieren. Das ist die Hauptsache. — Wenn du mir nur sagen wolltest, Herzensbätely, ob dir Herr Quint durchaus und im Tod zuwider sei? ob du nicht glaubst, du könntest ihn einmal mit der Zeit lieben? Ich könnte dir Geschichten er-

zählen, eine über die andere, wo aus gezwungenen Ehen die besten Ehen erwachsen sind. Leider, daß die Zeit zu kurz und hier Gefahr im Verzug ist. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn du nur einmal, so zu sagen, provisorisch die Verlobung probiren wolltest. Das Andere wird sich schon hernach finden."

„Aber", stammelte das Mädchen, „wißt Ihr denn auch gewiß, daß mich Herr Quint leiden mag?"

„Dich leiden, Herzensbätely?" schrie der Onkel, und die Frage ließ ihn wieder vollkommen aufleben: „Dich leiden? daß sich Gott erbarme, er liebt dich mit Schmerzen von Herzen bis zum Sterben."

Bätely sank an des Oheims Brust mit heftiger Bewegung.

„Mein Gott!" rief Herr Pyk, und seine Angst ward wieder mächtig, wie zuvor: „erkläre dich, mein Schatz! rede nur, probire nur. Versuch' nur die Verlobung, du stellst dir das Ding etwas schwerer vor, als es ist. Es ist daran noch kein Mädchen gestorben."

Die Jungfrau hörte des bekümmerten Onkels Ermahnung nicht. Sie hörte nur noch im Innern der Seele das Forttönen der Worte: „Er liebt dich von Herzen bis zum Sterben!"

Sie hob ihre Arme empor, umschlang damit

des Oheims Nacken, verbarg ihr Gesicht an seine Brust, und sprach: „Saget's ihm nur, denn ich kann es ihm nicht sagen: ich lieb' ihn auch von Herzen!"

Herr Pyk wäre beinah zu Boden gefallen. — Er horchte, horchte noch einmal, als wollte er selbst das Echo dieser Worte noch auflauschen. „Ei, du Närrlein," rief er, „wie kannst du mich auch so quälen. — Also, das wäre dein Ultimatum? — Bravo!" Er küßte sie, und rief: „Nun hol' ich dir Herrn Quint her, das mußt du ihm selbst sagen."

Er sprach's. Vergebens streckte Bätely's Arm sich hin, ihn zu halten. Er flog davon in's Zimmer, um den Bräutigam zu suchen. — Alle faßen sie da, die Gäste, in ihrer Pracht versammelt. Nur Herr Quint war nicht zu sehen, und hatte sich noch nicht sehen lassen.

Herr Pyk zog die Taschenuhr. Es war schon halb ein Uhr vorüber. „Geht mir denn heut alles in die Quer?" brummte er, und ging vors Haus.

18.

Nicht ihm allein, sondern auch Herrn Quint war der heutige Tag ein Quertag. Der Mensch ist nicht Gebieter seines Schicksals. Die Tage nehmen ihn; nicht er nimmt die Tage.

Der ganze Vormittag war dem Philosophen unter Beschäftigungen entronnen, die ihm ehemals fremd waren. Er schrieb Anreden, Danksagungsreden und putzte sich stattlich zur Verlobungsfeier.

Ein Stubengelehrter, der Sr. Majestät dem König präsentirt werden soll — ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, der bei voller Kirche seine erste Predigt halten soll — ein in Schulden seufzender Kaufmann am Lotterietag, dem das große Loos helfen, die Niete den Untergang bringen könnte — Keiner von diesen Sterblichen allen kann tiefere Angst empfinden, als Herr Quint wirklich empfand, seit er am Morgen von schweren Träumen erwacht, und des Gedankens mächtig worden war: Heut ist Verlobungstag!

Da sah er im Geist eine Geliebte, die er nie eigentlich gesprochen, der er nur Albernheiten gestammelt hatte, die er mit seinem Niesen erschreckt, mit seinem Tanz auf dem Berge amüsirt, mit seiner Abfahrt in die Gründe zum Strom-Ufer in die Flucht getrieben hatte — da sah er neunzehn Zeugen und Ehrengäste, ihm fast alle wildfremde Personen, entsetzliche Gratulanten, steife Komplimentenschneider, und er sich mitten drunter, sein Thun und Lassen der Kritik preis gegeben, von allen Basen und Muhmen begafft. — Er fluchte im Herzen auf die Eitelkeit

und Pomplust des Herrn Pyk. Er hätte mit Freuden eine halbe Tonne Goldes hingeworfen, wenn er sich damit von der Feierlichkeit, in der er die Hauptrolle spielen mußte, hätte loskaufen können. Fast wäre ihm seine ganze Liebesgeschichte verleidet.

„Was hat auch die Narrenwelt davon," sprach er bei sich selbst, indem er halb angekleidet sein Zimmer mit schnellen Schritten auf- und ablief, „was hat sie auch davon, daß sie die einfache Natur zum Firlefanz verkehren und die einfachste Sache von der Welt zum Fratzenwerk verzerren will? O Bätely, warum mußten wir beide mit diesen Herzen, mit diesen Gefühlen in eine Welt, wo man nur Rock und Braten sieht? — Die Wilden sind glücklicher. Zwei an einander schlagende Herzen, das ist die wahre Verlobung."

Inzwischen half die Protestation gegen der Welt Narrheit nichts zur Sache. Die Augenblicke eilten davon. Man mußte sich ankleiden, und zwar diesmal ein wenig sorgfältiger, denn gewöhnlich; man mußte noch hin und wieder manches in der Wirthschaft ordnen; man mußte endlich auch wohl beiläufig darauf denken, was man den Zeugen und Ehrengästen, der Braut, und der Tante, und der Formalität willen auch dem Oheim sagen wollte, um nicht im entscheidenden Zeitpunkt wie ein Stock dazustehen, sich

zu kompromittiren vor der Braut und sämmtlichen Verwandtschaft.

Während sich Herr Quint die Kleider zusammensuchte, studierte er ämsig an zierlichen Redensarten und Höflichkeitserwiederungen. Aber es war, als wenn sein Geist ihm alle Dienste versagen wollte. Er fand keinen Sinn und keine Worte. Dies mehrte seine Aengstlichkeit. Im tiefen Nachsinnen vergaß er die rechten Kleider zu wählen. Er holte dergleichen aus allen Schränken, und kleidete sich an, und wurde vom Spiegel belehrt, wie unpassend er den Anzug ausgelesen, wie bunt, wie geschmacklos er dastand, in weißen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und veilchenfarbenem Rock.

Die Garderobe mußte von neuem gemustert werden. Unterdessen gingen die glücklichen Einfälle wieder verloren, welche er zum Kompliment mühsam zusammengestoppelt hatte. Er ließ die Kleider zurück, und setzte sich in halber Wuth an's Schreibepult, um für den äussersten Nothfall einige vorzubringende Artigkeiten aufzuzeichnen. Er fühlte mit Todesverdruß seine Untauglichkeit in große glänzende Gesellschaft. Er verwünschte tausendmal die Verlobungen und die Riesenpläne des Herrn Pyk, und die Eitelkeit aller Oheime. Er schrieb:

„Jungfer Braut — Sie sehen mich hier —“

Es ist aber noch die große Frage, ob man Bäteln sogleich Braut nennen darf? Dies ist sie doch wahrscheinlich nur erst nach dem Verlobungsakt. Besser also: „Jungfer Pyk, Sie sehen mich hier, als den glücklichsten Menschen, der, indem Sie ihm Ihre, überaus schätzbare Hand, die —" das Ding geht nicht. Es kömmt steif heraus. Und doch, was ist die ganze Wirthschaft mehr und weniger, als steife Schneiderei? — Eine Art Liebeserklärung muß einmal herauskommen, um so mehr, da bis jetzt von keiner Seite eine solche gethan worden war. Die schönste Erklärung wäre die einfachste: „Jungfer Pyk, ich bin Ihnen gut." Aber, hilf Himmel, welch eine Miene müßte das gute Mädchen dazu machen, wenn nun die ganze im feierlichen Zirkel herumstehende verehrliche Gesellschaft über die lakonische Erklärung in Gelächter ausbräche, oder die Nase rümpfte, oder in die Schnupftücher bisse, um das Gekicher zu verheimlichen!

Er stand wieder auf. Mit dem Schreiben ging's auf keine Weise. Vielleicht glückte ein Impromptü. Er trat vor den Spiegel, um mit lächelnder Miene, schmeichelnder Stimme etwas Schönes zu sagen. — In dem Augenblick brachten ihn zwei sehr verschiedene Dinge ausser sich selbst.

Erstlich, er fand sich angekleidet, aber noch

sein Haar ganz in der nächtlichen Verwirrung, ungekräuselt.

Zweitens, in der Kirche des Nachbardörfchens schlug es zehn Uhr, und die andächtige Christengemeinde kam vom Gottesdienste zurück über alle benachbarte Wege und Stege verbreitet.

Ein kalter Schauer überfloß ihn. Er hätte fast Hexerei glauben mögen, denn er stand im Wahn, es könne noch nicht neun Uhr sein. Gesetzt, er hätte sich spornstreichs auf den Weg gemacht: so mußte er volle anderthalb Stunden bis zur entlegenen Burg des Herrn Pyk traben. Dann war's eilf Uhr und ein halb.

Wahrscheinlich versammelte sich gegenwärtig schon die Verlobungsgesellschaft — wahrscheinlich war er nun schon der Gegenstand der allgemeinen Unterredung — wahrscheinlich war Bätely mit der Tante schon dort; denn um der Sonnenhitze zu entgehen, hatte sie vermuthlich die Morgenkühle benutzt, drei Stunden Wegs zu machen, im kleinen „Thal-Wägli." — Und der Bräutigam stand noch ungekämmt und ungepudert vor dem Spiegel da, die weißen Haarwickeln am Kopf.

19.

Es liegt im Karakter großer Männer, daß sie auch durch die widerwärtigsten Ereignisse nicht ausser Fassung gebracht werden. Alles Große, Un-

geheure, Erschütternde gehört gleichsam zu ihrem Wesen und Werk. Hingegen Kleinigkeiten sind oft Sieger über sie. So achtet der Löwe den Zahn des Tigers kaum im Kampf; er fährt aber beim Stich der Mücke auf.

Das ist nun alles, was sich zur Ehrenrettung des Herrn Quint sagen läßt. Die schwersten Opfer würde er mit Heldenmuth gebracht, die größten Leiden als Mann getragen haben — aber dieser Moment vor dem Spiegel, während die Dorfuhr schlug, rieb seine Kraft auf.

Er warf zum drittenmal die Kleidung ab, und setzte sich im Schlafrock vor den Pudertisch, sein Haar zu kräuseln. — Auch hier störte ihn ein schadenfroher Dämon. Bald standen die Seitenlocken zu hoch, bald zu tief. Es war nichts Zierliches herauszubringen. In Eilfertigkeit und Zerstreuung — denn er studierte noch immer Anreden, und notirte beiläufig das Beste davon mit Bleistift in die Schreibtafel — verderbte er immer, was er vorher ziemlich leidlich gemacht hatte. — Dreimal schleuderte er mit Wildheit Kamm und Puderquaste zu Boden, und hob sie dreimal wieder auf, denn es war nun einmal Verlobungstag, und es ließ sich nicht ändern.

Schlechter denn jemals frisirt, doch nicht so unausstehlich übel, als er selbst glaubte, erhob er sich endlich. Er war im Begriff, seine Konzepte

von Komplimenten noch einmal zu durchfliegen — da schlug die behexte Dorfuhr eilf; und die fromme Betglocke brummte zum Ueberfluß noch dreimal hintendrein.

Herr Quint ward blaß vor Schrecken. Er hatte keinen Augenblick zu säumen. Vor halb ein Uhr konnte er jetzt unmöglich in Pyks Hause sein. — Ein weiter Weg, ein ungewöhnlich heißer Tag — zur Verlobung — man denke!

Hurtig ergriff er Stock und Hut, warf den stäubenden Schlafrock ab, zog das veilchenfarbene Kleid an — aber damit war's wieder nicht abgethan. Da war noch hier zu bürsten und da. Auf die Schuhe war Puder gefallen; der Hut hatte am Bett gehangen und Federdunen aufgefangen; man hatte noch Hausgeschäfte, die abgethan werden mußten, und von keinem Andern abgethan werden konnten.

Es schlug ein Viertel auf zwölf Uhr, und Herr Quint stürzte zum Haus hinaus.

Laufen hilft nicht zum Schnellsein. Er verlor bald den Odem; man mußte langsamer gehen, und den Schatten suchen, denn die Sonne stach gewaltig.

Während des Galopps, welchen Herr Quint sonst selten zu nehmen gewohnt war, hatte er eigentlich an nichts denken können. Erst bei langsamen Füßen wurde sein Gedankenlauf schneller.

Er fühlte, daß schon Alles verfehlt sei. In jedem Fall mußte die versammelte Gesellschaft beim Herrn Pyk über das Ausbleiben des Bräutigams in Bestürzung gerathen, in jedem Fall mußte die Jungfer Braut ob der Ungezogenheit des Bräutigams empfindlich sein; in jedem Fall hatte Herr Pyk das Recht zu schmählen, in jedem Fall mußten Entschuldigungen dagegengestellt werden — in jedem Fall standen die Sachen so schlimm, daß man hätte Postpferde nehmen und davon segeln mögen.

Ausser seinem Geburtstag, ohne welchen er nie den heutigen gesehen haben würde, hatte Herr Quint in seinem Leben keinen wichtigern gehabt. Und gerade dieser heutige mißglückte ihm so sehr. Wirklich stand er still, um sich besser seines Thuns zu besinnen. Er sah rückwärts, vorwärts, hinauf gegen die Alpen, hinab gegen den Strom; guter Rath war in allen Ecken theuer.

Die glühende Scheibe der Mittagssonne hing sengend über dem Thale. Die Schatten krochen zu den Wurzeln der Bäume zurück. Die kühlen Felsenwände an den Gebirgsrippen blendeten das Auge; jeder Fußtritt wehte über die schmachtende Flur eine Staubwolke.

Herr Quint hatte sich nie so übel und unbehaglich gefühlt. Er kam fast auf den Entschluß, heimzukehren und den ganzen Plunder von Ver-

lobung, Schmaus und Fest fahren zu lassen, unter dem Vorgeben, er sei plötzlich erkrankt. Noch hatte er eine Stunde zu wandern; eine halbe hatte er jetzt zurückgelegt.

Sein Mißbehagen zu vermehren, fühlte er starke Eßlust. Sein Magen kannte die gewohnte Mittagsstunde, und hielt auf alte Ordnung. Unter solchen Umständen stand es mit der vorgeblichen Krankheit schlecht. — Aber seine Noth war noch nicht zu Ende.

Es wehte vom Strom herüber ein schmeichelndes Kühllüftchen, welches Herrn Quint gewiß wohlgethan haben würde, wenn es ihm nicht vom Nacken hervor, über die Schultern, einen Schwarm Haare hergeblasen hätte. — Er drehte sich hastig um. Niemand war da. Er fuhr mit der Hand in den Nacken; da fand sich das Unheil. Entweder war der Haarbeutel vergessen, oder unterwegs verloren.

Hier war keine Zeit zu verlieren. Er schwenkte sich, und jagte vollen Sprungs nach Hause zurück.

20.

Jeder Andere, was würde er in der Lage des unglückseligen Mannes gethan haben? — Noch einmal den Versuch erneuern, zum Verlobungshause zu kommen? Oder daheim bleiben, und ein freundlicheres Schicksal abwarten?

Herr Quint wählte mit rühmlicher Entschlossenheit das erste. Der quästionirte Haarbeutel von schwarzem Taffent lag wirklich auf dem Schreibtisch, neben seinem guten Freunde, dem Fernrohr. Beide Mobilien leisteten Herrn Quint sonst immer auf Spaziergängen Gesellschaft; diesmal und gerade das wichtigste mal versäumten sie ihren Herrn.

Die Haartasche am gebührenden Ort im Nacken, das Fernglas in der Hand, verließ Herr Quint, nicht ohne einen tiefen Seufzer, zum andernmal seine stille, verwaiste Wohnung.

Jetzt schlug die Glocke des Kirchthurms zwölf Uhr — recht, als hätte sie boshaft seiner geharrt, um ihm eine Stunde nach der andern in's Ohr zu brummen. — Dies raubte dem guten Manne, der nun schon einen ganzen Morgen von Angst und Pein umhergetrieben war, und nie von der Stelle kam, Muth und Trost. Nie ist man abergläubiger, als wenn man fürchtet oder hofft; und nie hofft und fürchtet man mehr, als wenn man liebt. — Herr Quint nahm sein bisheriges Ungeschick als unfehlbare Weisung, daß Bätely für ihn nicht bestimmt sei. — Mit dem besten Herzen, mit der reinsten Liebe, fand er sich des Mädchens nicht würdig, weil ihn alle Umstände verdammt hätten, lächerlich zu erscheinen. Nichts aber ist lächerlich, ohne verächtlich zu sein.

Diese Betrachtungen munterten ihn wenig auf. Langsam schlich er den gewohnten Weg dahin, voll tiefen Mißmuths. — Er ging, — er wollte dennoch zur Verlobung, und dem Schicksal trotzen. Es war aber nicht mehr der Liebe Magnet, welcher ihn zur Burg des Herrn Pyk zog, Verzweiflung war's. Er wüthete gegen sich selbst. Er wollte das Schwerste ertragen, und auch dem Uebelsten keinen Halm breit aus dem Wege gehen.

„Eigentlich aber“ — so sprach er bei sich selbst, — „eigentlich aber ist Er, Meister Ungeschick, mit all Seiner eingebildeten Weisheit ein Tropf. Er selbst ist an allem Unheil Schuld. Ein wenig früher aus den Federn, ein wenig systematischer in Seinem Tagwerk, ein wenig bedächtlicher in Seinem Thun und Nichtthun, und die Teufelei wär' Ihm nicht widerfahren. Geh Er jetzt; laß' Er sich ein Bischen auslachen; komm' Er zu seiner Verlobung, wenn die Andern, des Wartens müde, am Tische sitzen und abgegessen haben; präsentir' Er Sich, Herr Pinsel, und mach' Er Seine Bücklings links und rechts. Was will Er denn antworten? was will Er aufbringen, um die Blöße Seiner Albernheit nur halb zu bedecken? Studier' Er wenigstens auf einen Einfall, den man zur Noth anhören mag!“ —

Indem er sich also den Text selbst las und mit Vorwürfen kasteite, ward er in der Ferne

einige ihm entgegenkommende Personen gewahr. Er zitterte und blieb stehen. „Wahrscheinlich sind sie abgeschickt, dich zu suchen — was willst du sagen?“ Er verging vor Scham. Er legte das Fernglas an die Augen. Wirklich sah er hell und deutlich zwei festlich gekleidete Männer; sie gingen mit scharfen Schritten ihm entgegen. Er beschloß ihnen auszuweichen, um Zeit zur Erfindung irgend eines Mährchens zu gewinnen. Rechts lag die Brücke über den Strom. Wiewohl ihm dies einen Umweg von einer Stunde machte, indem er schlechterdings am Ende des Thals wieder über den Strom zurück mußte, um zu Herrn Pyks Behausung zu kommen, setzte er doch eilfertig hinüber. Die Furcht ließ ihm keine Besinnung. Wie ein Sünder schlich er schamhaft hinter den Gebüschen weg, um von den Abgesandten nicht ausgespäht zu werden.

Er entkam ihnen zwar glücklich — aber welch' eine Strecke Wegs lag nun vor ihm! —

Und als er nun auch diesen fast durchlaufen hatte, — als nun vor ihm schon hinter den Gebüschen die Thürme und Dachgiebel von Thosa aufstiegen, und links vom andern Ufer des Wassers die alte Burg herblinkte, was half es ihm? — In der Kirche von Thosa schlug es zwei Uhr, und man läutete zum nachmittäglichen Gottesdienst ein.

„Es ist vorbei!“ seufzte betrübt Herr Quint,

„man erwartet dich nicht mehr. Du kömmst in jedem Fall zu spät an.“

21.

Um sich dessen besser zu versichern, beschloß er einen benachbarten, dickumbüschten Hügel zu besteigen, von wo herab er die Pyk'sche Burg, nebst allem was aus- und einging, wohl beobachten konnte. Es war von hier bis dahin eine halbe Stunde Wegs.

Er wählte sich das bequemste Plätzchen, und zog sein Fernrohr. — Da sah er die Fenster offen — sah an einer langen gedeckten Tafel die Gäste umhersitzen in bunter Reihe. Man schien vergnügt zu sein, und seiner nicht zu gedenken. — Heiße Thränen stiegen ihm in's Auge. Er fühlte all das Häßliche seiner Lage. Ermattet von dem langen Lauf, entkräftet von der Hitze des Tages, hungrig und traurig, auf einem abgestorbenen Eichstamm, mußte er seinem eigenen Verlobungsfeste durchs Fernrohr zuschauen. Wer wäre an seiner Stelle gleichgültig geblieben?

Er warf das Sehrohr auf die Seite und trocknete vom glühenden Antlitz die Thränen des Verdrusses. Er schwor sich in seinem Herzen von Bätely und der ganzen Welt los. Er schwor, noch strenger die Einsamkeit zu suchen; niemandem

anzugehören; auf alle Lust der Welt Verzicht zu thun, und sein Vergnügen nur darin zu finden, unglücklich zu bleiben.

In diesen Schwüren lag freilich kein logischer Zusammenhang; aber er fühlte sich dabei in der tiefen Stille des Waldes nur durch gänzliche Verzichtung wohl. — Es war ihm, wie einem vom Weltsturm Umhergeworfenen, der in den klösterlichen Mauern das Gelübde ewiger Entsagung ablegt. Der Frieden des Hains, die Stille umher, die Dämmerung unter den Zweigen wirkten beruhigend in sein krankes Gemüth. Er nahm diesen Zustand als Folge philosophischer Entschlossenheit.

„So sei es denn!“ sprach er für sich selbst: „So ist auch mir eine Ruh' vorhanden. Die Welt ist nicht für mich, auch ich tauge nicht für sie.“

Er erwartete in dieser Stimmung auf dem Hügel den Abend. Erst im Dunkeln, ungesehen und ungekannt, wollte er seiner Heimath zu.

Herr Quint hat nachmals gestanden, daß die Stunden, welche er in diesem Walde bis zum Abend hin unter tausend Träumen verlebte, zu den genußvollsten seines Lebens gehörten. — Um sein selbstgeschaffenes Paradies durch nichts zerstören zu lassen, verließ er den Anblick des Pykschen Landgutes, und Verlobungsmahls; wählte eine andere, finstere Stelle; sah hier einen Theil des

Thales unter seinen Füßen; sah perlfarbene Wetterwolken über den Bergspitzen glänzen, oder hohe Staubsäulen durch's Thal und über den Strom wandeln, oder die Schwalben mit leuchtenden Flügeln in ungewöhnlicher Höhe schwärmen.

Sobald es finster war, machte er sich auf, den Rückweg anzutreten.

Aber das heftigste Gewitter trat jetzt hinter den Bergen hervor. Bald entflammten alle Wolken und Felsen, und der Donner rollte stoßend durchs Thal, als stürzten die Alpen ein und die ewigen Gletscher.

Zum Glück kannte Herr Quint seinen Weg. Das schauerliche Spiel der Natur schreckte ihn nicht. Es stimmte zu seinem Innern. Wenn fressend der Blitz durch die auflodernden Wolken zog; wenn ein Windsturz sich brausend in den Wäldern verlor; wenn der Donner längs den Bergwänden rollte: so war's ihm, als lagere sich ein Grab mit wohlthätiger Verheerung über alle Leiden der Vergangenheit hin.

Ein gewaltiger Regen aber trieb ihn bald vom Wege ab in eine seitwärts liegende Bauernhütte. Die Bewohner derselben reichten ihm gastfreundlich ein dürftiges Abendmahl. — Er vergaß seines kummervollen Tages; erquickt setzte er die Reise nachher fort, obgleich es schon spät war. Er hoffte noch vor Mitternacht die Heimath zu erreichen:

aber Mitternacht war's, ehe er zur Strombrücke an das Zollhaus kam.

Das Gewitter hatte sich verzogen; allein der Regen strömte mit doppelter Heftigkeit. Herr Quint, dem diesen Tag so manches fehlgeschlagen, opferte nun auch noch den letzten Wunsch auf. Er beschloß, im Zollhaus zu übernachten, denn er war müde. Ein einsames Licht wandelte noch im Zimmer des Zollners.

Hier schlief alles schon tiefen Schlaf. Nur die wirthliche Hausfrau war noch wach. Sie kannte Herrn Quint, und beklagte ihn, weil der Regen viel Reisende von der Straße zu ihr ins Haus getrieben und kein Bett mehr übrig war.

„Unseliger Tag!" brummte Herr Quint, der ein gutes Nachtlager liebte: „muß sich denn alles gegen mich zusammenrotten?"

„Doch, nein!" rief die Frau nach einigem Besinnen: „wenn's Euch nicht zuwider ist, so könnet ihr ja selb-ander schlafen. Das Gewitter hat auch unsern wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer zum Einkehren gezwungen; ein großes zweischläfriges Bett, worin zur Noth drei Raum hätten, läßt Euch Platz genug. Ihr müsset vorlieb nehmen. — Aber das Bett ist gut."

„Nein, um des Himmelswillen, ich will ihn im Schlaf nicht stören!" rief Herr Quint.

„Nicht doch, der alte Mann hat festen gesun-

den Schlaf und nimmt's nicht übel!" erwiederte sie. „Da, nehmt die Kerze. Ihr findet das Zimmer leicht; rechter Hand das erste, wenn Ihr die Treppe hinauf seid."

Schweigend nahm Herr Quint die Kerze. Sobald er an die beschriebene Thür kam, löschte er bescheiden das Licht, um den Herrn Pfarrer nicht zu wecken. Der Mond leuchtete matt durch die Scheiben. Er fand das Bett; warf Rock und Schuhe und Haarbeutel ab, legte sich leise neben den schlummerndern Seelenhirten, und entschlief, von vielen Abentheuern müde.

22.

Das morgenliche Sonnenroth spielte schon anmuthig zwischen dem Blätterschatten der Gartenbäume durchs Fenster, als Herr Quint erwachte.

Schier war es ihm zu spät. Er hätte vielmehr gewünscht, mit Morgens Anbruch daheim zu sein. Der alte Pfarrer, dem er den Rücken zugewandt hatte, schlief noch, aber, wie es schien, etwas unruhig.

Herr Quint, um sich eine Entschuldigung zu ersparen, war eben im Begriff, geräuschlos zu entschlüpfen, da warf der geistliche Mann im Schlafe seinen Arm queer über den erschrockenen Quint hin, und zwar über dessen Hals, zwischen Kinn und Brust. Hier blieb er unbeweglich liegen und schwer, wie Blei. Herr Quint verlor fast den Odem.

Es darf von mir nicht erst gesagt werden, daß allzuzarte Bescheidenheit der Hauptfehler des Herrn Quint war. Ein Anderer, minder gutmüthig, als er, würde vielleicht den erwähnten Arm ohne alle Umstände zurückgeworfen und in die gebührenden Grenzen gewiesen haben; — er aber wagte es nicht.

Langsam und unmerkbar, wie der Stundenzeiger am Zifferblatt, gedachte er sich unter dem schweren Arm hervorzuziehen. Es glückte so ziemlich, obgleich das Knistern des alten, hölzernen Bettgestells ihm zweimal tödtliches Schrecken abjagte. Allein als er schon auf der Hälfte des Weges war, und der rechte Fuß schon Anstalten machte, das Lager anf immer zu verlassen, mußte Halt gemacht werden. Den Herrn Quint wandelte wieder ein Reiz zum Niesen an, und zwar so rasch, so lebhaft, so mächtig, daß er nichts konnte, als, wider seine übliche Weise und Sitte, den herzhaften Ton mit zurückgehaltenem Odem zu dämpfen. Desto mächtiger ward dadurch die Erschütterung seines ganzen Körpers. Die Bettstelle wankte und krachte, als wollte sie zusammenstürzen. — Der Seelenhirt mußte erwachen; Herr Quint aber stellte sich in dieser neuen Verlegenheit sogleich, als wenn er schliefe.

Wirklich machte der geistliche Nachbar einige Bewegungen, ließ aber den Arm auf Quints Halse liegen, und schien ebenfalls wieder entschlafen zu

wollen. Mehr wünschte Herr Quint nicht. Mit geschlossenen Augen blieb er daher unbeweglich, und dachte ad interim über die Begebenheiten des verflossenen Tages, über die mißlungene Verlobung, über die Einsamkeit am Waldhügel, und das Donnerwetter nach.

Seine Stimmung hatte während der Nacht große Umwandlungen erlitten. Er war bei weitem nicht mehr so muthig, als am gestrigen Abend. Seine Fantasien waren verflogen; mit der baaren Wirklichkeit hatte er's nun zu thun.

Zu Erklärungen zwischen ihm und Herrn Pyk mußte es nothwendig gedeihen; — das Mährchen aller Dörfer im Thal zu werden, blieb nun unausweichlich. Er bebte von neuem vor tausend verdrießlichen Auftritten; fürchtete seinen eigenen Hausleuten lächerlich zu werden; wünschte, daß zwischen ihm und dem gestrigen Tage, statt einer Nacht, der Zeitraum eines Jahrhunderts läge. Als flüstere es ihm sein guter Dämon zu, gerieth er auf den Gedanken, eine lange Reise zu machen, und zwar wegen dringender, höchstwichtiger, geheimer Geschäfte. Daraus konnte er dann Vorwände spinnen in Hülle und Fülle, wegen seines gestrigen Aussenbleibens; konnte an Herrn Pyk schreiben und mit der Feder das Ding glaubwürdig machen. Selbst an Bäteln konnte er einen rührenden Brief schreiben. Sie wird ihn lesen,

dachte er, mit Wehmuth wieder lesen, und den Abwesenden heimwünschen. Welch eine Wonne! — Herr Quint segnete den glücklichen Einfall; er zürnte auf sich, nicht früher, nicht gestern schon aufgebrochen zu sein.

Indem er nun umherdachte, wohin? wie lange? aus was Ursach? — und indem er sich schon unter unbekannten Menschen, in fremden Gegenden träumte, dort sich mit Heimweh nach dem vaterländischen Thale zurücksehnte, — und dann gedachte der Heimkehr mit ihren Freuden — indem er alle einzelne Auftritte des Wiedersehens mit der reizendsten Färbung ausmalte: — tönte ihm plötzlich eine fremde Stimme in's Ohr: „Ach, Gott!"

Es war aber keine Männerstimme. Herr Quint glaubte den Geist aufgeben zu müssen. Er schlug, ohne seine Lage zu ändern, die Augen auf. Niemand war im Zimmer. Der Pfarrer lag ruhig neben ihm; ein so süßer Engelston aber konnte aus keiner pfarrlichen Kehle tönen.

23.

Der lastende, oft erwähnte Arm zog sich zurück. Der Geistliche warf sich auf die andere Seite. Herr Quint wollte an dem seinen Augen vorbeifliegenden Arm wahrgenommen haben, daß derselbe mit seiner feinen weißen Haut, seiner kleinen Hand und den zarten Fingern unmöglich einem alten

Seelen-Bischof zugehören könne. Nicht ohne Herzpochen und Furcht, eine gefährliche Entdeckung zu machen, hob er sich leise, um den Nachbar seitwärts anzuschauen.

Da lag mit weggewandtem Gesicht ein schöner Weiberkopf, eingehüllt in eine feine Linnenhaube, unter welcher üppig-ringelnd das dicke Goldhaar über eine halb entblößte Achsel quoll. Die Unbekannte war aber in Sonntagskleidern auf dem Bett ruhend, und schien nicht darauf gerechnet zu haben, hier eine ganze Nacht verweilen zu müssen. —

Ein übleres quid pro quo hätte ihm wohl nicht begegnen können. Jetzt gute Nacht, Reiseplan! — Wer ihn hier fand, wer ihn aus der Schlafkammer gehen sah, mußte Glossen machen, die für seinen guten Ruf nicht vortheilhaft werden konnten. Bätely, Herr Pyk, die ganze Genossenschaft von Verwandten, konnt' es erfahren. „Darum also kam er gestern nicht zur Verlobung!“ wird es heißen: „Jetzt mag er sehen, wie er sich rein brennt!“

Bei aller seiner Unschuld fühlte Herr Quint die heftigste Gewissensangst. Der böse Schein zeugte gegen ihn. Er, ein so frommer, tugendlicher Mann, dem jeder Hausvater seine Tochter anvertraut haben würde, lag hier mit, Gott weiß wem? auf gleichem Bette. Da half kein Protestiren, kein Bedeuten, daß die Zöllnerin ihm die falsche Kammer

angewiesen, oder er die Kammer des Pfarrers verfehlt habe. — Es war zu spät.

Und, wer auch immer die Schöne oder Häßliche sein mogte, welche neben ihm eine Nacht durchlebt hatte — was mußte sie denken, glauben, sagen beim Erwachen, beim Erblicken des unbekannten Bettgenossen? —

Herr Quint, auf seinen Arm gestützt, unbeweglich wie eine Bildsäule, starrte immer das Gespenst neben sich an, unfähig zu irgend einem schicklichen Entschluß. „Bin ich denn auch zum Unglück geboren?“ seufzte er bei sich.

Die Schläferin erwachte, richtete sich halbträumend, auf den Arm gelehnt, empor, sah erstaunt den Mann vor sich, und Herr Quint . . . o, was hätte er drum gegeben, wenn jetzt der jüngste Tag angebrochen wäre; die Engel in die Posaunen gestoßen hätten, und Himmel und Erde zusammengesunken wären! — — es war das kleine Bätely selbst, welches ihn mit den blauen Augen starr ansah.

24.

Wer auch noch den leisesten Anspruch auf Zartgefühl macht, ohne gerade die Schüchternheit so weit zu treiben, als unser blöder Schäfer: wird sich das Entsetzen desselben denken, da er, wie durch Zauberei, in demselben Augenblick neben

der Geliebten halb saß, halb lag, da er sich weit von ihr vielleicht auf ewig getrennt glaubte. Sein ganzes Abentheuer mit dem Mädchen, seit dem Tanz der rothen Pantoffeln, bis jetzt, war ihm so wunder-seltsamlich, daß es wahrhaft philosophischer Stärke bedurfte, um nicht an Hexerei zu glauben.

Bätely hingegen war noch viel mehr erstaunt. Sie hatte den gestrigen Tag von nichts, als ihm gehört, an nichts, als an ihn gedacht; kein Wunder, wenn sie in der Nacht von ihm geträumt hatte, und ihr Erwachen an seiner Seite im ersten Augenblick für Fortsetzung des Traums unter andern Dekorationen hielt.

Ihre Seele, obwohl zwischen Schlaf und Wachen taumelnd, verständigte sich doch aber bald mit der Wirklichkeit, wiewohl dieselbe immer unbegreiflicher war, als das Spielwerk eines Traums.

„Mein Gott!“ rief sie: „Herr Quint!“

„Bätely,“ stotterte der arme Mann, „es ist gewiß, ganz gewiß und sicherlich nicht — mit Vorsatz geschehen, daß ich hier bin.“

„Ach, das glaub' ich wohl!“ entgegnete Bätely mit einem Seufzer, und dachte nun erst an ihren gestrigen Kummer, wo sie umsonst auf den zu Verlobenden einen ganzen Tag gewartet, und endlich nach vergeblichen Hoffen gefolgert hatte, er sei entweder unglücklich gewesen, oder liebe sie nicht.

Denn man hatte Boten zu ihm ausgesandt, seine Abreise erfahren, ihn im ganzen Thale suchen lassen, ihn nirgends gefunden. — Unglück oder Untreue! war das einstimmige Urtheil der anwesenden Gäste gewesen, die sich nach wohlgehaltenem Trostschmause erst sehr spät getrennt hatten, weswegen, von Regen und Wetter übereilt, die Tante mit der Nichtverlobten sich bequemen mußte, im Zollhause zu übernachten, so gut, als Herr Quint.

„Die Frau des Zöllners hat mich hierher gewiesen in diese Kammer," gegenredete der Philosoph, „und meinte, hier schlafe der wohlehrwürdige Herr Pfarrer. Es thut mir leid. Ich bin ..."

Bätely sah aus Quints ehrlicher Miene, daß er nicht löge. Sie hätte ihn freilich gern unter andern Verhältnissen gesehen, als diesen. Aber leider war das Unglück einmal da. Man konnte sich freilich trennen, aber Bätely wäre nicht vermögend gewesen, ihm die Thür zu weisen. Auch dachte sie bei ihrer Herzensreinheit nichts Arges. Das Aergste, so sie denken konnte, war, er verachte sie, und wolle sich von ihr und Herrn Pyk, und einem vielleicht übereilten Versprechen ablösen. Das wars, was ihr gestern geheime Thränen erpreßt hatte. Unter Thränen hatte sie sich gestern auf dies Bett geworfen, war sie eingeschlafen.

„Sie werden mir gewiß zürnen, Bätely!“ stammelte Quint.

„Ich hätte freilich · · ·“ erwiederte Bätely mit jungfräulichem Erröthen.

„O sagen Sie nichts von gestern,“ rief Herr Quint: „ich habe unverzeihlich gesündigt. Sie können mir nicht vergeben.“

Er schlug betrübt die Augen nieder. Bätely las in seinen Mienen den ungekünstelten Schmerz, die unverstellte Liebe, und hatte ihm schon alles vergeben.

„Hören Sie mich aber an. Ich will Ihnen alles offenherzig beichten. Alles, ohne Rückhalt. Vor Ihnen will ich kein Geheimniß tragen. Und wär ich dann Ihrer Freundschaft noch würdig — ach! dürft' ich dann noch Nachsicht hoffen von Ihnen, und das Geschehene wäre, wie ungeschehen — o, dann, ich verdient' es nicht, das Glück — aber dann hätte Gott unter seinem Himmel keinen seligern Menschen, als mich Ja, gewiß, alles will ich Ihnen beichten vom gestrigen Tag.“

So sprach Herr Quint, und erzählte sein Unglück mit der glaubwürdigsten Bestimmtheit und Umständlichkeit.

Was konnte das liebende Mädchen lieber hören, als diese Erzählung, in der jedes Wort ein neues Liebesgeständniß war? Und als er von seinem Aufenthalt am Waldhügel, und seinem Gram,

und seinem Entschluß, der Welt zu entsagen, eine weite Reise zu thun, sprach, wurde sie traurig, und sagte:

„O nein, das müssen Sie ja nicht!“

„Und ich würd' es!“ seufzte Herr Quint: — „ich würd' es, wenn . . .“ hier bewegte sich seine Hand gegen die ihrige; hier stockten seine Worte; aber der unwillkührliche zitternde Händedruck, und sein Stammeln und das Versiegen seiner Stimme, und der zärtlichflehende Blick zu ihr, verriethen alles, und mehr, als Worte andeuten mögen.

Sie bebte. Reden konnte auch sie nicht. Ihr Blick verlor sich in dem seinigen. Beider Seelen sprachen zu einander, und irrten schwesterlich durch einen niegeahneten Himmel. Die Zukunft entnebelte sich vor ihnen mit ihren ewigen Fernen. Ein schönerer Himmel wölbte sich über ihnen im Morgenglanz; eine schönere Erde blühte unter ihnen. — Für sie war nichts Irdisches mehr, nichts Sterbliches, nichts Unheiliges. Mit Engelssinn schwebten sie in der Schöpfung, und der Ruf des Schöpfers zur Seligkeit drang durch ihr Herz.

„O wir werden glücklich sein!“ rief Herr Quint, mit emporgehobenem Blick.

„Glücklich!“ stammelte Bätely, und ihr Haupt sank sinnig nieder auf die nach einem Seufzer zusammensinkende Brust.

Unter dem Druck seiner Hand fühlte er an Bätely's Finger den zarten Goldring. Er mahnte ihn an den fatalen gestrigen Tag, an die versäumte Verlobung und Herrn Pyks muthmaßlichen Zorn.

„Es ist ja nicht zu spät!“ sprach er, zog seinen Ring ab, und pflanzte ihn an Bätely's Finger.

„Gibst du mir den deinigen, liebes Bätely?“ fragte er.

Sie reichte ihm den Ring. —

Die Verlobung war geschlossen. Keiner sprach dabei eine Silbe; Thränen, so in ihren Augen spielten, ersetzten den Schwur der ewigen Treue, den die Lippen nicht stammeln konnten. —

Die Morgensonne umstrahlte das glückliche Paar mit purpurfarbenem Lichte.

„O Bätely, meine Bätely!“ rief Herr Quint.

25.

Herr Pyk, und hätt' er wirklich die gesammte Herrlichkeit Salomons in Requisition gesetzt, die Verlobung dieses Paares prächtig zu begehen, hätte sie unmöglich feierlicher anstellen können, als sie hier geschehen war, auf dem keuschen Lager, in der dürftigen Kammer des Zöllners, im Rosenglanz des Morgenhimmels, unter dem Triller der Lerchen.

Herr Quint vergaß seiner Leiden und Reiseentwürfe. Das veilchenfarbene Kleid, die bestaubten Schuhe und der Haarbeutel wurden eilig hervorgesucht und angelegt. Er entfernte sich bescheiden aus Bätely's Kammer, um der Verlobten nicht die Toilette zu stören.

In Gesellschaft der Tante fuhr man sogleich zum Herrn Pyk zurück. Noch denselben Tag, und ohne Prunkschmaus, wurden die Ehepakten abgeschlossen, und vierzehn Tage nachher feierte man in ländlicher Einfalt die Hochzeit der Glücklichen.

Bätely aber trug zeitlebens rothe Saffianpantoffeln zum Andenken der Stunde, in welcher sie die Eroberung gemacht hatte.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's sämmtliche ausgewählte Schriften

Bd.: 22.

Aarau 1825

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 7866 -21/22
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11263146-6